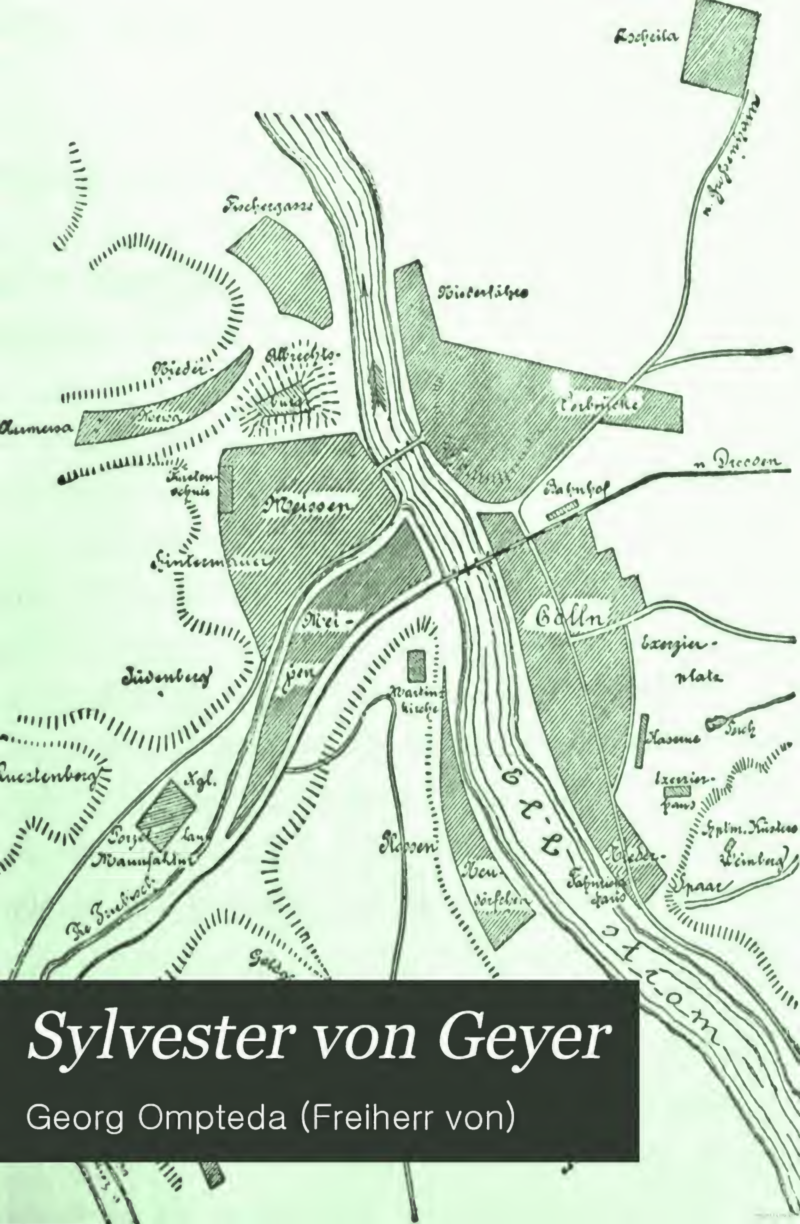


Sylvester von Geyer

Georg Ompteda (Freiherr von)

Sylvester von Geyer

Zweiter Band

Georg Freiherr von Ompteda

Deutscher Adel um 1900

Erster Teil

Sylvester von Geyer

Ein Menschenleben

Egon Fleischel & Co.
Berlin
1906

Sylvester von Geyer

Roman

von

Georg Freiherrn von Ompteda

Zweiter Band

Zwölfte Auflage

Egon Fleischel & Co.
Berlin
1906

42.

Sylvester wartete auf seine Ernennung.

Endlich standen die Beförderungen in der Zeitung, und der Vater fand, ehe noch das Einberufungsschreiben angekommen war, schon die Notiz in den „Dresdener Nachrichten". Die ganze Familie lief zusammen und umstand den Hauptmann voller Spannung. Er las die Namen langsam vor, sodaß Sylvester im stillen ungeduldig ward, wenn er es auch nicht zeigte.

— Wo ist es denn nur? — fragte die kleine Ida neugierig. Sofort legte der Vater das Zeitungsblatt aus der Hand:

— Ich kann das nicht leiden, diese Ungeduld. Ihr erfahrt es schon noch zeitig genug! — Er nahm nun die Zeitung bedächtig wieder auf, suchte noch eine Weile absichtlich langsam und las schließlich vor:

— Von Geyer, bei .... Hurrah .... da steht es, vierzehntes Infanterie-Regiment Nummer zweihundertsechzehn.

Allgemeiner Jubel erscholl, Rufen, Glückwünschen. Fanny tanzte im Zimmer herum, Ida lachte und schrie, Mariechen gab Sylvester einen herzhaften Kuß, Tante Gustel bekam, wie immer bei derartigen Gelegenheiten, nasse Augen, und die Mutter ließ sich das Zeitungsblatt vom Vater geben, um selbst den Namen ihres Sohnes als Portepeefähnrich zu lesen.

Sylvester hatte nur einen Gedanken: ob seine Uniform auch rechtzeitig käme.

Doch knapp vor dem Mittagessen wurde sie gebracht, und der Vater erlaubte Sylvester, obwohl er sonst sehr auf Pünktlichkeit beim zu Tische gehen hielt, sie noch schnell anzuziehen.

Nach fünf Minuten erschien der neugebackene Fähnrich im Salon. Er war derartig verändert, daß alle staunten. Er sah nicht mehr schmal und hochaufgeschossen aus, sondern stattlich, breit, groß und von guter Figur.

— Junge, was hast Du für Schultern! — meinte die Mutter, und nun wurde er von allen Seiten beguckt, betrachtet, bewundert, befühlt, herumgedreht und begutachtet, daß er vor lauter Fragen, Geschrei, Erklärungen, Rufen, Erstaunen gar nicht wußte, wo ihm eigentlich der Kopf stand.

— Die Schultern sind ausgestopft! — behauptete Ida.

— Gott, die engen Hosen! — rief Fanny.

— Sylvester, schnürst Du Dich? — fragte Mariechen.

— Meiner Seele, das ist unser Sylvesterchen? — bemerkte gerührt Tante Gustel.

Die Mutter wollte, daß er sofort Koppel und Helm holen sollte, aber der Hauptmann hielt es für an der Zeit, zu essen, und vertröstete sie:

— Nach Tisch, Liesbeth! Nach Tisch! Nun kommt, Kinder!

Beim Eintreten ins Eßzimmer that das Mädchen, die Emma, ganz erschrocken:

— Nee, der junge Herre, ich hätt'n doch bald gar nich erkannt!

Sylvester freute sich, so gefeiert zu sein. Er kam sich

als etwas ganz Besonderes vor. Endlich war er Soldat, richtiger Soldat, Mann. Er diente in der Armee, er war nun erwachsen.

Nach dem Essen lief er in sein Zimmer, um Helm und Koppel zu holen, doch es dauerte eine Weile, bis er alles ausgepackt hatte und das Portepee vorschriftsmäßig befestigt war. Er schnallte das Koppel so eng als nur irgend möglich, daß es ihm fast in den Leib schnitt und setzte den Helm auf den Kopf. So, in seinem dunkelblauen Infanterie-Waffenrock, mit dem rundumlaufenden roten Passepoil, dem roten Kragen und den Aufschlägen, von der goldenen Unteroffizierstresse eingefaßt, das schwarze Lederkoppel mit grün-silbernem Portepee und dem Seitengewehr umgeschnallt, den schwarzlackierten Helm mit den goldenen Beschlägen, der hohen Spitze und dem Wappen Sachsens im goldenen, sonnenartigen Stern, trat er vor die andern im Salon.

— Ah! Ah! Ah! — machten sie alle, und bewunderten ihn wieder von allen Seiten, doch nicht lange, denn Sylvester wollte gern ausgehen.

— Ich möchte Onkel Gottfried besuchen! — meinte er, wurde jedoch dunkelrot dabei, denn eigentlich war seine Absicht, sich als Fähnrich auf See- und Pragerstraße zu zeigen, wo bestimmt auch die übrigen Neuernannten sein würden, soweit sie sich in Dresden befanden. Dem Hauptmann war es sehr recht, denn er war stolz auf den nun erwachsenen Sohn, der den Rock trug, den er selbst einst getragen. Nur die Mutter ging mit ihnen, die Schwestern mußten zu Haus bleiben, und mit ihnen Tante Gustel, weil der Vater es zu auffällig fand, „in der Kolonne herumzuziehen“

Sylvester schritt zwischen den Eltern. Zweimal blieben sie halten bei Bekannten und jedesmal sagte der Hauptmann:

— Darf ich Ihnen meinen Sohn vorstellen. Er ist eben Fähnrich geworden.

Dann blieb es bei stummer Verbeugung, verlegenem Lächeln und Abschiedsgruß. Den anderen war das Schicksal des Sohnes ganz gleichgültig, das der Vater in seiner Freude für sehr wichtig für alle Menschen hielt.

Am Altmarkt trafeu sie einen Artilleristen, und es machte dem jungen Fähnrich unbändigen Spaß, als Vorgesetzter zum erstenmale den Gruß dankend zu erwidern, Ein Einjähriger vom Train schritt vorüber, der ziemlich unmilitärisch und unschlüssig grüßte. Sylvester ärgerte sich darüber. Er hatte das Gefühl, von dem andern wohl nicht ganz als voll angesehen zu werden, vielleicht wegen seines bartlosen Gesichtes. Und in dem Augenblick wünschte er sich, einen Schnurrbart zu haben. Er schaute noch zu jung und unfertig aus. Der Hauptmann aber sagte, als der Einjährige vorüberkam:

— So ein Lümmel! Ich wollte dem Kerl schon Ehrenerweisung beibringen. Das darfst Du Dir garnicht gefallen lassen, so was!

Zu Onkel Gottfried kamen sie nicht mehr, da sie noch eine Menge Besorgungen machten, die für die Equipierung Sylvesters notwendig waren.

Abends meinte der Hauptmann beim Gute-Nachtsagen:

— Das kostet ein schönes Stück Geld, Deine Ausrüstung. Es ist unglaublich, was da alles zusammen-

kommt. Natürlich geht das nicht vom Laufenden und wir müssen's eben vom Kapital nehmen. Das ist nun mal nicht zu ändern. Ich sage Dir's nur, Sylvester, damit Du siehst, wie es steht, und daß Du eben beim besten Willen nicht mehr als zwanzig Mark monatlich kriegen kannst!

— Aber Vater, ich brauche ja auch nicht mehr! — antwortete der Fähnrich.

Die Zeit bis zur Einberufung ins Regiment verging Sylvester wie im Fluge. Es waren ohnedies nur neun Tage. Aber diese Spanne Zeit zwischen dem Kadetten-Korps und seiner Zukunft schien ihm die glücklichste zu sein, die er in seinem Leben gehabt. Das Wetter war die ganzen Tage über prachtvoll. Sylvester stand so spät auf wie er wollte, bummelte in der Stadt herum und saß abends mit den Schwestern im Garten, ohne irgend etwas zu thun, in erquickendem Ausruhen und Müßiggang. Die Kameraden aus dem Kadettenkorps forderten ihn, wenn sie ihn auf der Straße trafen, öfters auf, doch mit ihnen ein Glas Bier zu trinken, aber er hatte es jedesmal abgelehnt, einmal, weil er Kneipereien nie gemocht, und dann, weil er sich vor der Ausgabe fürchtete.

Am liebsten saß er allein irgendwo im Haus oder Garten und „erholte sich", wie er es nannte, das heißt, er streckte die Glieder von sich und überließ sich seinen Träumen, die ihn nach Meißen zu seinem Regiment führten, das er noch nicht kannte. In die Rangliste guckte er dann ab und zu oder fragte den Vater nach irgend etwas Militärischem. Das Exerzierreglement, das ihm der Hauptmann gekauft, sah er nicht an. Er wollte nichts thun. Einmal in seinem Leben gar nichts thun, denn er wußte

genau, daß er später nie wieder in diese Lage kommen würde.

Am Abend vor der Abreise in seine Garnison saß die Familie noch lange Zeit mit ihm zusammen, der nun ganz aus dem Hause ging. Onkel Gottfried war dazu eingeladen worden. Alle waren sehr ernst, ein wenig gerührt gestimmt und man sprach nur von Sylvesters Zukunft. Onkel Gottfried sagte zu seinem Bruder:

— Wie nun einmal die Sachen liegen, bin ich jetzt ganz zufrieden mit meines Patenkindes Schicksal. Du weißt, Hanns, daß, wenn unser Sylvester mein Sohn wäre, er auch was anderes geworden wäre. Aber ich muß zugeben, daß man ja auch als Soldat etwas hervorragendes leisten kann. Hoffen wir, daß der Junge den Marschallstab im Tornister trägt!

Der Hauptmann schwieg eine Weile nach seiner Art und sagte dann zum neuen Fähnrich, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte:

— Mein lieber Sohn, da Dein Onkel nun einmal davon spricht und er, wie Du ja hinlänglich gehört hast .... denn Du bist oft genug dabei gewesen .... immer meint, daß es mit unseren militärischen Gaben in der Familie abwärts gehe .... jawohl, das meinst Du, Gottfried ...... also deshalb, Sylvester, möchte ich Dir in dieser Stunde, wo Du zum letzten Male in Deinem Vaterhause weilst, sagen, indem ich gerade an Deines Onkels Worte anknüpfe, vom Marschallstabe im Tornister, daß diese Worte von jenem Manne, von jenem Napoleon stammen, unter dem Dein Urgroßvater, von dem der Onkel den Namen Gottfried hat, leider im Felde stehen mußte. Aber gegen ihn kämpfend ist er vor Paris geblieben.

Sein Bild hängt da drüben. Und, Sylvester, ich muß Dich daran erinnern, daß der Marschallstab schon einmal in unserer Familie gewesen ist, wie Du weißt. Ich meine, das sind glänzende Vorbilder! Du beginnst morgen Deine eigentliche militärische Laufbahn. Ich als Dein Vater kann Dir beim besten Willen keinen besseren Rat erteilen, als: Halte Du Dich an das, was Deine Vorfahren geleistet haben, eifere ihnen nach. Es sind alle tüchtige Männer gewesen, alle ohne Ausnahme. Jeder hat nach seinen Gaben und nach seinem Können dem Könige gedient. Sie haben alle mit ihrem Pfunde gewuchert. Sieh zu, mein Sohn, daß Du Deine Sache besser machst, wie Dein alter Vater, der es freilich .... freilich .... nur bis zum Hauptmann gebracht hat .. na, Kinder .... Kinder ...

Die Rührung übermannte den Hauptmann, daß er ein paar Augenblicke aussetzen mußte, und auch alle anderen waren von den Worten des Vaters gepackt. Sie wußten, daß er es ernst und ehrlich meinte, wenn er auch seine Eigenheiten in Ansichten und Ausdrucksweise besaß.

Auch Onkel Gottfried, der sonst leicht ein spöttisches Wort für den Bruder hatte, sprach nicht.

Sylvester war sehr bewegt. Das Ende der schönen Zeit, das Neue, das seiner wartete, das Unbekannte der Zukunft — alles ging ihm im Kopfe herum und brachte ihn in gehobene Stimmung. Als der Hauptmann fortfuhr:

— Nun, mein lieber Sohn, gebe Gott, daß Du auf dem rechten Wege bist, daß Du den Beruf gewählt hast, der .. der .. der .. der rechte ist ... — meinte Sylvester seiner sicher:

— Er ist der rechte!

— Und der Marschallstab? — sagte Onkel Gottfried.

Die Mutter gab die Antwort. Sie antwortete schnell mit einem Blick auf den Liebling, in dem sich all ihr Mutterstolz ausdrückte:

— Wer weiß?

43.

Der Abschied war lang und thränenreich gewesen, als ob es für das ganze Leben wäre. Nun fuhr Sylvester vom Böhmischen Bahnhof ab, seiner Garnisonstadt zu.

Er hatte außer der Wäsche und einem Zivilanzug für Notfälle nicht viel mitzunehmen gehabt. Nur ein paar Kleinigkeiten und die Bilder der Eltern, von denen er sich nicht trennen mochte, gingen mit.

Das Coupé zweiter Klasse, in dem er saß, war leer, der ganze Bummelzug, den er benutzte, wenig besetzt. Im Augenblick der Abfahrt war noch ein Premierleutnant gekommen, ein schlanker, sonnengebräunter Mann mit weißblondem Schnurrbart, der auf den Achselstücken die Nummer 216 trug. Der erste von Sylvesters Regiment. Als der Fähnrich sich am Fenster stramm hingestellt, hatte der Offizier gegrüßt und ihn dann noch einmal mit scharfem Blick betrachtet.

Sylvester war es eine Beruhigung, den einen wenigstens schon gesehen zu haben, denn er konnte sich doch eines gewissen Gefühls der Bangigkeit nicht erwehren. Er wußte ja nicht, wie er aufgenommen werden würde, wie er es mit seinem Kompagniechef traf, wie mit den etwaigen

Altersgenossen, die beim Regiment waren. Und er wurde das Gefühl nicht los, daß sich beklemmend auf ihn legte, wie er wohl auskommen sollte mit dem wenigen, das er besaß, denn es war ihm gesagt worden, daß bei seinem Regiment dennoch die meisten wesentlich besser gestellt wären als er, mit seinem einzigen Goldstück im Monat.

Aber bald half die Betrachtung der Gegend ihm über die finstern Gedanken hinweg. Rechts und links der Eisenbahn erhoben sich die Hügel und Bergränder des Elbthals. Links grüne Wiesen mit einzelnen Gehöften und Wirtschaften, die Anhöhen übersäet mit Obstbäumen, die sich eben zur Blüte zu erschließen begannen, und schon einen wunderschönen, zarten, rosig-weißen Schimmer bekamen, als ob ein wenig Schnee in den Ästen hängen geblieben sei. Rechts, unterhalb der vollen, gekrönten Rebenhänge, dehnte sich, wie eine unabsehbare Gartenstadt, die Lößnitz aus, mit ihren hunderten und aber hunderten freundlicher Landhäuser, deren Dächer aus dem Grün der Gärten schimmerten. Und nun plötzlich, bei einer Krümmung der Bahn kam Meißen in Sicht. Zuerst das Schloß mit dem Dom, dann die roten Dächer der Stadt, rings von Weinbergen umgeben.

Sylvester lehnte sich weit aus dem Fenster, um nichts von dem ersten Eindruck zu verlieren. Bisher hatten ihm landschaftliche Schönheiten wenig Eindruck gemacht, aber dieser Ort sollte ja sein Aufenthalt werden, wahrscheinlich auf viele Jahre hinaus, vielleicht für eine halbe Lebenszeit.

Der Zug hielt. Auf dem Bahnhof befand sich fast niemand. Ein paar Gepäckträger standen schläfrig herum, und bemühten sich nicht einmal, einen Auftrag zu bekommen. Sylvester fragte den einen, der zunächst stand, nach dem

Regimentsbureau, weil ihm der Vater gesagt hatte, dort müsse er sich melden. Der Mann nahm seine Pfeife aus dem Munde, sah ihn groß an, und sagte:

— Das weeß ich Sie werklich nich, aber das werd wohl in der Kaserne sein!

— Wo ist denn die Kaserne?

— Dahier, in Cölln!

Sylvester erinnerte sich, daß Onkel Gottfried ihm erzählt hatte, Meißen bestände aus einer Anzahl einzelner Teile mit verschiedenen Namen, auf beiden Ufern der Elbe. Er schritt davon, indem er sich vom Bahnhof aus rechts gegen den Strom und das Schloß wandte, das er in einer Häuserlücke jenseits des Wassers auf einem Felsen über der Stadt erhoben sah. Er war unschlüssig wohin er sollte, als er den Offizier entdeckte, mit dem er zusammen von Dresden aus gekommen. Schnell entschlossen ging er auf den Leutnant zu und meldete ihm in möglichst strammer Haltung:

— Portepeefähnrich von Geyer meldet sich zur Stelle.

In der Eile hatte er keine andere Formel gefunden. Der Leutnant lächelte und stellte sich höflich vor:

— Von Brockwitz!

Dann fragte er, ob er Sylvester irgendwie behülflich sein könne. Er wäre nämlich der Regimentsadjutant, und wisse natürlich schon genau von ihm:

— Sie sind bei der zweiten Kompagnie. Hauptmann Küster. Ihr Bataillonskommandeur ist Major Panitzsch. Mit beiden können Sie zufrieden sein. Der Kommandeur hat Sie dahin gesetzt. Er sagte mir, er sei mit Ihrem Herrn Vater in einem Regiment gewesen.

— Zu Befehl, Herr Adjutant! — antwortete Syl-

vester, indem er mitten während des Gehens auf der Straße stramm stand. Dann nahm ihn der Regimentsadjutant sofort nach der Kaserne mit, wo Sylvester alle Vorgesetzten, bei denen er sich zu melden hätte, treffen würde. Unterwegs klärte Premierleutnant von Brockwitz Sylvester mit wenigen Worten über die örtlichen Verhältnisse in sehr liebenswürdiger Art und Weise auf:

— Sie werden sich auch eine Wohnung suchen müssen, Fähnrich! In der Kaserne ist nämlich kein Platz mehr. Die einzige freie Stube hat, so viel ich weiß, Ihr Kamerad beim Bataillon inne. Ein lieber Kerl, von Elbenfleth heißt er. Den empfehle ich Ihnen übrigens. Er ist Avantageur und erst seit etwa vierzehn Tagen beim Regiment.

Also Sylvester war nicht allein. Darüber freute er sich. Es kam ihm nur sofort die Befürchtung, er möchte mit dem Avantageur nicht zusammenpassen, und wieder packte ihn die Angst, der andere könnte etwa bedeutend mehr Zulage bekommen wie er, und er sich dadurch gedrückt fühlen.

Sie waren vom Bahnhof aus eine Strecke auf der Chaussee gegangen, die von einfachen villenartigen Häusern eingefaßt wurde. Dem Schloß wendeten sie den Rücken. Nun erschien mit einmal links der Straße ein mächtiges Gebäude.

— Das ist die Kaserne! — sagte der Adjutant. Je näher sie kamen, desto mehr wuchs der Bau, der sich an einer Nebenstraße in drei Stockwerken erhob, mit nach hinten angesetzten Flügeln. Vor dem Portal schritt der Posten auf und ab. Der Leutnant fragte:

— Ist der Herr Oberst schon gekommen?

— Zu Befehl, Herr Adjutant!

— Dann können Sie sich gleich melden, Fähnrich!

Sie betraten die Kaserne, aus der Signalblasen, Lärm und Pfeifen ertönte. Auf dem Hof, nach hinten zu, sah man Abteilungen Griffe machen, und, auseinander gezogen, langsamen Schritt üben. Einen Augenblick blieben sie stehen, dann sprach der Adjutant:

— Da drüben rechts .. da an den Scheiben .. nee dort .. sehen Sie .. na ja ... richtig ... das ist Ihre Kompagnie. Sie exerziert gerade, da können Sie gleich mitmachen.

Sylvester wurde ein wenig ängstlich zu Mut. Er fürchtete sich vor dem ersten Erscheinen vor der Front. Doch er hatte keine Zeit zu weiteren Überlegungen, denn sein Führer trat in die Kaserne und er mußte ihm folgen.

Im Regimentsbüreau mußte der Fähnrich eine Weile warten, während die Schreiber in allen Räumen kritzelten und ihm ab und zu verstohlen einen neugierigen Blick zuwarfen. Plötzlich tönte eine gewaltige, rauhe Baßstimme aus dem Nebenraum:

— Fähnrich, eintreten!

Der eine Schreiber, ein Sergeant, erhob sich ein wenig von seinem Stuhl, und raunte Sylvester zu:

— Der Herr Oberst haben gerufen!

Sylvester schob noch einmal sein Koppel zurecht, zog sich die Halsbinde vorn ein Stück heraus und trat ein Er erblickte vor sich den Oberst, einen mächtigen, etwas beleibten Mann, mit gewaltigem Schnurrbart, und einer fast bis in den Nacken gehenden Glatze, der ihn gar nicht erst zur Meldung kommen ließ, sondern ihm sofort die Hand gab, die er fast zerdrückte, und in grollendem Tone, wie fernes Gewitterrollen sagte:

— Danke. Kann mir schon denken, was Sie sagen wollen. Freut mich, daß ich Sie in mein Regiment bekomme. Hoffe, Sie werden sich wohl fühlen. Nur die Ohren steif halten, mein Freund. Ja, ja, Ohren steif, daß alles gut abläuft bis zur Kriegsschule. Na, Sie werden Ihre Sache schon machen! Wie geht's dem Papa? Immer noch wohlauf, munter, ja? Na, Sie sind ja groß, das mag ich gern. Sie werden schon Ihren Mann stehen. Wir sehen uns zu Tisch im Kasino wieder. Morgen! Danke!

Sylvester befand sich draußen, ehe er recht zur Fassung gekommen war. Er stand allein auf dem Korridor der Kaserne. Ein paar Soldaten, die Schießstandmaterialien trugen, gingen grüßend vorbei und er grüßte mechanisch wieder. In dem weiten Gang der Riesenkaserne mit den endlosen, grauen, getünchten Mauern und den vielen Thüren, die sich alle glichen, fühlte er sich wie verloren und wußte nicht aus noch ein. So benommen war er von dem Neuen allen, daß er sich erst nach einer Weile erinnerte, wie ihm der Adjutant gesagt, seine, die zweite Kompagnie exerziere auf dem Kasernenhofe.

Er ging hinaus und blickte sich erst um, wo die Abteilung hingekommen sei, die ihm schon gezeigt worden, doch er erkannte sie nicht wieder. Da kam ein kleiner, untersetzter Offizier mit stark gerötetem Gesicht und lebhaften Bewegungen auf ihn zu, der, wie es Sylvester schien, ganz leicht lahmte. An der linken Brust trug er das eiserne Kreuz erster Klasse.

Der Fähnrich wußte sich nicht anders zu helfen und meldete sich sofort bei ihm als zur zweiten Kompagnie versetzt, und der Hauptmann nahm auch seine Meldung an, indem er zu ihm in freundlichem, fast fröhlichem Tone sagte:

— Willkommen bei der zweiten Kompagnie, Fähnrich! Ich will Ihnen sofort sagen, wie Sie's bei mir haben werden. Machen Sie sich gut — sind wir immer gute Freunde. Wer bei mir seine Pflicht thut, mag zu keiner anderen Kompagnie mehr. Wer aber bummeln will und faulenzen, der hat die Hölle bei mir. Also, Sie habens in der Hand. Wollen wir gleich Frieden schließen?

Er bot Sylvester die Hand und dieser schlug freundlich ein, indem er mit leuchtenden Augen sagte:

— Zu Befehl, Herr Hauptmann!

— Feldwebel! — rief Hauptmann Küster.

— Herr Hauptmann!

— Da ist unser neuer Fähnrich, gehen Sie mal gleich mit, daß er sich beim Herrn Major und beim Herrn Oberst meldet. Sie haben sich doch noch nicht gemeldet, Fähnrich?

— Beim Herrn Oberst habe ich mich bereits gemeldet, Herr Hauptmann! — antwortete Sylvester wie aus der Pistole geschossen.

— Recht so, Fähnrich! — Feldwebel!

— Herr Hauptmann!

— Sie bringen den Fähnrich auf's Bataillonsbureau, dann auf die Kammer zum Einkleiden!

— Zu Befehl, Herr Hauptmann.

Hauptmann Küster grüßte, sah die beiden Untergebenen scharf an und wandte sich dem Exerzieren seiner Kompagnie wieder zu. Er hatte Sylvester außerordentlich gefallen in seiner kurzen, energischen Art und Weise.

Mit dem dicken, gutmütig ausschauenden Feldwebel ging er dann zum Bataillonsbureau, aber es hieß, der Herr Major sei nicht da und werde seine Meldung — so hatte er hinterlassen — im Kasino vor Tisch entgegennehmen.

— Wie heißt der Herr Major?— unterrichtete sich Sylvester.

— Herr Major Panitzsch hat das erste Bataillon, erklärte der Feldwebel.

Dann gingen sie miteinander auf die Kammer, wo der Kammerunteroffizier im Beisein des Feldwebels Sylvester mehrere Garnituren Hosen, Waffenröcke, einen Mantel, Koppel, Halsbinde, Helm und Stiefel anprobierte. Nur die Hosen wollten nicht passen, weil Sylvester zu lange Beine hatte. Der Waffenrock saß wie angegossen. Endlich wurden noch ein paar Beinkleider entdeckt, die einst auf Maß angefertigt worden. Die bekam Sylvester.

— Wo sollen denn die Sachen hin, Herr Fähnrich? — fragte der Kammerunteroffizier.

Sylvester erklärte dem Feldwebel, daß er noch keine Wohnung habe und sich sein Koffer auf dem Bahnhof befände. Dem ward sofort abgeholfen. Ein Gefreiter, der auf der Kammer gearbeitet hatte, wurde sofort mit dem Gepäckschein abgeschickt und der Feldwebel sagte:

— Der Herr Hauptmann hat schon eine Wohnung genommen!

Sylvester fürchtete, sie möchte zu teuer werden und der Hauptmann über seine geringe Zulage nicht unterrichtet sein, doch als der Feldwebel auseinandersetzte, sie sei die billigste der Wohnungen, die gewöhnlich die Herren Fähnriche und Einjährigen nähmen, da atmete er auf.

Unterwegs erklärte ihm sein Begleiter, daß Sylvester sich ja ganz genau mit der Rangliste vertraut machen müsse. Heute sei nämlich Regimentsdiner und der Herr Hauptmann verlange, daß die Herrn Fähnriche immer ganz genau das Offizierkorps bei Namen kennten, auch

schon den ersten Tag. Außerdem möchte er sich doch sofort die Generalstabskarte Sektion Meißen anschaffen und sich die Lage sämtlicher Ortschaften einprägen, weil der Herr Hauptmann darnach fragen würde. Und endlich dürfe er auf die Frage des Herrn Hauptmann, wo sie sich befänden, um Gottes Willen nicht antworten:

— Meißen, sondern Cölln an der Elbe.

Ein Stück südlich der Kaserne, immer noch weiter ab von Meißen, lag Sylvesters Wohnung. Sie befand sich in einem kleinen, freundlichen Häuschen am Fluß.

— Daß Sie's nur wissen, falls der Herr Hauptmann fragen sollte: das Stück hier ist auch schon nicht mehr Cölln, sondern heißt Nieder-Spaar, meinte gutmütig der Feldwebel.

Im Hausflur verließ ihn sein Führer und Sylvester blieb sich selbst überlassen. Er war glücklich, allein zu sein, nachdem er sein Zimmer betreten, das ihm die Wirtin, Frau Zieschang, eine alte, reinlich ausschauende Frau mit stark entzündeten, immerfort thränenden Augen, geöffnet hatte.

— Wenn Sie's nur gefällt! — meinte sie, Abschied nehmend.

— Reizend, wirklich sehr nett! — rief er der knixenden Alten nach. Dann schloß er hinter sich ab und setzte sich todmüde auf den ersten besten Stuhl in der Nähe der Thür. Nachdem er sich einen Augenblick erholt hatte, trat er an eins der beiden Fenster, um hinaus zu blicken, und er war ganz erstaunt über die Wunderaussicht, die sich ihm bot.

Unter ihm, hart am Hause vorbei, floß mit ihren grauen Fluten träge die Elbe dahin. Eine mächtige Zille ging mit aufgespanntem Segel zu Thal und der Mann am Steuer winkte gerade irgend jemand am Ufer nicht

weit von Sylvester zu. Eben sah man noch einen grün und weiß gestrichenen Personendampfer links gegen Dresden zu aus dem Gesichtsfelde entschwinden, das dort eine Baumgruppe begrenzte. Gegenüber streckten sich Wiesen am Fluß. Eine Chaussee durchzog sie, an der kleine Häuschen in lauschigen Gärten versteckt lagen. Und dahinter stieg der Thalrand mit dichtem Laubholz bewaldet hinan zu ansehnlicher Höhe, gekrönt fast genau auf der andern Seite von Nieder-Spaar, mit einem Schlosse, dessen altersgraue Mauern aus den Wipfeln ragten. Das war Siebeneichen, wie der Feldwebel berichtet.

Rechts, ganz offen dem Blick, lag Meißen mit der Albrechtsburg, die sich majestätisch auf bewaldetem Felsgrunde über die Dächer der Stadt erhob. Ringsum Rebenberge mit Obstbäumen, in weißer Blüte prangend. Über alle dem ein blauer, fast wolkenloser Frühlingshimmel. Die Wärme der Luft wurde durch den Strom gedämpft, der leise unter den Fenstern des kleinen Häuschens plätscherte.

Sylvester zog sich einen Stuhl ans Fenster, und blieb dort sitzen, den Blick in die Schönheit hinaus gerichtet, die er nun auch empfand. Ihm war glücklich zu Sinn. Er war es zufrieden, hier sein Leben zu verbringen.

44.

Der Gefreite kam mit Sylvesters Koffer und erhielt dafür fünfzig Pfennige, die sich der neue Fähnrich schwer vom Herzen riß, weil der heutige Tag ihm schon so viel gekostet hatte. Dann erschien im Laufe des Nachmittags ein Soldat, der sich als Putzer kommandiert meldete.

— Wie heißen Sie? — fragte Sylvester mit möglichstem Vorgesetztenton, um dem breiten, kleinen Kerl vor ihm, der einen dichten, aber ganz kurz abgeschnittenen Schnurrbart trug, Eindruck zu machen.

— Wunderlich! Herr Fähnrich!

Sylvester räumte seine Habseligkeiten ein und wollte die Kommißsachen, die von der Kammer gekommen waren, auch in den Schrank thun, als sie ihm Wunderlich aus der Hand nahm:

— Ich wär' das Gelumpe erscht mal putzen, Herr Fähnrich!

Damit verschwand der Putzer.

Um fünf Uhr sollte im Kasino gegessen werden, also hatte er noch ein paar Stunden Zeit, um sich, dem Rate des Feldwebels gemäß, noch einmal sämtliche Namen der Offiziere des Regiments einzuprägen. Deshalb holte er seine Rangliste hervor, und setzte sich damit ans offene Fenster. Er begann vorwärts und rückwärts zu lesen und vor allem nach den Bataillons- oder Kompagnie-Zahlen, die hinter den einzelnen Namen standen, sie in Kompagnien und diese wiederum in Bataillone zu ordnen. Um die Offiziere à la suite und um die Ärzte bekümmerte er sich vor der Hand noch nicht, damit er nicht unnütz sein Gedächtnis beschwere.

Zuerst ging das Lernen schwer, weil er bei jedem Schiff aufsah, das den Strom hinauf- oder hinabgefahren kam, endlich ging es aber doch besser und besser, und schließlich, als es schon bald Zeit war, sich zum Essen anzuziehen, konnte er die Rangliste auswendig.

Zur Prüfung sprach er noch einmal so schnell er konnte:

14. Infanterie-Regiment Nr. 216.

Standquartier: Meißen.
Kommandeur: Oberst Frhr. von Gerich-Sehlis
Oberstleutnant Kämmerer II.
Major Panitzsch I.
" von Zweenfurth III.
" Aussent St.

Hauptleute: von Stockheim	10	Prem.-Ltnts.: von Brockwitz	Reg.-Adj.
Küster	2	Gohrisch	9
Rosen	8	Ernst	7
von Hosch	11	Sec.-Ltnts.: von Gustedt	2
Ditrichs	9	Schaper	4
Ehlert	4	Arndt	11
Müller I	12	Schubert	6
Gast	5	Heinrich	Adj. III
Heinemann	3	von Dierich	9
Frhr. von Trucks zu Bingen	1	von Szczeronowski	10
Müller II	7	Gademagen	8
von Lichtensee	6	Lutteroth	11
Prem.-Ltnts.: Trages	5	Koch	Adj. II.
Hille	2	Heese	7
Bornemann	6	Steiger	Adj. I.
von Eyssel	8	von Golling	5
Gülsenhaus	1	Köhler	4
Hamling	12	Peikert	3
Ziller	3	Gunz	12
Janssen	10	Schliephake	2
Graf von Bernatten	4	Meusel	5
		Schramm	10

Unter diese Namen schrieb Sylvester in seine Rangliste hinein: Avantageur: von Eldenfleth
Port.-Fähnr.: von Geyer.

Dann wusch er sich, zog sich um, und ging nach dem Kasino, das, wie er wußte, in der Kaserne gelegen war. Er stieg im Hauptbau die Treppe hinan. Hinter sich hörte er eine Stimme rufen:

— Fähnrich, sachte, sachte, komme nicht mit!

Er sah Hauptmann Küsters rotes Gesicht an den untersten Stufen:

— Trab laufen die Treppe rauf kann ich nicht mehr. Ich habe siebzig Malheur gehabt!

Dabei deutete er auf sein Bein. Sylvester wartete, bis er hinaufgekommen, und der Hauptmann sagte freundlich zu ihm:

— Da Sie zum ersten Mal bei uns sind heute, so bitte ich Sie, mein Gast zu sein!

— Ich danke gehorsamst, Herr Hauptmann! — entgegnete Sylvester. Sie traten in das Vorzimmer, wo an der Wand eine große Zahl Mützen und Säbel hingen. In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und ein auffallend hagerer Stabsoffizier, der ein wenig vornübergebeugt ging, trat, indem er sich die Hände rieb, ein. Er hatte ein bartloses Gesicht mit scharfer Adlernase und trug eine rötlich-blonde Perrücke. Der Hauptmann begrüßte sich mit ihm und nahm Sylvester beim Ärmel, ihm zuraunend:

— Unser Bataillonskommandeur. Melden Sie sich.

Sylvester nahm Stellung und meldete, worauf Major Panitzsch ihm wie vorsichtig, mit fast unhörbarer Stimme antwortete:

— Danke sehr. Es freut mich sehr!

Er lächelte und blickte ihn noch eine Weile an, ohne jedoch etwas zu sagen.

Der Vorraum des Kasinos begann sich immer mehr zu füllen. Der Regimentsadjutant kam vorbei mit einem Bowlenlöffel in der Hand und nickte Sylvester zu, der sich freute, unter all den fremden, sonnverbrannten Gesichtern eines zu finden, das ihm bekannt war. Im Eßsaal stand eine lange Tafel in Hufeisenform gedeckt. Der Saal war deckenhoch geräumig, und mit alten Bildern aus der Regimentsgeschichte geschmückt. Der Tisch war

sehr einfach hergerichtet, doch in der Mitte überall mit Feldblumen geschmückt. Das Porzellan Meißener Zwiebelmuster. Alles betrachtete Sylvester mit neugierigen Blicken, doch der Hauptmann riß ihn aus seinen Träumen:

— Schnell, schnell kommen Sie, Fähnrich. Sie müssen vor Tisch noch allen Herren vorgestellt sein!

Und nun begann eine wilde Jagd von einem zum anderen. Jeden rief Hauptmann Küster an:

— Einen Augenblick: Fähnrich von Geyer!

Jeder gab Sylvester die Hand und sprach ein paar freundliche Worte. Fast alle drückten den Wunsch aus, es möchte ihm recht gut im Regiment gefallen, und zwei der Offiziere, Premierleutnant Hille und Sekondleutnant Schliephake, die bei der zweiten Kompagnie standen, unterhielten sich längere Zeit mit ihm.

Alle waren so liebenswürdig, daß Sylvester sich sehr bald wohler zu fühlen begann, nur vor dem Zutrinken hatte er Angst, von dem er durch den Vater und die Kameraden im Kadettenkorps soviel gehört hatte. Doch Hauptmann Küster bewahrte ihn davor. Als sie sich nach Eintritt des Obersten gesetzt hatten, sagte er ihm sofort:

— Fähnrich, ich will Ihnen mal gleich, ehe es losgeht, einen guten Rat geben. Es werden Ihnen wohl manche der Herren eins vorkommen. Sie verstehen doch, was das heißt?

— Zu Befehl, Herr Hauptmann!

— Also das machen Sie so. Ich werde Ihnen in Ihr Glas immer nur zwei Finger breit einschenken. Wenn Ihnen zugetrunken wird, so stehen Sie auf, leeren das Glas und zeigen es. Trinken Sie im übrigen langsam. Essen Sie erst ordentlich Brot. Wenn Ihnen

alle achtundvierzig Offiziere des Regiments zutrinken, sind Sie ja nach fünf Minuten eine Leiche.

Sylvester war seinem Kompagniechef sehr dankbar und befolgte gern den gegebenen Rat. Er saß zwischen dem Hauptmann und Premierleutnant Hille. Ihnen gegenüber befand sich der Sekondleutnant der Kompagnie. Die Offiziere waren Gäste ihres Vorgesetzten, der Ihnen Champagner vorsetzte und Sylvester erklärte:

— Ausnahmsweise, weil Sie das besser vertragen werden, Fähnrich. Denn wir trinken sonst solide unsern Rotspohn!

Die Regimentsmusik saß im Nebensaal, und spielte Märsche, Walzer und lustige Weisen. Fortwährend kam der Ruf über den Tisch:

„Fähnrich, Prost!“ — oder eine Ordonnanz näherte sich Sylvester und richtete ihm aus:

— Herr Leutnant so und so wünscht mit Herrn Fähnrich zu trinken.

Dann erhob sich Sylvester mit seinem zu einem fünftel gefüllten Glase, präsentierte es, wie ihm Leutnant Hille gezeigt, leerte die Neige und präsentierte wieder. Nur als der Oberst ihm zutrank, schenkte Hauptmann Küster das Glas voll mit den Worten:

— Der Herr Oberst versteht keinen Spaß mit Bierunehrlichkeit!

Als aber eine Ordonnanz kam und meldete:

— Herr Major Panitzsch wünscht mit Herrn Fähnrich .... — und Sylvester wiederum meinte, ein volles Glas trinken zu müssen, sagte Premierleutnant Hille, der sehr groß war mit dünnen Beinen und einem auffallend kurzen Oberkörper, sodaß die Taille zu hoch zu sitzen schien:

— Lassen Sie nur, bei Moltke ist das nicht nötig!

Die Umsitzenden lachten. Sylvester verstand nicht. Hauptmann Küster erklärte ihm:

— Eigentlich geht Sie das noch nichts an, Fähnrich, aber da Sie's nun mal gehört haben, so ist es besser, ich erkläre Ihnen, daß der Herr Major, Moltke genannt wird. So, nun wissen Sie's, und nun vergessen Sie's mal wieder. Wenn Sie Offizier sind, können Sie wieder daran denken.

Unwillkürlich mußte Sylvester nun lächeln, als er einen Blick auf des schweigsam dasitzenden Major Panitzsch scharfes, glattrasiertes Adlerprofil mit der rotblonden Perrücke warf. Doch schon trank ihm wiederum ein Offizier zu.

„Adjutant Steiger" hatte der Fähnrich verstanden und bei dem Namen erkannte er auch augenblicklich jenen Kadett Steiger wieder, den großen blonden der ersten Division, der ihn getröstet, als er damals Heimweh gehabt. Sein „Vorbild" sah noch genau so aus wie vor vier Jahren, nur trug er einen mächtigen blonden Schnurrbart, fast zu dick und lang. Sylvester war so glücklich über das Wiederfinden, daß er alle militärische Haltung vergaß und dem Leutnant freundlich zunickte.

— Sie sind wohl alte Bekannte? — fragte der Hauptmann. Der Fähnrich erzählte, sie seien zusammen im Kadettenkorps gewesen.

— Es ist unser Bataillonsadjutant. Den müssen Sie sich warm halten! — belehrte ihn noch Premierleutnant Hille.

Als die Lichter auf dem Tische brannten, bot der Hauptmann Sylvester eine Cigarette an, die er annahm. Fast alles rauchte, da fürchtete er, wenn er sich als Nichtraucher erklärte, für ein Muttersöhnchen gehalten zu werden.

Er fand auch mit einemmale, daß es doch eigentlich auf die paar Pfennige gar nicht ankäme, die so eine Cigarette kostete. Warum sollte er denn trotzdem nicht auskommen? Übrigens hatte er ja auch eine ganze Menge Geld. Es kam nur darauf an, es richtig einzuteilen.

Wie seine Gedanken so einen leichteren Flug zu nehmen begannen, schlug Hauptmann Küsters Stimme an sein Ohr:

— Fähnrich, ich will Ihnen gleich ein für alle mal etwas sagen. Gerade jetzt, damit Sie es nicht dienstlich auffassen, denn es ist ein reiner Privatrat, den ich Ihnen als älterer Mann dem jüngeren geben möchte. Es ist nie eine Schande, etwas nicht mitzumachen, weil einem die Mittel dazu fehlen! Sie sind pekuniär nicht so gestellt, daß Sie sich an allen Dummheiten beteiligen können. Das schadet gar nichts, ist im Gegenteil sehr gut, denn es hält Sie von vielem Unsinn ab und stählt dabei den Charakter. Also, wenn etwas an Sie herantritt, was Sie vernünftigerweise nicht mitmachen können, sagen Sie ganz einfach: nein! Sie brauchen den Leuten nicht die Gründe unter die Nase zu reiben — Sie sagen eben — nein! . . . . . .

Das paßte nicht in Sylvesters gehobene Stimmung und er empfand etwas wie Unwillen darüber. Doch er sagte in dienstlichem Tone:

— Zu Befehl, Herr Hauptmann!

Sein Vorgesetzter fuhr fort:

— So ist's mit der Trinkerei. Sie haben nicht die Mittel, um für gewöhnlich Wein zu trinken, also lassen Sie's bleiben. Denken Sie nicht etwa, das gehört so dazu. In der Woche wird Bier getrunken und an Tagen

wie heute zum Regimentsdiner da leisten Sie sich Ihren Rotspohn. Sekt entspricht nicht Ihren Verhältnissen. Und wenn Sie andere Sekt trinken sehen, na, so haben die entweder mehr Geld als Sie, oder sie machen Dummheiten, die Sie nicht mitzumachen brauchen!

— Zu Befehl, Herr Hauptmann! — sagte Sylvester mechanisch, fast unangenehm berührt von der „Pedanterie", wie er meinte.

Als man aufgestanden war, sich Mahlzeit gesagt hatte und nun rauchte und Kaffee trank, hatte der Fähnrich des Hauptmann's Rede vergessen. Er dachte nicht mehr daran, daß ihm noch am Morgen die fünfzig Pfennige Sorge gemacht, die er dem Gefreiten für das Kofferholen hatte geben müssen. Ihm war so leicht, so frei zu Sinn, so aller Erdenlast und Schwere enthoben, so frei von allen kleinlichen Sorgen und Bedenken des Tages.

Und nun setzte die Musik mit einem Walzer ein. Die Tische und Stühle waren zur Seite geräumt worden, um die Mitte des Saales frei zu machen. Dort standen Gruppen rauchend und plaudernd umher. Immer tönte dieselbe in die Ohren fallende Walzermelodie, die Sylvester ganz zauberisch dünkte. Den Regimentsadjutanten, der sich mit ihm unterhielt, fragte er nach der Musik.

— Das ist aus dem „Lustigen Krieg", antwortete Leutnant von Brockwitz, den aschblonden Schnurrbart emporwirbelnd.

— Ach, ist das schön! — meinte Sylvester entzückt und der Adjutant faßte ihn plötzlich um die Taille:

— Sie können doch tanzen?

— Zu Befehl, Herr Adjutant.

Im nächsten Augenblick drehten sie sich im Kreise,

indem sie sich Platz unter der Menge schafften. Bald folgten ihnen noch andere und schließlich tanzten acht Paare, darunter sogar der Oberstleutnant Kämmerer, der Kommandeur des zweiten Bataillons. Der Regimentsadjutant ließ den Walzer, der aufgehört hatte, noch einmal anfangen. Dazu summte er zwischen den Zähnen die Melodie. Leutnant Schliephake von Sylvesters Kompagnie, ein bildhübscher, junger Offizier, der es jedoch wußte und zeigte, trat zu ihm:

— Fähnrich, Sie sollten mal Moltke um den Tanz bitten.

Sylvester bekam Mut. Es war ihm, als ob es etwas ganz Besonderes sei, das ihn vielleicht sehr beliebt machen könnte, wenn er mit Major Panitzsch tanzen würde. Deshalb antwortete er sofort:

— Zu Befehl, Herr Leutnant! — und traf Anstalt zu gehen. Rechtzeitig packte ihn jedoch noch der Regimentsadjutant beim Ärmel:

— Um Gottes willen, machen Sie keine Dummheiten. Es ist ja Scherz.

Sylvester fühlte sich so glücklich, wie noch nie in seinem Leben bisher. So frei, so erwachsen. Die Liebenswürdigkeit der Offiziere gegen ihn berauschte ihn vollkommen, der Wein war ihm zu Kopf gestiegen, der Tanz hatte ihn mit ungewisser Sehnsucht erfüllt. So hatte er es sich niemals träumen lassen. Das war also das Leben im Regiment! Es dünkte ihm wie ein ewiger Feiertag. Die Musik schwirrte und zitterte ihm in den Ohren mit dem weichen, süßen Walzerklang, das Stimmengewirr umnebelte ihm die Sinne wie ein fernes Summen und Sausen.

Da kam ein Avantageur auf ihn zu und machte sich bekannt:

— Von Elbenfleth.

Er war fast so groß wie Sylvester, hatte ein glattes, bartloses Gesicht wie er, ein paar treuherzige, blaue Augen, und blondes, bürstenartig kurz geschorenes Haar.

Sylvester fühlte sich augenblicklich zu ihm hingezogen es war ihm, ohne daß er von dem anderen irgend etwas wußte, als müsse jener sein Freund werden. Das Schicksal hatte sie hier zusammengeführt. Sie waren die beiden einzigen Offiziersaspiranten und auf einander angewiesen.

Während der Jahre im Korps, wo er immer die dunkle Sehnsucht nach Freundschaft gehabt, war er nie einem anderen seit dem längst verlorenen Gabler näher getreten. Dieser mußte es sein.

Sylvester drückte Elbenfleth die Hand mit einem:

— Wir wollen gute Freunde sein!

— Nicht gute Freunde, sondern einfach Freunde, wenn es Ihnen recht ist! — antwortete treuherzig sein Kamerad. Dann tanzten sie sofort miteinander.

— Sie tanzen gut, Elbenfleth! — fand Sylvester.

— Sie famos, Geyer! — sagte Elbenfleth. Nun blieben sie in einer Ecke stehen, um ihre Eindrücke vom Regiment miteinander auszutauschen, während auf des Regimentsadjutanten Bestellung zum drittenmal der Walzer aus dem „Lustigen Krieg“ erklang.

— Singen Sie mal den Walzer, Elbenfleth! — befahl da der blonde Steiger, und der Avantageur mußte mit Begleitung des Orchesters, während die alten Herren zu einer Partie Skat oder Whist in die Nebenräume gegangen waren, den Walzer singen, der nun zum vierten-

male gespielt wurde. Mit ganz ungeschulter, doch weicher, schöner Baritonstimme trug Eldenfleth vor:

„Nur
Für Natur
Hegte sie
Sympathie!
Unter Bäumen
Süßes Träumen
Liebte Gräfin
Melanie!“

Die Melodie ging Sylvester unausgesetzt im Kopf herum. Wenn er sie sich wieder vorsummte, verursachte sie ihm ein unbestimmtes Freudengefühl. Um seinen Träumen nachzuhängen, stellte er sich in eine Ecke ans Orchester.

Die Eltern fielen ihm ein, der Vater, die Mutter. Dann Onkel Gottfried, Schwestern und Tante. Wenn sie ihn hier sähen, in seinem Regiment, unter seinen Kameraden. Wie gut er den ersten, schweren Tag überwunden, an dem alle scheiterten, wie der Vater behauptet. Er dachte an alles, was ihm heute begegnet. Er freute sich seiner hübschen Wohnung, die er sich noch behaglich einrichten wollte. Seine Wohnung, wie das klang! Er wohnte nun allein, als eigener freier Herr, der heimkehren konnte, wie und wann er wollte. Und einen Burschen hatte er, wenigstens so eine Art von Burschen. Der Oberst war nett gewesen. Der Major auch. Moltke!!! Sylvester mußte lächeln. Ja, er nannte ihn ruhig Moltke, wie die Offiziere. Die Offiziere der Kompagnie waren reizend: die beiden Adjutanten famos; der Hauptmann ebenfalls liebenswürdig, wenn er auch ein bißchen pedantisch

zu sein schien. Denn die Ermahnung mit dem Gelde war doch eigentlich Unsinn gewesen. Er hatte nicht so wenig. Eine ganz hübsche Summe Geld hatte er mitgebracht. So viel, wie er noch nie besessen. Im übrigen, was lag am Gelde. Er konnte auch so glücklich sein. Er war jung, er fing erst an. Konnte thun, was er wollte. Er war glücklich. Alle waren so lieb und gut gegen ihn. Und . . und einen Freund hatte er gefunden. Endlich einen Freund! Ein Vers des Simon Dach fiel ihm ein, aus seinem deutschen Lesebuch im Kadettenkorps:

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kann!

Sein lieber Freund! Sein Freund! O, mein Gott wie das klang, „Freund“. So sicher und fest, so ruhig so . . . . nun konnte ihm alles andere gleichgültig sein . . . er hatte endlich den Freund seiner Seele, den er gesucht Jahre lang. . . . Der Walzer klang ihm wieder in den Ohren:

Nur
Für Natur
Hatte . . . .
Nur . . . .

Er konnte es nicht mehr zusammenbringen. Alles drehte sich im Kreise. Es summte und brummte ihm plötzlich in den Ohren. Vor den Augen flimmerte es ihm. Sylvester schlug jäh, schwer, ohne Besinnung, zu Boden.

45.

Das Leben im Regiment ging nicht so fort, wie es sich Sylvester geträumt hatte, sondern der Ernst des Dienstes machte sich fühlbar.

In der Kompagnie wurde der neue Fähnrich zuerst von allen Leuten mit Neugierde betrachtet. Das war ihm peinlich, denn er war sich auf Schritt und Tritt seiner Unsicherheit bewußt. Immer war der Hauptmann in der Nähe, und wenn Premierleutnant Hille den Fähnrich kommandieren ließ, dann redete er fortwährend hinein, war mit diesem und jenem nicht zufrieden, half nach und verbesserte, sodaß Sylvester keinen Augenblick zur Ruhe kam. Beim Dienst war auch der Ton des Kompagniechefs ein ganz anderer:

— Fähnrich, stecken Sie die Nase in's Reglement!

— Fähnrich, strengen Sie Ihre Lunge mehr an zum Kommandieren!

— Fähnrich, Sie kommandieren ja das „Halt" nicht auf dem richtigen Fuß, jetzt . . . jetzt . . . jetzt . . .

— Fähnrich, das „Augen gerade aus" haben Sie ja vergessen!

— Fähnrich, sehen Sie denn nicht, daß der Mann den Finger am Abzug hat?

— Fähnrich, Fähnrich, Fähnrich, aber um Gottes Willen, was soll denn da werden!!!

So ging es fortwährend, sodaß Sylvester sehr bald in einen Zustand der Verzweiflung geriet. Er hörte von den Unteroffizieren, mit denen er allmählich hier und da ins Gespräch kam, fast einmütig den Hauptmann loben. Alle waren sie gern bei der zweiten Kompagnie, und Syl-

vester verstand es nicht. Als er das einmal Leutnant Schliephake gegenüber äußerte, der erst seit einem Jahre die Achselstücke trug, und gegen den er offen sein durfte, weil der junge Offizier sich gegen ihn fast kameradschaftlich gestellt hatte, antwortete jener:

— Unser Hauptmann versteht seinen Kram. Sie können Gott danken, daß Sie bei ihm sind. Sehen Sie mich an. Ich habe als Fähnrich keinen Schimmer gehabt, dafür habe ich die Grobheiten als Offizier gekriegt, und da sind sie viel unangenehmer, das kann ich Ihnen sagen! Jetzt geht's bei mir auch, nicht wahr?

Sylvester mußte es zugeben, denn er hatte noch nie bemerkt, daß Hauptmann Küster und Leutnant Schliephake aneinander gekommen wären.

Der dreieckige Exerzierplatz lag hinter dem Kasernenhofe an den Rebenhügeln des Spaargebirges, dessen Weinberge sich bis hart an das große, gedeckte Exerzierhaus herab senkten. Auf dem Platze befand sich ein kleiner Teich. Dort wurden immer die „Türken" ausgeführt wie die Offiziere die taktischen Ideen und Manöver nannten, die während des Exerzierens geübt wurden.

Den Teich mußte Sylvester mit einem Schützenzuge besetzen, einmal von Norden, einmal von Süden kommend, aber keinmal war es dem Hauptmann recht. Da waren die Abstände zu groß oder zu klein, das Kommando: „Nieder" kam zu zeitig und das Feuern ging nicht schnell genug. Wenn der Kompagniechef aber selbst den Säbel zog, war der Fähnrich, nach des Hauptmanns Ansicht, nie auf dem richtigen Platze.

Bei jedem Tadel wurde Sylvester rot. Er kämpfte gegen diese unglückliche Eigenschaft, doch jedesmal wieder

bekam er, wenn ein „Fähnrich“ ertönte, einen roten Kopf.

Nach dem Dienst war Hauptmann Küster sehr liebenswürdig. Die beiden Leutnants trennten sich dann immer von ihm zum Heimwege. Schliephake wohnte als einer der jüngsten, in der Kaserne, und Premierleutnant Hille in Niederfähre, dem Teil Meißens jenseits der Eisenbahn. Der Hauptmann aber ging mit Sylvester nach Nieder-Spaar, wo er ein Häuschen besaß, inmitten eines kleinen Weinberges, dessen paar Stöcke er in müßigen Stunden selbst beschnitt, umgrub und pflegte.

Auf dem gemeinschaftlichen Wege entwickelte dann der kleine, rotbäckige, lahme Mann eine solche Liebenswürdigkeit, daß der Fähnrich in der Regel die Unannehmlichkeiten beim Dienste vergaß, und, guter Dinge, sein Zimmer betrat, als sei ihm alles nach Wunsch gegangen.

Sobald er eingetreten, riegelte er hinter sich zu, um allein zu bleiben. Es that ihm wohl, endlich nicht mehr stramm stehen zu müssen, endlich das Gefühl verloren zu haben, daß immer irgendwo ein Vorgesetzter jede seiner Bewegungen beobachten konnte. Dann entledigte er sich so schnell als möglich des Waffenrockes, vertauschte ihn mit dem Drellrock und warf sich auf das eingesessene Ripssofa an der Wand, wo man bei unvorsichtigem Hinsetzen empfindlich die Stahlfedern zu fühlen bekam.

Träumend blieb er so, die Karte, das Exerzierreglement oder die Felddienstordnung in der Hand. Er hatte immer die feste Absicht, zu studieren, doch gewöhnlich übermannte ihn die Müdigkeit und er schlief ein. So müde war er oft, daß er wie ein Stück Holz liegen blieb, und das donnernde Klopfen seines Putzers nicht bemerkte, bis

Wunderlich schließlich mit dem Stiefelabsatz gegen die Thür schlug.

Dafür hatte Sylvester aber auch fast den ganzen Tag Dienst. Früh bei Zeiten, wenn kaum die Sonne emporgestiegen, mußte er aufstehen. Dann ging es zum Exerzieren auf dem Kasernenhofe oder Exerzierplatze. Oder die Kompagnie rückte aus zu einer Felddienstübung in die Umgebung, in die „Nassau", die große Ebene auf Cöllnischer Seite, in das Triebischthal durch die Stadt Meißen, endlich am Elbstrom entlang, zu Berg und Thal.

Dann eilte er, nachdem er die Kommißsachen abgelegt, ins Kasino zum Mittagessen, und oft konnte er nicht einmal Butter und Käse essen, weil er schon wieder nach Haus mußte, um sich zum Schießen umzuziehen. Die Schießstände des Regiments lagen weit draußen im Triebischthal über sechs Kilometer entfernt, sodaß die Abteilungen in der glühenden Mai-Nachmittagssonne länger als eine Stunde bis hinaus zu marschieren hatten.

Am Abend aber gab es Appell, Durchsicht von Gewehren oder Hosen, Stiefeln, Röcken und Instruktion.

Bei alledem mußte Sylvester zugegen sein, hatte der Hauptmann befohlen.

Er hatte in den ersten Tagen nicht einmal Zeit gefunden, nach Hause zu schreiben, bis er auf einen sehr betrübten und besorgten Brief der Mutter endlich ein paar Postkarten abschickte, die alle regelmäßig oben den Vermerk enthielten: „wahnsinnig zu thun", und ebenso in gleicher Höhe mit dem „S" der Unterschrift.

Seinen Freund Eldenfleth sah Sylvester sehr wenig. Der wohnte in der Kaserne und war ebenso vom Dienst geplagt, wie er. Nur einzelne Male trafen sie sich abends beieinander.

Eldenfleth stammte aus einer hannöverschen Familie und verriet im Tonfall, dem eingeschobenen „man" und dem „st" sein Vaterland. Sein Vater war Infanterieoffizier gewesen und bei Langensalza am 29. Juni 1866 gefallen, als Eldenfleth noch nicht sieben Jahre alt. Die Mutter lebte mit einer einzigen Tochter in Hannover sehr zurückgezogen und konnte Ihrem Sohne nur eine ganz geringe Zulage geben

Als die beiden Fähnriche eines Abends in Sylvesters Zimmer saßen und der Sachse den Hannoveraner mit Thee bewirtete, den er selbst auf einer Spiritusflamme bereitet nach Angabe der Mutter, fragte Eldenfleth:

— Geyer, ich will mal ganz ehrlich sein. Wissen Sie denn, daß ich eine Sorge habe beim Verkehr mit Ihnen?

— Nun?

— Sie haben viel mehr als ich!

— Wieso?

— Nun, mehr Zulage!

Sylvester mußte lachen. Dasselbe hatte er Eldenfleth sagen wollen, doch es freute ihn im stillen, daß er also offenbar von seinem Kameraden für wohlhabender gehalten wurde. Er war nicht recht entschlossen, ob er sofort seine Vermögensverhältnisse auseinandersetzen sollte. Mit dem andern hatte er aber Freundschaft gemacht, also durfte er ihm auch alles anvertrauen, deshalb antwortete Sylvester einfach:

— Ich kriege monatlich nur ein Goldstück.

— Ich auch! — entgegnete Eldenfleth. Und nun mußten sie laut lachen. Nur war die Frage noch nicht beantwortet, denn es konnten sowohl zehn wie zwanzig Mark sein.

Vorsichtig fragte darum Sylvester:

— Ein großes oder ein kleines?

— Ein großes! — erwiderte stolz der Hannoveraner.

— Ich auch! — sprach Sylvester, erleichtert aufatmend.

Und von neuem fingen sie an zu lachen und zwar so herzlich, daß die alte Zieschang, die Wirtin, die beiden am Fenster sitzenden Fähnriche fröhlich angrinste mit ihrem zahnlosen Munde und den roten Augen. Sie arbeitete auf einem schmalen Stück Landes zwischen dem Hause und der Elbe, wo ihr Mann, der in der Königlichen Porzellanmanufaktur als Former angestellt war, ein paar Weinstöcke zog.

Die Freunde freuten sich, wie gut ihre Verhältnisse zu einander paßten, daß nun einer nicht mehr unternehmen konnte, wie der andere, und sie dadurch noch enger mit einander verbunden wurden. Sie fingen an sich gegenseitig ihre Vergangenheit zu erzählen. Sie sprachen von all ihren Abneigungen und Lieben von dem, was sie von der Zukunft erhofften. Und in allem fand es sich, waren sie einig, in allem teilten sie die gleichen Leiden, die gleichen Freuden.

Beide stellten ihre Mutter über alles, beide wußten nicht genug zu sagen, wie gut sie sei, und beide versicherten sich in einem Atem fast, daß der andere unbedingt einmal die Bekanntschaft der Mutter machen müsse. Eldenfleth sollte nach Dresden kommen, Sylvester nach Hannover. Tausend Pläne wurden geschmiedet, wie und wann sie sich besuchen würden. Als sie jedoch an die Geldmittel dachten und Sylvester erfuhr, was ein Billet zweiter Klasse bis Hannover kostete, da machten sie doch lange Gesichter.

— Aber Sie kommen mit nach Dresden, Elbenfleth, nicht? — schlug Sylvester vor. Sein Freund war es zufrieden. Der nächste Sonntag wurde zur Fahrt bestimmt. Dann waren sie schon vier Wochen beim Regiment und dann würden ihre beiderseitigen Hauptleute ihnen wohl den ersten Urlaub geben.

Sylvester hatte große Sehnsucht, sein Vaterhaus wiederzusehen, nun machte ihn der Gedanke ganz glückselig, und damit Elbenfleth recht genau Bescheid wüßte, begann er ihm tausend Geschichten aus ihrer Häuslichkeit in Dresden zu erzählen. Die Namen der drei Schwestern mußte er sich genau einprägen und auch Tante Gustel und Onkel Gottfried wurden nicht vergessen. Als vom Onkel die Rede war, fragte der Freund:

— Was ist eigentlich Ihr Herr Onkel?

— Mein Onkel .... was soll er denn sein?

— Nun, oder was ist er denn früher gewesen? Da ist doch man jeder was gewesen!

Sylvester wußte keine Antwort darauf. Es war ihm bisher noch nie aufgefallen, daß Onkel Gottfried nichts war, keine Stellung, Rang und Würden und keine Beschäftigung hatte. Der Kamerad hatte recht: Jeder war etwas gewesen. Es gehörte so dazu in der Welt. Und Sylvester sagte noch halb im Sinnen darüber:

— Ich weiß eigentlich nicht recht, was er früher gewesen ist!

Als sie sich trennten, weil sie sich vor Müdigkeit nichts mehr erzählen konnten, und wie sie nun neben einander dastanden, die beiden, schlanken, emporgeschossenen Jünglinge, sahen sie plötzlich im Spiegel zwischen den Fenstern ihr Bild von gleicher Größe.

— Wir passen doch famos zusammen! — meinte Sylvester unwillkürlich. Eldenfleth blickte in den Spiegel:

— Ganz genau gleich groß!

— Ganz genau!

— Und beide zwanzig Mark Zulage, — sprach der Hannoveraner. Sylvester fügte hinzu:

— Wir sind beide arm!

— Beide arm, sehr arm!

— Aber man braucht kein Geld zum Glücklich-sein, was?

— Nein, ich bin glücklich so, und ich bin glücklich, daß wir zusammen sind.

Sylvester schlug das Herz. Er griff nach des Freundes Hand:

— Eldenfleth, wollen wir immer zusammen bleiben?

— Ja, das wollen wir!

Hand in Hand standen sie einander gegenüber. Das Blut stieg in Sylvesters Herzen empor. Es war ihm so befreit, so feierlich zu Sinn, als ob er eine große That gethan.

Er war ganz erregt geworden und einer Eingebung folgend, die ihm fast ohne seinen Willen die Worte lieh, sagte er:

— Wollen wir uns Du nennen?

Eldenfleth nickte und ein freudiges Lächeln flog über seine Züge. Er neigte sich schnell zu Sylvester und auch Sylvester näherte sich, vom gleichen, unwiderstehlichen Gefühl erfaßt, dem Freunde. Sie küßten sich kurz und herzhaft auf den Mund. Dann ließen sie ihre Hand los. Wie sie einander ansahen, schämten sie sich ein wenig ihrer Regung, und Eldenfleth sagte:

— Ich bin ganz nüchtern!

Und Sylvester zu gleicher Zeit:

— Wir kennen uns doch erst so kurz!

Noch einmal schüttelten sie sich die Hand, dann lief Eldenfleth hinaus. Sylvester blieb in Gedanken stehen. Er freute sich, einen Freund zu haben. Da kam der andere noch einmal zurück. Fast verlegen erklärte er den prosaischen Grund:

— Ich habe meine Handschuhe liegen lassen.

Er nahm sie. Wiederum drückten sie sich die Hand und die Thür schlug zu. Laut singend schritt Sylvester im Zimmer auf und ab. Er mußte sich auf irgend eine Art Luft machen. Er war zu überglücklich.

46.

Den Urlaub, auf den sich die Freunde gefreut hatten, verweigerte Hauptmann Küster:

— Sie haben noch keine Besuche bei den Damen in Meißen gemacht, Fähnrich!

Sylvester fürchtete sich sehr vor den Besuchen. Zu Haus bei den Eltern war er ja gerade, wenn Besuch kam, immer unter irgend einem Vorwande geflohen. Nun wußte er garnicht, wie er sich dabei benehmen sollte.

Einige dreißig Damen mußten aufgesucht werden, darunter die Frauen der drei direkten Vorgesetzten, des Hauptmanns, des Majors und des Kommandeurs. Sylvester sah sich überall verlegen eintreten und natürlich einen roten Kopf bekommen nach seiner Gewohnheit. Er fühlte sich schon auf dem Marterstuhl, der ihm ange-

boten wurde, steif den Helm in den Fingern drehend, ohne zu wissen, was er reden, wie er auch nur antworten sollte.

Als er sich mit dem Hauptmann auf den Weg machte, kämpfte er mit sich, ihm seine Angst einzugestehen, doch ein wenig war sein alter Trotz zum Durchbruch gekommen, weil er über die Ablehnung des ersten, heißersehnten Urlaubes empört war.

In dieser Verbissenheit hatte er beschlossen, kein Wort mehr mit Hauptmann Küster zu sprechen, als unbedingt notwendig schien.

Aber sehr bald wurde er seinem Vorsatze untreu, und als sie erst ein paar Besuche hinter sich hatten, die recht gut abgelaufen waren, gestand er sogar seine Beklemmungen ein. Der Hauptmann war gar nicht böse, sondern lachte ihn einfach aus:

— Ein Fähnrich und verlegen? Oho! Ich habe als Fähnrich die Cour geschnitten, das hagelte nur so. Das glaube ich Ihnen gar nicht. Bei Frau von Gerich haben Sie geredet wie'n Wasserfall!

— Weil mein Vater ein ehemaliger Regimentskamerad des Herrn Oberst ist, Herr Hauptmann, — warf Sylvester ein. Doch der Hauptmann wollte das nicht gelten lassen:

— Ach, was. Ein Fähnrich ist nie verlegen. Wenn's jemand ist, so sind es höchstens die Damen, die wir besuchen! Nun Ruhe davon. Jetzt geht es nach Vorbrücke. Fähnrich, wo ist das?

Sylvester war sehr erschrocken. Das war eine von den Fragen, die ihm der Feldwebel gleich am ersten Tage vorausgesagt hatte. Und er wußte es nicht.

— Warum wissen Sie das nicht, Fähnrich? Sie

sind vier Wochen in Meißen und kennen nicht die Namen der Stadtteile? Antwort!

Hauptmann Küster schien so geärgert zu sein, sein Steckenpferd nicht haben laufen zu sehen, daß Sylvester, in seiner Not eine Antwort zu finden, sprach:

— Die Stadtteile stehen nicht auf meiner Generalstabskarte, Herr Hauptmann!

— So, nicht? — meinte der Hauptmann verblüfft, selbst irre geworden.

— Nein, Herr Hauptmann!

— Dann taugt die Karte nichts! — rief er ärgerlich, und nach einer Weile erklärte er lachend:

— Eins zu hunderttausend? Der Maßstab ist zu klein für alle Namen. Aber warten Sie mal, ich werde Ihnen ein für allemal helfen!

Als sie, an Sylvesters Hause vorbeigehend, in Nieder-Spaar die kleine Weinbergsvilla des Hauptmanns betraten, ließ er sich sofort Papier sowie Bleistifte holen und begann in groben, energischen Strichen einen Plan Meißens zu entwerfen.

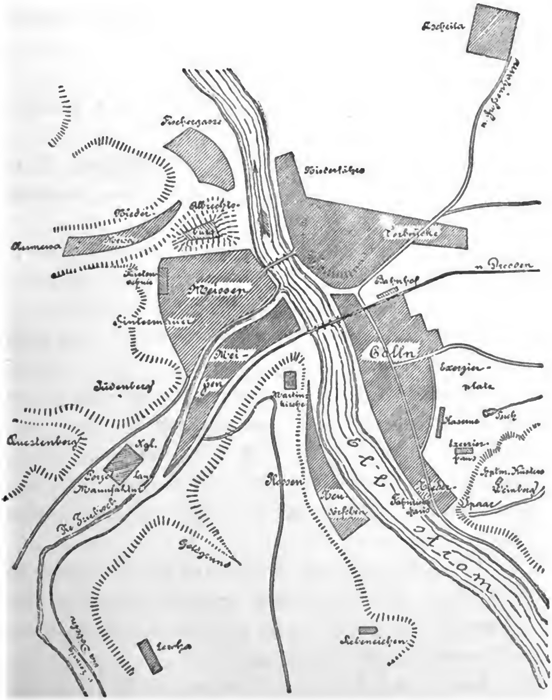
Während er zeichnete unterhielt sich seine Frau, eine kleine Blondine, die ebenso rot war, wie ihr Mann, mit Sylvester. Frau Küster war so einfach und nett, so herzlich gegen den Fähnrich, daß auch hier Sylvester gesprächig ward und gar nicht erst zu Rotwerden und Verlegenheit kam.

Sie kannte Sylvesters Mutter, die sie einmal in Dresden bei gemeinschaftlichen Bekannten getroffen. So sprachen sie denn von der, von der Sylvester immer erzählen mochte, von der Mutter.

Als sie noch dabei waren, unterbrach sie der Haupt-

mann, reichte dem Fähnrich die eben vollendete Skizze und sagte:

— Fähnrich, sehen Sie her. Nehmen Sie sich's mit zur Orientierung. Da es auf der Generalstabskarte ja unglaublicherweise nicht stehen soll. So sieht Meißen aus:



Sylvester nahm sich des Hauptmanns Skizze mit und nagelte sie zum großen Staunen seines Putzers Wunderlich an die Thür, um sie immer vor Augen zu behalten und sich die Namen einzuprägen. Er war erleichtert, die Besuche hinter sich zu haben und gestand sich nun ein, daß sie eigentlich gar nicht so schlimm abgelaufen, wie er sie sich vorgestellt hatte.

Der Tag war wunderschön gewesen, nun war es Spätnachmittag geworden, der Himmel hatte sich umdüstert nud ein langsamer, dünner, langweiliger Regen begann zu rieseln. Der Nebel fiel ein. Längst war das Bild der Albrechtsburg über Meißen verschwunden, längst hatten sich die Höhen jenseits der Elbe mit Siebeneichen verborgen hinter dichten Schleiern und das Ufer war nur noch undeutlich zu erkennen.

Sylvester war traurig gestimmt, durch das Wetter und die Einsamkeit des Sonntagnachmittags, den er nicht bei den Seinen verbringen durfte.

Er sann wieder und sann. Er dachte über seine Vergangenheit nach und stellte sich sein eignes Bild klar vor die Seele. Es kam ihm so wunderbar vor wie sich sein Leben allmählich entwickelt und gefügt. Die Zeit schien ihm so unendlich schnell enteilt. Und wie er als Knabe nur immer den einen Wunsch gehabt, seinen Jahren zu entfliehen, so wünschte er jetzt, schon die Uniform eines Leutnants tragen zu können.

Die Offiziere waren ja sehr nett und liebenswürdig gegen ihn, aber immer fühlte er sich vom Untergebenenverhältnis bedrückt. Er hatte den Wunsch, voll angesehen zu werden, mitreden zu können mit den andern und nicht bei Seite stehen zu müssen, abwartend, bis an ihn das

Wort gerichtet wurde. Seine Natur bäumte sich dagegen auf.

— Du hast was sehr Unmilitärisches, mein Sohn! — hatte schon früher in der Kadettenzeit der Vater einmal gefunden. Das fiel Sylvester wieder ein. War er denn überhaupt für seinen Beruf geeignet? Würde er sich auf die Dauer befriedigt fühlen? Wenn das nun ein ganzes Leben so fortging, immer nur Exerzieren, Felddienst, Schießen und Schießen, Felddienst, Exerzieren? Es war ihm schon jetzt so langweilig! Und dann sollte er Jahre und Jahre hier in Meißen, in dem kleinen Provinzneste verbringen, ohne Möglichkeit, einmal herauszukommen.

Denn wie sollte er fortkommen? Er hatte ja kein Geld! Es war ewig das gleiche Lied, das Geld, das Geld! Es drückte auf ihn, es lähmte, es nahm die Kraft zu allem. In dieser kurzen Zeit, die Sylvester jetzt erst selbständig wirtschaften mußte, hatte er überall auf Schritt und Tritt den Einfluß des Geldes bemerkt an sich und anderen.

Die Offiziere des Regiments waren alle nicht wohlhabend bis auf einzelne Verheiratete vielleicht. Aber dennoch schien das Geld auch unter ihnen seine Einwirkung auszuüben. Dieses und jenes hatte Sylvester gehört: Oberstleutnant Kämmerer, der eine große Familie besaß, lud fast nie jemanden ein — er konnte es nicht, dagegen machten der Kommandeur und Major von Zweenfurth als vermögende Leute ein Haus. Hauptmann Müller I hielt sich sogar eigenen Wagen. Premierleutnant Graf Bernatten war, da sein älterer Bruder gestorben, in den Besitz eines großen, voigtländischen Majorats gekommen, während er früher hatte bei der Infan-

terie eintreten müssen. Leutnant Schaper sollte Adjutant werden, statt dessen wurde es jedoch Leutnant Steiger, weil Schaper die mit den Anschaffungen verbundenen Ausgaben scheute.

Sylvester fiel es ein, wie es wohl mit ihm werden möchte. Er, der kein Geld besaß, würde immer bedrückt bleiben, würde nie an die Oberfläche kommen, sondern sein Dasein als Frontoffizier in Meißen beschließen und vielleicht gar vor der Zeit verabschiedet werden, wie sein Vater. In seiner niedergeschlagenen, bitteren Stimmung meinte der Fähnrich, daß sein Vater nicht wegen des Übelwollens der Vorgesetzten den Abschied habe nehmen müssen, wie er immer erklärte, sondern weil er von Geldsorgen bedrängt, den Horizont, die höhere Anschauung verloren.

— Geld macht frei! — pflegte Onkel Gottfried zu sagen.

— Geld macht Knechte! — antwortete ihm oft der Vater, aber der Onkel hatte recht. Ja, Geld machte frei, und weil er keins besaß ... Da erinnerte er sich seiner Kasse. Er stand vom Sofa auf, ging an die Kommode, und suchte nach einem kleinen Holzkasten, den ihm die Mutter geschenkt, damit er seine Papiere und Wertsachen darin verschließen sollte.

Es war dunkel geworden bei Nebel und Regen, sodaß man im Zimmer fast nichts mehr sehen konnte. Er steckte die kleine Petroleumlampe an mit grünem, bestricktem, geschmacklosem Schirm, und begann zu suchen. Nur drei Mark siebzig Pfennige fanden sich noch, und in seinem Portemonnaie vier Mark zwanzig Pfennige, sodaß er im Ganzen nicht einmal mehr acht Mark besaß.

Sylvester erschrak. Er hatte nur die ersten Tage nach seiner Ankunft in Meißen über seine Ausgaben Buch geführt, dann es vergessen. Jeden Abend vor dem Schlafengehen hatte er daran gedacht, aber todmüde es jedesmal bis zum andern Morgen verschoben. Nun meinte er zuerst, von seinem Putzer bestohlen zu sein, aber da er niemals sein Portemonnaie aus der Tasche gethan und ebensowenig die Schlüssel, so war das nicht möglich.

Er begriff nicht, wo das Geld alles hingekommen sein sollte, das ihm der Vater mitgegeben. Dazu hatte er noch seine Löhnung als Fähnrich jede Dekade beim Löhnungsappell richtig erhalten! Und mit Schrecken fiel es ihm ein: die Kasinorechnung war noch nicht bezahlt.

Man schrieb erst den vierzehnten Mai und bis ersten Juni sollte Sylvester mit dem Gelde reichen, das er vom Vater erhalten! Dabei hatte er in der ganzen Zeit keine außergewöhnlichen Ausgaben gemacht. Nur hier und da, wenn er ermattet vom Dienst war, sich ein Glas Bier gegönnt.

Nun sollte er mit acht Mark noch vierzehn Tage auskommen und die Kasinorechnung zahlen? Er verstand gar nicht, wie ihm das Geld verflogen war. Eine entsetzliche Angst packte ihn, was da werden sollte. Er war ganz hilf- und ratlos. Schulden von Anbeginn? Das ging nicht! Er wußte ja, wie schwer es den Eltern wurde, das Geld für ihn zusammenzubringen ......

Während er noch in Gedanken dasaß, sprang die Thür auf und Eldenfleth trat ein:

— Du hast wohl geglaubt, ich wäre nun allein nach Dresden gefahren?

— Herr Gott, bin ich erschrocken! — rief Sylvester

und steckte seine sieben Mark neunzig Pfennige in die Tasche.

Eldenfleth fragte, warum ihn Sylvester denn nicht in der Kaserne besucht habe.

— Weil .. ja ... erstens weißt Du, daß wir Besuche gemacht haben und zweitens wäre ich jetzt gekommen — aber ich habe etwas entdeckt.

— Nun?

— Ich habe kein Geld. Ich kann nicht in die Kneipe gehen. Ich kann nichts mehr essen.

Eldenfleth lachte laut auf, doch Sylvester war noch so bitter und ernst gestimmt, daß er nicht mit einfallen konnte. Erst als der Freund über sein verblüfftes und trauriges Gesicht noch mehr lachte, verzog er ein wenig die Lippen und fragte:

— Was hast Du denn?

— Auch kein Geld! — platzte Eldenfleth heraus. Nun konnte auch Sylvester in die Fröhlichkeit mit einstimmen. Der Freund erzählte ihm jetzt, wie er heute nachmittag die Entdeckung gemacht habe, daß seine Barmittel sehr bedenklich zusammengeschmolzen seien, ohne daß er verstehen könne warum, da er nichts Außergewöhnliches vorgenommen habe. Er schloß:

— Ich begreife nicht, wo das Geld geblieben ist. Es zerfließt einem einfach so unter den Fingern. Was da werden soll, ist mir unklar. Aber es ist man eben so!

Wie sie sich so gegenseitig Not und Leid erzählten, gewann Sylvester allmählich seinen Mut zurück und seine gute Laune dazu. Die beiden Freunde sagten sich, daß sie es später schon besser machen würden. Sie beschlossen, nicht mehr auszugehen, sondern, um billig zu

leben, nur Thee zu kochen und trocken Brot zu essen, das sie sich von Frau Zieschang hatten geben lassen. Die Alte fragte Sylvester, ob sie nicht für zehn Pfennige Milch holen sollte, doch sie erklärten ihr, bis ersten Juni dürften sie nichts mehr ausgeben. So wurde denn der Thee ohne Sahne getrunken und er schmeckte ihnen ganz vortrefflich.

— Ist ein Klavizymbel hier bei Ihnen im Hause? — fragte Eldenfleth die alte Frau Zieschang.

In der „guten Stube" der Formersleute stand richtig ein Pianino, ein nur wenig verstimmtes Instrument, das ihnen ein Assessor dagelassen hatte, der hier das Jahr vorher gewohnt, aber wegen einer Lungenentzündung nach dem Süden geschickt worden war.

Sofort setzte sich Eldenfleth ans Klavier und fing an zu spielen. Lustiges, Volkslieder, Operettenmusik, aber auch ernste Sachen von Schumann, Chopin und Beethoven.

Die Formersleute hatten sich zurückgezogen, nur Sylvester war dabei. Er rückte sich einen Stuhl neben den Freund und lauschte seinem Spiel, das immer reicher, immer unerschöpflicher erklang. Die Musik stimmte ihn weich und that ihm wohl. Er begann zum ersten Mal wirklich echt den Zauber der Töne zu fühlen. Die heiteren Sachen mochte er nicht so sehr, er bat Eldenfleth, möglichst ernste Stücke zu spielen. Vom Traurigen, Sehnsüchtigen fühlte er sich süß ergriffen und erschüttert.

Immer, wenn Eldenfleth etwas Neues beginnen wollte, bat ihn Sylvester, bei dem zu bleiben, was er eben gespielt, und ließ sich die einzelnen Sachen so oft wiederholen, wie des Freundes Geduld reichte.

— Ich bin zu dumm gewesen, kein Instrument gelernt zu haben! — meinte Sylvester traurig.

— Warum hast Du denn nicht Klavier spielen gelernt?

Ja, warum? Sylvester erinnerte sich des Tages, wo vor vielen Jahren einmal die Rede davon gewesen war, daß er Unterricht nehmen sollte, und wo er dem Vater zugestimmt — aus Faulheit — der gegen das Klavierspielen gewesen, weil die Geyers nun einmal nicht musikalisch veranlagt seien. Er dachte an seine liebe, gute Mutter, die ihm damals vorausgesagt, daß er es noch einmal später bereuen würde, wenn er erwachsen sei. Sie hatte doch so oft recht!

Eldenfleth fing an zu singen. Ernste, deutsche Lieder, die Sylvester nie gehört: „Ich komme vom Gebirge her“, „Kennst Du das Land?“

— Gott, ist das schön! Mein Gott ... mein Gott, ist das schön! Singe die beiden noch einmal! Bitte! — sagte Sylvester. Und Eldenfleth sang wieder, während Sylvester den Kopf in die Hand stützte, um zu lauschen Er konnte gar nicht genug haben und verlangte fortwährend die Wiederholung des „Kennst Du das Land“. Das Anschwellen der Stimme beim „Dahin, dahin“ im Mignonliede ließ ihm jedesmal eine Gänsehaut über den Rücken laufen und erregte ihn, daß er leise den Versuch machte, mitzusummen.

Als der Singende, endlich müde geworden, einen Augenblick Pause machte, sagte Sylvester mit bewegter Stimme:

— Wir sind auch glücklich ohne Geld, nicht wahr?

47.

Als Sylvester endlich auf Urlaub gehen durfte, nahm er den Freund mit nach Dresden. Er hatte vorher darum gebeten und der Vater es ihm erlaubt, wenn er auch in seinem Briefe an die Erlaubnis die Bedingung geknüpft, daß der Aufenthalt Eldenfleths bei ihnen nichts kosten dürfe.

Mit dem letzten Gelde, das Sylvester besaß, nahm er sein Eisenbahnbillet, aber nur ein einfaches, denn zu einer Rückfahrtkarte reichte sein Vermögen nicht mehr aus. Eigentlich fürchtete er sich ein wenig vor der Fahrt, denn er mußte nun die Geldauseinandersetzungen mit dem Vater haben, doch die Freude, die Eltern wiederzusehen, gab ihm Mut.

Bei der Ankunft im Hause fiel der Fähnrich allen der Reihe nach um den Hals mit ein wenig Verlegenheit, denn er hatte ein bißchen schlechtes Gewissen, weil er seine schlechte Wirtschaft beichten mußte. Alle waren sehr herzlich gegen Sylvester, vor allem die Schwestern, die sich geberdeten, als wäre der Bruder verloren gewesen und nun wiedergefunden.

Der Hauptmann beschäftigte sich sofort mit dem Gast. Die Mutter aber nahm ihren Sohn in Beschlag, um abseits von den anderen nach tausend Kleinigkeiten seines Lebens zu fragen, die man aus den Briefen nicht so erfuhr:

— Du bist ja ganz gebräunt, mein Kindli!

— Das macht der kolossale Dienst, Mutter!

Sie strich ihm beängstigt die Wange:

— Du überanstrengst Dich doch nicht? Ich glaube, Du bist schmal geworden!

— Ja, wenn man früh um fünf jeden Tag aufstehen muß! Dann den ganzen Tag Dienst! Ihr wißt das gar nicht, wie das herumreißt!

— Mein armer, armer Junge! — klagte sie und fragte ihn noch, wie das Essen im Kasino sei, ob er bei seinen Wirtsleuten auch etwas bekommen könnte, wieviel er für Frühstück am Morgen zahlen müsse, ob er sehr müde immer wäre, keine durchgelaufenen Füße habe und nicht zuviel tränke. Über dies alles konnte sie Sylvester beruhigen. Er wollte ihr gern heimlich zuerst seine Geldverlegenheit berichten, doch die Zeit war zu kurz, denn schon klang des Hauptmanns Stimme ungeduldig aus dem Nebenzimmer:

— Sylvester! Wo bleibst Du denn, Sylvester! Willst Du denn Deinen Freund allein lassen?

Nun kam er den ganzen Nachmittag nicht mehr dazu, denn er blieb keinen Augenblick mit dem Vater allein. Die Familie saß im Salon vereint, die Damen mit Handarbeiten beschäftigt ruhig zuhörend, während die beiden Fähnriche abwechselnd von ihren Erlebnissen im Regiment erzählten. Dem Hauptmann verliehen die Gespräche über seinen ehemaligen Beruf eine gewisse Überlegenheit und Sicherheit, die sich darin kund gab, daß er ab und zu die Erzähler unterbrach, um den Frauen einen technischen Ausdruck zu erklären oder über diesen und jenen Punkt seine eigenen Erfahrungen zum Besten zu geben.

Onkel Gottfried, wie fast immer Sonntags anwesend, saß gemächlich in seinem Stuhl, rauchte und hörte zu.

— Warum beteiligst Du Dich gar nicht an der Debatte? — scherzte der Hauptmann, sich zu ihm umdrehend.

— Weil ich nichts von den Militärgeschichten verstehe!

— Dann langweilst Du Dich wohl, Onkel? — fragte Sylvester.

— Ich langweile mich nie, mein Junge.

— Aber was interessiert Dich denn daran?

— Die Veränderung zu sehen bei Dir!

— Wieso denn, Onkel?

Onkel Gottfried lächelte. Mehr war nicht aus ihm herauszubekommen. Doch auf dem Spaziergang, den die ganze Familie gegen Abend unternahm, gelang es dem Fähnrich, mit ihm hinter den anderen ein Stück allein zurückzubleiben und nun fragte er eifrig:

— Onkel, bitte, sage mir, inwiefern habe ich mich denn verändert? Bitte, sage es mir!

— Bist Du denn so neugierig? Du möchtest wohl was Gutes hören?

— Nein, gar nicht ... nur ... nur .. ich möchte es wissen!

— Also Du bist .... Gott, Du hast Dich in manchem in der kurzen Zeit verändert. Und es giebt nichts Interessanteres, als die allmähliche Entwickelung eines Menschen zu beobachten. Darum hat mir das ganze Gespräch vorhin Spaß gemacht, obwohl ich niemals Soldat gewesen bin. Später wirst Du wohl mal selbst dazu kommen, solche Beobachtungen anzustellen, wenn Du erst älter bist. Dann öffnen sich die Augen mehr für alle die kleinen Fatzkereien des Lebens.

Wieder lächelte Onkel Gottfried und den Fähnrich plagte die Neugierde:

— Nun, sage es mir doch. Bin ich anders geworden nach der guten Seite hin oder nach der schlechten?

— Das läßt sich nicht so geradezu sagen!

— Ach Onkel — Du bist nicht nett!

— Weil ich Dir nicht Deinen Willen thue! Kerl Du urteilst ja wie ein Frauenzimmer, rein persönlich!

— Nein gar nicht! — antwortete Sylvester etwas aus dem Text gebracht. Aber der Onkel ließ ihn nicht los:

— Doch, doch! Wenn Du mich ganz objektiv nicht nett findest — gut, aber Du findest mich blos nicht nett, weil ich Dir nicht sage .... Was? Mein Junge ... Farbe bekennen! Na?

Sylvester fühlte sich geschlagen und unterlegen. Er zerquälte sich den Kopf, als Antwort irgend etwas zu finden, das den Nagel auf den Kopf träfe. Unmöglich. Onkel Gottfried sah ihn fortwährend an und lachte. Das ärgerte den Jüngling von neuem, sodaß er alles gegeben hätte für eine passende Entgegnung. Sie blieb aus.

Die andern waren stehen geblieben. Die Mädchen wollten nach Haus, weil es sehr heiß war und sie trotzdem jede einen Shawl mitgenommen hatten, den sie nun schleppen mußten, da die beiden Fähnriche als „in Uniform" nichts tragen durften. Der Hauptmann hatte die Absicht, noch weiter zu gehen, weil er sich zu Haus langweilte und Mutter und Tante besaßen keine Meinung.

— Was wollen Sie, Herr von Eldenfleth? — fragte der Vater.

— Was Herr Hauptmann befehlen!

— Aber bitte, ich habe gar nichts zu befehlen!

Das brachte nicht weiter, und nun standen sie unschlüssig umher, bis Sylvester am Himmel über den Lösch-

witzer Bergen plötzlich ein paar drohende Regenwolken gewahrte und in der Angst, seine neue Uniform möchte verderben, rief:

— Vater, ich glaube, es kommt ein Gewitter!

Die Mädchen packten sofort ihre Shawls fester und die Kolonne setzte sich ganz von selbst zum Rückzug in Marsch. Vorn gingen Fanny und Ida, dann kamen Mariechen und Tante Gustel, darauf Eldenfleth und der Hauptmann, am Schluß Sylvester mit Mutter und Onkel Gottfried, der, als sie in Gang waren, sagte:

— Echt Geyer'scher Zug: Unentschlossenheit. Hanns weiß blos immer die großartigen Seiten der Familie zu rühmen, da muß ich als freier Richtungsmann die Fehler aufdecken. Unentschlossen bin ich ja auch. Wenn Du nur nicht so wirst, Sylvester.

Der Fähnrich dachte noch immer daran, daß es ihm vorhin nicht gelungen war, eine passende Antwort zu finden und fragte:

— Glaubst Du nicht, Onkel, daß ich vorhin hätte antworten sollen?

— Wann?

— Als Du ... als ich gesagt hatte, daß Du nicht nett wärest, da wußte ich nicht, was sagen. Weißt Du, Onkel, ich lasse mich immer viel zu leicht verblüffen. Das ist mein Fehler. Aber es ist nicht Unentschlossenheit, sondern ich weiß wirklich nichts zu antworten. Ich . . ich bin zu dumm dazu ....

Die Mutter sah ihn vorwurfsvoll an:

— Kindli, Du bist doch nicht dumm! Du? Mein Sylvester dumm? Die Lehrer haben ja gerade immer gesagt, wenn Du nur richtig wolltest ....

Und Onkel Gottfried fügte hinzu, indem er seinen Arm in den des Neffen schob:

— Sieh mal, mein Junge, so 'ne gewisse Schlagfertigkeit, die lernt man eben erst im Leben. Mancher lernt's nie. Jawohl, aber, Du lernst es so gewiß wie etwas. Natürlich gehört Zeit dazu. Du mußt Dich unter den Menschen herumtreiben Jahre . . Jahre lang. Das schleift und kantet. Übung ist ja in der Welt alles. Du kennst ja das Leben überhaupt noch gar nicht. Woher denn auch? Im Kadettenkorps hast Du's doch wahrhaftig nicht kennen gelernt. Das ist ja eben einer von den Punkten, die ich gegen die Kadettenerziehung habe...

Sylvester war plötzlich sehr niedergeschlagen. Er kam sich so entsetzlich dumm und thöricht vor. Er wußte so gar nichts und hatte noch so viel zu lernen, und der Weg zu dem, was der Onkel meinte, daß er gekantet und abgeschlossen sein sollte, dünkte ihm so lang zu sein, daß er glaubte, niemals das Ziel zu erreichen. Eldenfleth erschien ihm viel fertiger. Er schritt mit dem Vater einher vor ihm, so sicher redend und auftretend, er wandte sich von Zeit zu Zeit an die Mädchen und scherzte mit ihnen, ohne doch eigentlich das Gespräch mit dem Hauptmann zu unterbrechen.

— Wie findest Du Eldenfleth, Mutter? — fragte seinem Gedankengang Worte verleihend Sylvester. Sie antwortete:

— Sehr nett, mein Kindli. Ich bin sehr zufrieden, daß er Dein Freund ist, denn solchen Umgang brauchst Du und er ist sehr gut und lieb für Dich. Er gefällt mir sehr, sehr.

Onkel Gottfried fügte hinzu:

— Er hat eine sehr angenehme Sicherheit.

— Wenn ich auch so sein könnte! — meinte Sylvester so traurig, daß die Mutter ihn fragte, was er heute habe. Er gab eine ausweichende Antwort. Die ganze Zeit des Rückweges ging ihm der Gedanke im Kopfe herum, daß ihm so sehr viel noch fehle.

Er fühlte, daß es ihm besondere Überwindung kostete, etwas mehr aus sich herauszugehen, und er empfand schließlich die Anwesenheit des Freundes wie eine Verlegenheit. Die Idee kam ihm, wie es wohl Eldenfleth bei ihnen fände, ob ihm der Vater gefiele, wie er über die Schwestern urteilen würde und über die gute Tante Gustel, die ihr unmodernes, schäbiges Kleid jahraus, jahrein trug, um das wenige, das für die Toilette im Ganzen aufgewendet wurde, nicht durch eigene Bedürfnisse zu schmälern.

Nun besah er plötzlich alles mit schärferen Blicken. Ihm fielen Dinge auf, die er sonst nie beachtet hatte. Er entdeckte, wie altmodisch der Rock war, den der Vater trug, wie die Näte an den Schultern abgeschabt und glänzend ausschauten. Die groben, rindsledernen Stiefel, viereckig und klobig, kamen ihm zum Bewußtsein, der altväterische, durchschwitzte Hut, an dem die Krempe verbogen war vom Grüßen.

Die Kleider der Schwestern waren noch am besten, weil auf sie etwas gewendet werden sollte, aber auch sie fand er unglaublich einfach im Verhältnis zu denen der Damen in Meißen, die doch meist auch nicht viel auszugeben hatten.

Und nun bemerkte er erst, daß die Mutter einen Hut trug, den er sich erinnerte seit Jahren bei ihr zu kennen, er sah ihre geflickten und ewig von neuem gewaschenen

Handschuhe und das einfache, schwarze Kleid, an dem sich fast kein Zierrat, an Falbel, Spitze oder Besatz befand.

Das rührte Sylvester tief. So arm waren sie also! So arm! Die zwanzig Mark Zulage, die er bekam, brannten ihm förmlich als unrechtes Gut auf der Seele. Er empfing sie zuviel, die Mutter sparte es sich vom Munde ab! Nein, er wollte sie nicht mehr nehmen! Er mußte auf eigenen Füßen stehen können. Aber zugleich fiel ihm seine Geldnot ein und daß er nachher den Vater um Geld angehen mußte, wenn er keine Schulden machen wollte.

Während des Rückweges war Sylvester einsilbig, sodaß ihn die Mutter bekümmert fragte:

— Bist Du auch müde, mein Sylvester? Du bist wohl überanstrengt?

— Nein, Mutter, ach nein, nein!

— Er hat Weltschmerz! Das sehe ich ihm an, nachdem, was er vorhin sagte! Das haben wir alle mal gehabt, das giebt sich! — erklärte Onkel Gottfried.

Nach dem Abendessen, das sehr einfach war — nur Thee oder Bier und kalter Aufschnitt — setzte sich Eldenfleth, ohne sich lange nötigen zu lassen, ans Pianino und begann zu spielen. Die ganze Familie nahm in der Nähe Platz, um zu lauschen. Onkel Gottfried erklärte, soviel er Bescheid wußte, immer, von wem die Komposition sei. Er hatte sich einen Stuhl unmittelbar an das Instrument gerückt und hörte zu, den Kopf in die Hände gestützt. Das Künstlerische in ihm regte sich. Bei einer Pause fragte ihn Eldenfleth:

— Spielen Sie denn nicht, Herr von Geyer?

— Nein, leider nicht!

— Wie ist das möglich, da Sie doch fast alles kennen, was ich spiele . . .

Und Onkel Gottfried machte das Selbstbekenntnis, mit einer Spur von Bitterkeit im Ton:

— Teils habe ich in der Jugend keinen Unterricht bekommen, teils habe ich meine künstlerischen Anlagen nach allen vier Winden verzettelt. Ich wollte alles mal, bin so zu nichts gelangt. Aber ich genieße. Genießen ist auch eine Kunst. Die Hauptsache ist doch für unsereinen, Interessen haben, was man von meinem Bruder nicht gerade behaupten kann . . . .

— Nee, allerdings nicht! — klang des Hauptmanns Stimme aus seinem Zimmer, wohin er sich mit der Zeitung zurückgezogen hatte, sobald der erste Ton angeschlagen. Eldenfleth fing wieder an zu spielen, während die Strick- und Häkelnadeln der Damen leise dazu klirrten. Da faßte Sylvester Mut. In einer Stunde ging der Zug nach Meißen zurück, jetzt mußte er mit dem Vater sprechen. Er ging hinein und sagte:

— Vater, ich muß Dir leider etwas mitteilen.

— Nun?

— Es ist sehr schlimm, aber . . . und . . . ich bin sehr unglücklich darüber, aber ich kann nicht anders.

— Was ist denn nur los, Sylvester?

— Ich habe kein Geld mehr!

Sylvester atmete tief auf. Der Hauptmann legte seine „Dresdener Nachrichten“ aus der Hand:

— Was . . . was . . . was ist los?

— Vater, bitte, sei nicht böse, aber ich kann es nicht ändern . . . .

— Ja, in drei Deibels Namen — was bedeutet denn das! Was willst Du denn damit sagen?

— Ich habe kein Geld mehr! — wiederholte Sylvester mechanisch. Der Vater erhob sich hastig, ballte in plötzlicher Wut die Zeitung zusammen, schleuderte sie ins Zimmer und rief:

— Bist Du denn verrückt geworden?

Sylvesters Stimme zitterte, als er sagte:

— Es soll nie wieder geschehen, Vater. Ich kann mich noch nicht so einrichten. Ich weiß selbst nicht, wie es gekommen ist! Bitte, verzeih mir nur! Bitte!

Doch der Hauptmann kannte sich in seinem Zorn nicht. Er raste im Zimmer auf und nieder, schlug mit der Faust auf den Tisch und rief:

— Das ist der Anfang! Eine nette Bescherung! Und dazu kommst Du auf Urlaub? Und sagst mir das so ganz ruhig? Denkst Du denn, ich hätte mein Geld gestohlen? Als ob blos der Herr Sohn im Hause wäre. Als ob ichs nur so zum 'nausschmeißen hätte aus dem Fenster. Es ist doch wahrhaftig großartig! Und ich sage Dir noch, daß Du sparsam sein mußt! Himmeldonnerwetter, bist Du denn eigentlich ganz albern geworden? Ich werde Dich überhaupt gleich wieder aus Deinem Regiment fortnehmen. Das scheint mir das Richtigste zu sein ...

Er schrie derart und ereiferte sich so, daß die Mutter ganz außer sich herzulief und auch Onkel Gottfried erschien, der sofort die Thür zum Salon hinter sich zuzog:

— Hanns, Du brauchst Deinem Besuch keine Vorstellung zu geben!

Nun wandte sich der Hauptmann gegen den Bruder:

— Das ist überhaupt gar nicht mein Besuch, denn ich habe ihn nicht mitgebracht, wozu sich Sylvester auch wohl einen andern Tag hätte aussuchen können!

Die Mutter nahm ihren Sohn bei der Hand und fragte ihn ängstlich, Thränen im Auge:

— Um Gotteswillen, Sylvester, was hast Du denn gethan?

— Ich habe kein Geld mehr! — sagte der Fähnrich bitter mit vor Erregung heiserer Stimme. Und er dachte dabei an Not und Dürftigkeit der Eltern, an die abgetragenen Sachen, die sie aus Sparsamkeit anlegten. Wie er so dastand und ein Augenblick Pause eintrat, kam er sich so schlecht vor, so herzlos, und er rief laut:

— Helft mir doch das eine Mal nur. Es soll nicht wieder vorkommen. Ich will's ja abzahlen. Laßt mich doch nicht unglücklich werden!

— Wieviel ist es denn, mein Kindli? Ich will's aus der Wirtschaftskasse zusammenkratzen! — klagte die Mutter und wollte noch weiter sprechen, als ein barsches:

— Das fehlte auch noch! — des Hauptmanns sie schweigen ließ. Da zog Onkel Gottfried sein Portemonnaie aus der Tasche, stülpte es auf dem Schreibtisch um, sodaß der Inhalt auf die Platte rollte, suchte heraus, was an Gold sich dazwischen befand und gab die Summe Sylvester in die Hand:

— Da, mein Junge. Du bist mein Patenkind, da werde ich Dir wohl helfen dürfen. Es sind einhundertzehn oder einhundertzwanzig Mark oder so ähnlich. Mehr wirst Du wohl nicht brauchen! Mit Geld umgehen will erst gelernt sein, und Du fängst eben erst an. „Wir

Geyer", wie Dein Vater sagen würde, könnens überhaupt nicht! Morjen!

Dabei machte er Kehrt, ging in den Salon und schlug dröhnend hinter sich die Thür zu.

Sylvester wußte nicht, wie ihm geschah. Er fühlte das Geld in seiner Hand, soviel, wie er noch niemals besessen, und er schämte sich der Großmut des Onkels. Sein erster Gedanke war ihm nachzulaufen und es ihm zurückzugeben, aber Eldenfleth war ja im Nebenzimmer. In diese Familienangelegenheit sollte auch der Freund nicht hineinsehen.

Die Mutter war glücklich über diese Lösung und flüsterte Sylvester zu, der noch immer unschlüssig dastand:

— Danke dem guten Onkel nur recht ordentlich, Sylvester.

Durch den plötzlichen Umschwung und weil man ihm nun die Last der Zahlung von der Seele genommen, war des Hauptmanns Zorn verflogen. Weichheit griff Platz und er sagte sehr milde zu Sylvester:

— Sei nicht böse, wenn ich Dich so hart anließ, aber wir sind so knapp, daß mir oft wirklich himmelangst wird. Deine ganze Ausstattung habe ich natürlich vom Kapital nehmen müssen. Das schmilzt so zusammen, es ist schlimm. Da kann ich nichts dafür, wenn ich nervös werde. Und siehste das, was Dir der Onkel eben gegeben hat, das kommt ja Deiner Zulage für ein halbes Jahr gleich! Wenn Du also in so kurzer Zeit das verbraucht ....

Sylvester horchte auf und unterbrach ihn:

— Aber Vater, so viel ist es ja garnicht. Ich brauche ja vielleicht nur zwanzig Mark.

— Was?

— Jawohl!

Die Eltern waren ganz erstaunt. Der Vater wünschte sofort, daß Sylvester das überflüssige Geld dem Onkel zurückerstatten sollte, doch die Mutter war dagegen und sprach in Sorge um ihren Liebling mit größerer Entschiedenheit, als sie sonst je gezeigt:

— Nein, Sylvester, das kannst Du ruhig behalten. Der Onkel hat es Dir nun mal geschenkt und da ist's gut, du hebst Dir's auf. Du wirst es schon noch gut brauchen können.

Sie hatte recht, Sylvester freute sich im stillen und der Hauptmann sagte, wie um auch seinerseits sich zu rechtfertigen, daß sein Sohn das Geld behalten sollte:

— Gottfried würde es ja auch keinesfalls zurücknehmen!

Damit war die Angelegenheit erledigt. Der Vater küßte erst Sylvester, dann die Mutter und diese ihr geliebtes Kind, ohne Worte, aber mit einem alles sagenden Blick. Dann öffnete sie vorsichtig die Thürflügel zum Salon und die drei traten ein, als ob garnichts geschehen sei. Eldenfleth saß am Pianino und spielte noch immer. Als Sylvester ins Zimmer kam blickten ihn die Schwestern forschend an, doch da er fröhlich zu sein schien, senkten sie die Augen wieder auf ihre Arbeit. Er ging auf Onkel Gottfried zu, ihm zu danken, aber ehe er den Mund hatte öffnen können, machte jener:

— Pst! Das verbitte ich mir.

Während dann Tante Gustel, fast verlegen, weil sie selten jemand anredete, Eldenfleth um ein Lied bat, fragte Sylvester den Onkel:

— Bitte, sage mir jetzt, inwiefern Du findest, daß ich mich verändert habe!

— Na, gut, ich will Dir's sagen! Aber nur unter der Bedingung, daß wir über das Geld nie wieder reden! Versprichst Du das?

— Ja, Onkel.

— Also, mein Junge, ich hatte meine Freude daran, als Du so von Deinem jetzigen Leben in Meißen erzähltest, wie Dich die paar Wochen weiter gebracht haben. Früher hättest Du nie so viel zusammenhängend reden können. Das macht: Du erlebst jetzt eben etwas, und zwar täglich neues!

Und Sylvester gestand nachdenklich:

— Das fühle ich auch, Onkel. Ich bin ein bißchen anders geworden!

Als sei es eine Antwort auf ihr Gespräch begann Eldenfleth am Klavier zu singen, leise, mit seiner weichen Naturstimme, aus der doch immer soviel Tiefe und Ausdruck sprach:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar!
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!"

Schweigen trat ein, als der letzte Ton verklungen.

— Das habe ich mir als junges Mädchen in mein Liederbuch abgeschrieben! — sagte die Mutter schüchtern nach einer Weile, und der Hauptmann fügte hinzu, trotzdem er so unmusikalisch war:

— Ich mag es, denn ich erinnere mich gern meiner ersten Zeit in meinem, lieben, alten Regiment!

Alle schienen weich gestimmt, als ob es in der Luft des herrlichen Sommerabends läge, und man bat um die Wiederholung. Wieder fing Eldenfleth an:

Aus der Jugendzeit . . . Aus der Jugendzeit . . .

Sylvester, der sich immer nur gesehnt älter zu sein, empfand ein bittersüßes Heimatsgefühl, als schiene ihm doch das schön gewesen zu sein, was er hatte hinter sich lassen müssen.

48.

Vor dem Manöver häufte sich der Dienst mehr und mehr, die Kompagnien wurden zum Exerzieren in den Bataillonsverband eingezogen und zum Regiment zusammengestellt, Felddienstübungen und Märsche nahmen zu und Sylvester kam oft nach Haus so todmüde, daß er nicht einmal mehr die Kraft besaß, sich zu entkleiden, sondern sich aufs Bett warf, wie er war, sogar ohne die Stiefel von den Füßen zu thun. Der Hauptmann litt es nicht, daß er irgendwie Ermüdung zeigte:

— Sie müssen bei Zeiten lernen, den Leuten ein gutes Beispiel zu geben! — pflegte er zu sagen, wenn sein Fähnrich nicht ganz so frisch dreinschaute, wie er es wohl erwarten mochte.

Endlich, am 18. August rückte das Regiment ins Manöver ab.

Sylvester hatte seinen braven Mietsleuten Lebewohl

gesagt, denn am 20. September erst kehrte er aus dem Manöver zurück und am 1. Oktober begann das Kommando zur Kriegsschule. Die kurze Zwischenzeit aber hoffte er Urlaub zu bekommen. Mit schwerem Herzen verließ er Meißen, das ihm so lieb und vertraut geworden. Was er an Leid und Enttäuschungen erlebt, dünkte ihm, weit hinter ihm zu liegen. Als das Regiment unter den Klängen der Musik von der Kaserne abmarschierte, den wohlbekannten Weg durch Cölln nahm, über die Brücke und durch die Stadt unter der Albrechtsburg vorbei, die in ihrer Jahrhundertsruhe auf sie herabschaute, da war Sylvester ganz eigen zu Sinn. Er wußte und fühlte, daß nun wiederum ein Abschnitt seines Lebens vorübergegangen war, daß er wieder etwas Neuem entgegenging.

Dem Laufe der Triebisch folgte das Regiment zur Stadt hinaus an der alten, berühmten Porzellanmanufaktur vorüber. Sylvesters Wirt, der Former, hatte ihm oft von den Schwierigkeiten der Porzellanherstellung erzählt, aber der Fähnrich war niemals dazu gekommen, sich die Fabrik anzusehen. Sie konnte nur in der Woche besichtigt werden und da hatte er Dienst. Dazu scheute er die damit verknüpften Kosten.

Im Kasino war oft von besonders schönen Stücken der Porzellanmanufaktur die Rede gewesen, und einzelne der Offiziere begeisterten sich dafür. Sylvester verstand es nicht. Die Stadt Meißen hatte zu einem Regimentsjubiläum dem Offizierskorps einen Tafelaufsatz aus Porzellan geschenkt, der jedem Gast im Kasino mit Stolz gezeigt wurde. Onkel Gottfried hatte Sylvester danach gefragt, doch der Fähnrich wußte das Kunstwerk nicht einmal zu beschreiben und auf des Onkels Vorhalt hatte er gesagt:

— Onkel, mir ist das ganz wurscht. Ein alter Topp sieht für mich aus wie der andere. Ich verstehe nicht, was da besonderes sein soll!

Da hatte Onkel Gottfried geantwortet:

— Das ist doch wenigstens ehrliche Barbarei! In Deinem Alter ging mir's übrigens genau so. Diese Sachen lernt man erst später unterscheiden und schätzen, wenn man gereifter ist.

Die Übungen fanden in der Gegend von Chemnitz statt und dazu hatte das Regiment drei Tage Anmarsch. Dabei waren Felddienstübungen der Stabsoffiziere gegeneinander. Am dritten Tage hatte Hauptmann Küster als zweitältester Hauptmann die eine Partei geführt. Er ließ Sylvester abends in sein Quartier zum Pastor kommen. Hier befanden sich die Karten schon auf dem Tisch, und nun begann der Kompagniechef alle Einzelheiten der Übung abzufragen.

Fast keine Antwort war richtig. Der Fähnrich hatte sich überhaupt um General- und Spezial-Idee der Übung nicht gekümmert, sondern nur ganz mechanisch seinen Dienst gethan, dabei war er zum Umfallen müde, sodaß er sich nur mit Anstrengung dazu zwingen konnte, nicht zeitweilig die Augen zu schließen. Als nun seine Antworten immer unsicherer wurden, klappte Hauptmann Küster plötzlich die Generalstabskarte zusammen und rief ganz außer sich:

— Fähnrich, Sie haben ja gar keinen Schimmer! Und so wollen Sie auf Kriegsschule gehen? Sie wissen, daß ich Ihnen, damit Sie auf Kriegsschule kommen können, ein Dienstzeugnis .... eine Qualifikation ausstellen muß. Die kann ich Ihnen ja so mit autem Gewissen gar nicht geben!

Dann wurde Sylvester entlassen. Als er seinem Quartier zuschritt, überkam ihn eine tiefe Verzweiflung. Er gab alles verloren und malte sich die Zukunft in den schwärzesten Farben aus. Er würde nicht auf Kriegsschule geschickt werden, wie Eldenfleth, und dadurch von seinem einzigen Freunde getrennt werden. Die Schande kam noch dazu, denn ein Zurückbleiben beim Regiment galt als etwas außergewöhnlich Strenges. Und was würde der Vater dazu sagen!

Sylvester schloß sich in seinem kleinen Bauernzimmer ein, das über dem Stall gelegen, winzig in seinen Abmessungen und deckenniedrig, daß er kaum aufrecht gehen konnte, auch in der Nacht unerträglich heiß blieb. Er setzte sich auf den Strohsack des Bettes und überließ sich seinen Gedanken. Die Hitze erdrückte ihn, der er nicht einmal durch Fensteröffnen wehren konnte, da sonst die unerträglichen Bremsen und Fliegen vom Stall heraufkamen.

Was hatte er überhaupt vom Leben? Marschieren, marschieren und immer marschieren in der Kolonne, die den Staub aufwühlte, daß er sich lähmend auf die Lungen legte! Marschieren vom Morgen bis zum späten Nachmittag unter den müden Leuten, deren Ausdünstungen oder deren schlechten Tabakqualm atmend! Marschieren, ohne daß er recht wußte warum und wozu. Mit quälendem Durst, der nicht gelöscht werden konnte, über den nicht einmal gesprochen werden durfte, um nicht den Verdacht der „Schlappheit“ zu erwecken! Marschieren im dicken, schlechten, groben Kommißzeug. Marschieren mit wundem Fuß, von dem er nichts zu sagen wagte.

Und dann, wenn er ins Quartier kam, noch die Leute beaufsichtigen zu müssen, die Quartiere revidieren, das

Putzen überwachen, beim Appell sein, um Stiefel und Fußlappen durchzusehen, in besten Fällen noch die Gewehre. Und dieses Quartier, dieses entsetzliche Bett, die Hitze, der Gestank. Dann, wenn er geglaubt, nun endlich Ruhe zu finden, wurde er noch zum Hauptmann gerufen, verhört, ausgehorcht, heruntergemacht und ihm die Aussicht auf die Zukunft genommen!

Sylvester dachte an seine gescheiterten, stolzen Kavalleriepläne, und ihm war sehr weh, sehr traurig ums Herz.

Der Abend brach ein. Er streckte sich auf dem Strohsack aus. Das Federbett warf er von sich. Licht hatte er nicht, der Bauer hatte ihm keins gegeben und er wußte nicht, ob er es verlangen konnte. Kaufen wollte er es sich aber keinesfalls, denn er mußte sparen, um — trotz des Geschenkes von Onkel Gottfried — gut auszukommen. Er vermochte nicht einzuschlafen, aber die Glieder thaten ihm so weh, daß er sich auch nicht zwingen konnte, sich aufzurichten und sich seiner Kleider zu entledigen. In seinen Gedanken erregte er sich mehr und mehr, warf sich auf seinem harten Lager herum und ward erhitzter denn vorher. Endlich erhob er sich und lief in dem niedrigen, elenden, korridorähnlichen Zimmer auf und nieder, setzte sich dazwischen und stieß endlich die Fenster zum Hofe auf.

Ein klein wenig frischer dünkte ihm doch die Nachtluft draußen zu sein.

Er lehnte sich auf das Fensterbrett und sah hinaus. Zwischen dem Bauerngehöft und einer Scheune war die Aussicht auf den Himmel frei, an dem die Sterne flimmerten. Ihr Licht zuckte, flirrte und zitterte zu Sylvester herüber, und er dachte an das, was er einstmals gelernt, es sei möglich, daß er dort Sterne erblickte,

deren Licht längst erloschen und nun immer noch auf der Erde sichtbar bliebe, wegen der unendlichen Zeit, die es brauchte, um den Weg bis zum Auge zurückzulegen.

Noch nie hatte er aufmerksam das Firmament betrachtet — jetzt that er es aus Langerweile, aus Schlaflosigkeit und Verzweiflung. Nun erschien es ihm so wundersam, so rätselhaft, daß er sich garnicht hineinzufinden vermochte, daß er erstaunt war, wie über eine ganz neue Entdeckung, die er gemacht, daß er des Sehens und Sinnens kein Ende fand.

Er lehnte sich weit hinaus, um immer wieder die Millionen ferner Welten zu betrachten. Wenn er das Auge zukniff, meinte er in seiner Fantasie einen Stern deutlich als Kugel zu sehen, als Globus, auf dem sich Meere und Erdteile abzeichneten. Wenn dann sein Blick weiterglitt, glaubte er beim nächsten Himmelskörper noch tiefer, noch weiter in das All hineingedrungen zu sein. Der lag noch entfernter, Millionen von Meilen weiter fort. Er träumte sich hinein, wie das Spiel fortgehen müsse, immer auf größere Strecken, bis in neue Sonnensysteme, und diese durchirrend noch weiter fort in endlose Fernen, daß es kein Ende nahm.

Ihm wurde fast schwindlig dabei. So war die Unendlichkeit.

Als er sich zurückbeugte, war es ihm, als sei in einer Sekunde eine erdrückende, unübersehbare Ideenwelt an ihm vorübergerauscht. Ihm war ruhiger und friedlicher zu Mut. Süßes Gehenlassen, überirdische Leichtigkeit zog in seine Seele ein. Alle Unannehmlichkeiten schienen ihm zu schwinden, die Schranken

niedergelegt, die Grenzen erweitert, die Fesseln seiner kleinen, armseligen Existenz gehoben und zersprungen.

Er war arm, ja er war arm, aber das bedrückte ihn nicht mehr. Es war ja — wie er nun glaubte — so unendlich gleichgültig, so einerlei! Er brauchte kein Geld! Es ging auch so! Er würde sich schon durchschlagen. Und es gab ja noch ärmere, wie er, noch viel ärmere. Die mußten, die konnten auch leben! Und seine dienstlichen Schwierigkeiten, — war er nicht am Anfang seiner Laufbahn? Noch jung, noch unerfahren? Das würde, das mußte sich alles geben und einrichten mit der Zeit.

Eine große Zuversicht stärkte sein Herz, eine ergebene, heitere Ruhe beruhigte seine irrende Seele. Er sah noch einmal zum Himmel auf und all sein Fühlen und Denken machte sich in einem gleichgiltigen, banalen Worte Luft, mit dem er alles fortwischte, was ihn bedrängte:

— Es ist gar nicht so schlimm!

49.

Die Anstrengungen der Manövertage wuchsen, aber Sylvester hatte Festigkeit, Ruhe und Mut gewonnen und überwand alles Ungemach. Wie er sich Mühe gab, einen heiteren Sinn zu zeigen suchte, und seine Pflicht that nach Kräften, da wurde auch Hauptmann Küster wieder milder gesinnt gegen seinen Fähnrich, den er eines Morgens auf dem Rendezvous der Truppen am Korpsmanövertage fragte:

— Wissen Sie schon, auf welche Kriegsschule Sie kommen?

— Nein, Herr Hauptmann!

— Soll ich's Ihnen verraten?

Sylvester lächelte freundlich, lag doch darin die Gewißheit, daß der Hauptmann ihm ein gutes Dienstzeugnis ausgestellt und sagte begierig:

— Ich bitte ganz gehorsamst, Herr Hauptmann.

Einen Augenblick spannte der Kompagniechef ihn noch auf die Folter, dann antwortete er:

— Engers am Rhein. Famose Kriegsschule. Denken Sie nur mal die Gegend. Die Kriegsschule ist in einem ehemaligen bischöflichen Schloß unmittelbar am Rhein, zwischen Koblenz und Andernach! Kennen Sie den Rhein?

Sylvester mußte halb wehmütig verneinen. Er kannte ja gar nichts, als Dresden und die sächsische Schweiz. Nun fügte Hauptmann Küster noch hinzu:

— Ihr Freund Eldenfleth kommt, wie ich höre, auch hin!

Jetzt war Sylvester erst glücklich. Den ganzen Tag hindurch während des anstrengenden Manövers, das heute wegen einer unerhörten Hitze, weiten Anmarsches und langer Dauer, die zum Biwak überleitete, besondere Anforderungen an die Kräfte stellte, dachte er an die Kriegsschule und was seiner wartete. Er freute sich, herauszukommen in die Welt aus dem engen Anschauungskreise, der ihn bisher umfangen.

Nachmittags rückte das Regiment ins Biwak ein und bald begann munteres Leben und Treiben. Da wurden die Gewehre in Reihen gestellt, Tornister, Koch- und Schanzzeug abgelegt und an den Bau von Kochlöchern,

Latrinen, Windfängen, Feuerstellen, Strohhütten gegangen. Sylvester bekam einzelne Aufträge: er mußte seinen Zug zum Wasserholen in das nächste Dorf, Hennersdorf, führen, und er sollte dann beim Austeilen der Lagervorräte zugegen sein. Als das erledigt war, sah er sich im Biwack um.

Es lag hinter einer Anhöhe, jenseits derer die Vorpostenlinien standen, an einem Bach in den Thalkessel gesenkt. Neben dem Bataillon lagerten die beiden anderen, sodaß das Regiment sich zusammen befand. Überall wurde gearbeitet, gegraben, gekocht, Stroh geflochten, Holz kleingehackt. Offiziere wie Mannschaften hatten die Helme mit den Mützen vertauscht und die Säbel abgelegt. Abseits der Kochgräben war ein gedeckter Tisch hergerichtet worden und dort saß schon eine Anzahl Offiziere, um bei einem Glase Bier das Essen zu erwarten. Unter ihnen Premierleutnant Hille und Leutnant von Gustedt. Der Hauptmann sprach ein Stück entfernt mit Major Panitzsch. „Moltke" ließ sich erzählen und nickte nur ab und zu mit dem Kopfe.

Sylvester war ganz allein mit den Mannschaften im Biwak. Er sah drüben am Offizierstisch Eldenfleth sitzen, und er wäre gern hinübergegangen, wenn er sich getraut hätte, ohne des Hauptmanns Befehl, das Revier zu verlassen. Der Vater hatte ihm oft vom Biwack erzählt und in Sylvesters Fantasie hatte sich dies eingeprägt als etwas besonders Reizvolles und Schönes. Nun fühlte er sich ein wenig enttäuscht, denn von besonderem Reiz fand er es nicht, sich durstig und mit knurrendem Magen hier herumzutreiben zwischen den sich hin und herschiebenden Leuten, die alle eifrig ihrer Thätigkeit nachgingen,

während er nichts zu thun hatte und ihnen nur im Wege stand.

Er hatte das Bedürfnis allein zu sein und sehnte sich aus der Biwakmenge fort. Er war müde und hätte sich am liebsten an eines der eben erst entzündeten Feuer gelegt oder irgendwohin auf die Erde zwischen die Gewehre. Gleichviel wo — er wäre sofort eingeschlafen. Doch er durfte sich nicht setzen, denn der Hauptmann hätte ihn sehen können und er hörte schon in Gedanken wieder sein etwas spöttisches:

— Fähnrich, ich glaube gar Sie sind müde von dem bißchen Manöver.

Da war es ihm als fiele ein Tropfen auf seine Hand. Er blickte auf: richtig — was er bisher noch gar nicht bemerkt — der ganze Himmel hatte sich dunkel umzogen und drohte mit einem Gewitter. Leiser Wind machte sich auf und bald klang von weitem das Grollen des Donners. Mit einem Male prasselte jäh ein Sturzregen nieder. Sylvester wollte nach seinem Mantel sehen, doch er vernahm des Hauptmanns Stimme!

— Die Mäntel nicht aufmachen. Es hört gleich auf.

Die meisten Soldaten hatten sich auch beim Kochen durch den Regen gar nicht stören lassen, nur Sylvester faßte sich erschrocken auf die Schultern. Die dicken Tropfen waren ihm sofort bis auf die Haut gegangen. Hauptmann Küster humpelte auf ihn zu:

— Na, na, na, Fähnrich! Sind Sie denn so'n Muttersöhnchen? Das bissel Regen wird Ihnen doch nichts schaden. Sie sollten mal einen Feldzug mitmachen und dann vier Wochen Regen, vier Wochen Biwak, vier Wochen nicht aus den Lumpen kommen!

Er nahm Sylvester mit an den Offizierstisch und endlich erhielt der hungrige, durstige, müde Fähnrich zu essen und zu trinken. „Moltke" präsidierte und Steiger, sein Adjutant, lief geschäftig herum. Als Sylvester herankam winkte ihm Eldenfleth schon von weitem zu, doch neben jenem war kein Platz und er kam neben Hauptmann Küster zu sitzen, der ihm zurief, als er zögerte:

— Fähnrich, Sie fürchten sich wohl vor mir?

Sylvester erklärte, er habe sich untenan setzen wollen, wie im Kasino, und der Hauptmann, der heute als am vorletzten Manövertage ganz besonders liebenswürdig zu sein schien, sagte:

— Ach was, Fähnrich! Erstens gilt das im Felde . pardon Manöver . . . nicht wie sonst. Heute ist der 21. September und am 1. Oktober sind Sie auf Kriegsschule. Wenn Sie dann zurückkommen sind Sie ohnedies bald Offizier .... Prost ....

Dabei stieß er mit seinem Fähnrich an, daß es klirrte. Sylvester aber freute sich unbändig über die der Worte. Er wußte, daß jeder Fähnrich erst dem Offizierskorps zur Wahl als Offizier gestellt wurde und er sah darin, daß der Hauptmann so zuversichtlich und sicher von einem Offizierwerden sprach, die Bestätigung, daß man ihn gern mochte und mit ihm zufrieden war.

Der kurze Regenschauer hatte aufgehört. Doch wie allmählich die Nacht kam, begann Sylvester in seinen nassen Kleidern zu frieren. Zuerst hatte er keinen Wein getrunken, in der Befürchtung, ein zu großes Loch in seine Tasche zu reißen. Als der Adjutant Steiger ihm jedoch beim Vorübergehen sagte:

— Geyer, so trinken Sie doch ordentlich. Es geht

nämlich auf gemeinsame Kosten. Bezahlen müssen Sie's doch! — da schenkte er sich tüchtig das Glas voll und leerte es ein paar Mal, bis ihn Wärme durchströmte, sodaß er das Frieren vergaß.

Der Hauptmann war zur Kompagnie ins Biwak gegangen, aus dem schon Musik und fröhlicher Gesang tönte. Nun fühlte sich Sylvester wohler und freier und begann auch den Zauber eines solchen Abends zu empfinden. Die vielen Feuer im Kreise, das Singen und Lachen ringsherum, die Gruppen am Boden halb erhellt, halb in der Dunkelheit, die Offiziere am Tisch, darauf die Windlichter standen, das ganze fröhliche Treiben hob seine Stimmung sodaß er alle die Kleinlichkeiten und unangenehmen Seiten vergaß.

Er ließ sich von Eldenfleth eine Cigarette geben und begann zu rauchen.

An den Bach stellten sich die Freunde, ein wenig abseits vom Tisch, und in der Dunkelheit, die sie hier umgab, griff Sylvester nach der Hand seines Kameraden:

— Eldenfleth, weißt Du denn eigentlich, wohin wir auf Kriegsschule kommen?

— Wir?

— Nun ja, wir! Ich komme nämlich auch nach Engers!

— Herr Gott, dahin komme ich ja!

Sie drückten sich noch einmal die Hand. Sylvester meinte gerührt vom Wein, von der Stimmung gepackt, überwältigt von der Größe des Nachtbildes mit dem sternenglitzernden Himmelsdom, über den weiten, dunklen Feldern:

— Es ist doch famos, daß wir zusammen bleiben!

— Das wollt' ich auch gerade sagen! — antwortete Eldenfleth.

— Fähnrich! Fähnrich! Geyer! Eldenfleth! — klang es ein paar Augenblicke darauf. Am Offizierstisch wurde es lebendig. Vom Nachbarbiwak waren die Ulanen herübergeritten gekommen, teils auf blanken Pferden, teils auf Decke, wie es sich gerade gefügt. Von neuem wurden Flaschen entkorkt und man setzte sich, trinkend, rauchend, schwatzend. Was von Offizieren im Lager war wurde zusammengetrommelt. Die Adjutanten hatten alle Hände voll zu thun, herumzulaufen, um alle 216er zusammenzubringen.

Ein großer, hagerer Rittmeister mit einem Riesenschnauzbart stand auf und hielt eine Rede:

— Meine Herren Ulanen, es giebt nur ein Infanterieregiment, mit dem wir Couleur sind, das sind die Zweihundertsechzehner aus der alten Wein- und Porzellanstadt Misni an der Elbe. Jawohl, meine Herren .... hm ..

Ein blutjunger Leutnant, bartlos und mit einem reinen Kindergesicht, soviel in der halben Dunkelheit zu unterscheiden war, unterbrach ihn:

— Die Zweihundertsechzehner stehen gar nicht in Meißen, Herr Rittmeister, sondern in Cölln an der Elbe.

Der große Rittmeister schien solche Scherze gewohnt zu sein, denn er fuhr, ohne sich um den Einwand zu kümmern, fort:

— Nach Ansicht eines unserer ältesten, erfahrensten Kameraden steht dieses vortreffliche Regiment, dieses großartige Regiment nicht in Meißen. Meine Herren, dann nicht. Schadet ja nichts. Couleur ist's doch. Unsere Landser ....

Wieder unterbrach ihn einer der Leutnants mit dem Rufe:

— Schluß der Debatte und Hoch!

— Hoch! — fiel alles ein, sodaß der lange Rittmeister garnicht mehr zum Reden kam. Er beruhigte sich aber dabei und rief sein „Hoch“ kräftig mit.

Sylvester war diese Fröhlichkeit neu. Daß die Leutnants mit — wie es schien — einem älteren Rittmeister so umsprangen, machte ihm großen Eindruck. Bei seinem Regiment wäre das nicht möglich gewesen. Es schien freier und ungenierter bei der Kavallerie zuzugehen.

Sylvester und Eldenfleth waren den Ulanenoffizieren vorgestellt worden, die ihnen alle freundlich die Hand reichten. Jeder sprach dazu ein paar Worte. Plötzlich erhob sich Major Panitzsch und klopfte an sein Glas. Alles schwieg, denn „Moltke“ als Festredner war etwas Unerhörtes, und man lauschte begierig, bis der Major statt jeder erwarteten langen Rede einfach sprach:

— Die Herren Ulanen leben Hoch! Hoch! Hoch!

Die Enttäuschung über die knappen Worte war derart, daß die meisten Offiziere zu lachen begannen. Schnell antwortete der lange Rittmeister:

— Meine Herren Ulanen, wir haben zwar keinen großen Schlachtendenker in unserem Regiment ... immerhin ....

Durch allgemeinen Jubel wurde er unterbrochen und irgendwoher, man wußte nicht von wem, tönte das Wort in die Unruhe hinein:

— Moltke!

Schon wollte der Major böse werden, als die Ulanen sich erhoben, Abschied nahmen, auf die Pferde kletterten,

schattengleich wie sie gekommen im Dunkel der Nacht verschwanden ....

Wie ein Traum kam Sylvester die ganze Begegnung vor. Sie erschienen ihm so viel freier, ungebundener und glücklicher.

— Wie die reiten können, ohne Sattel! — sagte er zu Eldenfleth, der trübselig von dem gleichen Gedanken erfaßt antwortete:

— Ja, wir armen Schlucker!

Retraite und Abendsegen klang durch das Biwak. Die Freunde sagten sich Gute-Nacht, und jeder ging in sein Kompagnierevier, sich einen Platz für die Nacht zu sichern. Um das Feuer herum lagen schon die Leute und schliefen hinter den Strohschirmen auf Schütten Stroh, in das sie sich so gut es ging vergraben hatten. Hauptmann Küster, Leutnant von Gustedt und Leutnant Schliephake, die sich eine Hütte erbaut, hatten sich schon zurückgezogen. Den Premierleutnant fand Sylvester an einem der Feuer mitten unter den Leuten ausgestreckt. Für den Fähnrich schien kein Platz mehr zu sein. Zwar hockten noch einzelne Soldaten an den Kochlöchern, um sich einen besonderen Leckerbissen zu bereiten, allein Sylvester wollte sie nicht um einen Platz bitten, den er Manns genug sein mußte sich selbst zu erobern.

Eine Weile irrte er ratlos im Biwak umher, bis er einen trat, dessen Füße er im Stroh verborgen nicht bemerkt und der nun in der Schlaftrunkenheit in den unflätigsten Ausdrücken über die Störung zu schimpfen begann. Nun setzte sich Sylvester an eines der Feuer. Es brannte lichterloh, weil die Leute vor dem Einschlafen noch den ganzen Rest Holzstücke daraufgeschüttet hatten.

Er hockte am Boden zwischen den Füßen von ein paar Soldaten und den Flammen, im Gesicht fast unerträgliche Glut, den Rücken kalt von der frischen Nachtluft bestrichen. Und er war so erregt durch das Neue, das er erlebt, von den Eindrücken der letzten Zeit und dieses Tages, daß ihn der Schlaf floh. Ein unbestimmtes Gefühl des Erwartungsvollen beherrschte ihn.

Er dachte an seine Indianerschwärmereien aus der Gymnasialzeit zurück. Damals hatte er sich immer als schönstes geträumt, einmal nicht zu Bett zu gehen, die ganze Nacht in den Kleidern zu bleiben. Er hatte es sich ausgemalt: in der Prairie, der weiten, endlosen Steppe am Feuer zu liegen, das die Trapper entzündet. In den Poncho gehüllt, im Gürtel das Bowiemesser, vor sich das Gewehr, zu wachen für die anderen, die schliefen. Hinauszuhorchen von Zeit zu Zeit in das Schweigen rundum. Das Ohr an den Boden zu legen, um das Nahen galloppierender Pferde rechtzeitig zu spüren und dabei genau zwischen dem Hufschlag der Reiter und dem Stampfen von Büffelherden auf Meilen Weite zu unterscheiden.

Alles schwieg, alles schlummerte um Sylvester herum, es war ihm als müsse er für die anderen wachen. Doch allmählich überkam ihn die Müdigkeit und da er unmittelbar am Feuer keinen Platz fand, um sich auszustrecken, so kauerte er sich zusammen so gut es ging und nickte ein.

Nach einiger Zeit fuhr er auf, durch Unruhe am Feuer und fand sich, ohne daß er wußte wie es gekommen war, im Stroh mitten unter den Soldaten. Ein Schlaftrunkener, auf den er wahrscheinlich gefallen, erhob sich schimpfend und taumelte der nächsten Lagerstelle zu, wo er sich hinwarf. Sylvester gewahrte es mit halbwachem

Auge, aber sehr bald war auch er wieder eingeschlafen, und so fest, daß er das Signal Reveille am Morgen gar nicht hörte. Der Feldwebel weckte ihn:

— Herr Fähnrich, es ist Zeit. Der Herr Hauptmann hat schon nach Ihnen gefragt!

Sofort war Sylvester auf den Beinen. Richtig, da lief auch schon der Kompagniechef auf und nieder, stärker humpelnd als sonst, weil, wie er zum Premierleutnant Hille sagte, sein linkes Bein „eingeschlafen“ sei.

Der Fähnrich strich sich die Uniform glatt, streckte und reckte sich und kam noch gerade zurecht, seinen Zug zum Wasserholen nach Hennersdorf zu führen.

Der Morgen war naßkalt, neblig, und Sylvester fror. Die Kleidungsstücke klebten am Körper, und waren feucht von Tau, Nebel oder von leichtem Regen, der während des Schlafes gefallen sein mochte, das wußte er nicht. Er fühlte sich unbehaglich, schmutzig, ungewaschen, ungekämmt, hungrig und doch verkatert, übernächtig und unangenehm. Und nun begann noch dazu ein Regenschauer niederzugehen.

Als er mit seinen Leuten aus dem Dorf zurückkam, zog der Hauptmann die Handschuhe aus und steckte sie in die Tasche, wobei er rief:

— Na, Fähnrich, wie ist Ihnen denn das Biwak bekommen? Sie sehen ja recht unglücklich aus. Sie müssen schlau sein und Ihre Handschuhe ausziehen. Jetzt werden Sie blos naß und wenn's aufhört zu regnen haben Sie dann keine anzuziehen.

Aber es hörte nicht auf. Der Regen rieselte in den halbkalten Kaffee, den Sylvester zu trinken bekam, er durchnäßte ihm den Rücken, lief zum Kragen hinein, drang

durch seine Stiefel und tropfte ihm vom Helm auf die Nase.

— Deine Nase ist eben zu groß! — tröstete ihn Elbenfleth, doch ohne Erfolg, denn Sylvester sagte verzweifelt:

— Das Soldatenleben ist doch eigentlich scheußlich!

Der Freund klopfte ihn auf die Schulter, daß die Tropfen herumspritzten:

— Je nach der Gemütsstimmung! Man muß sich nicht so werfen lassen.

Sylvester bewunderte Elbenfleths Ruhe und Gleichmut, aber er vermochte es nicht sich zu überwinden. Erst als der Anmarsch der Truppen begann und mit ihm ein Sonnenstrahl vom Himmel lachte, fing er an seine gute Laune wiederzugewinnen. Allmählich machten ihm die tiefen, grundlosen Wege sogar Spaß und er arbeitete sich durch den aufgeweichten Boden wie die Leute, mit Scherzen auf den Lippen. Als gar am Abend des Manövertages das Regiment durch Eisenbahnfahrt den Rückweg nach Meißen antrat, war Sylvester wieder so guter Laune wie nur je zuvor.

Den Abend versammelten sich die Offiziere im Kasino. Es schien den beiden Fähnrichen, als ob man mit ihnen besonders nett sein wollte. Alle sprachen mit Sylvester, und Hauptmann Küster sagte ihm:

— Fähnrich, Sie können sich morgen mittag abmelden. Ihre Eltern werden sich auch freuen, Sie mal wiederzusehen, ehe Sie auf Kriegsschule kommen.

— Danke gehorsamst, Herr Hauptmann! — antwortete strahlend der Fähnrich.

Das einzige, was Sylvester an diesem Abend traurig

stimmte, war, daß er sich von Eldenfleth trennen mußte, der in Meißen zurückblieb, weil die Reise zu seiner Mutter zu teuer war. Die Nacht blieb Sylvester bei seinem Freunde und schlief auf dem Kasernensofa, um, da er keine Wohnung mehr hatte, das Nachtquartier zu sparen. Am andern Morgen nahmen sie von einander Abschied, mit Eldenfleths Frage:

— Wir fahren doch zusammen nach Engers?

— Natürlich! Aber auf Requisitionsschein, dritter Klasse.

— Umsonst! Kostet nichts!

Und sie lachten beide. Bei der Abmeldung sagte der Oberst mit seiner gewaltigen Stimme, indem er Sylvester die Hand fast zerdrückte:

— Grüßen Sie Papa! Machen Sie in Engers keine Dummheiten. Lassen Sie sich's gut gehen. Adieu!

Und „Moltke" kurz und bündig:

— Guten Erfolg. Danke!

Hauptmann Küster aber hielt ihn noch bei sich auf seiner Weinbergsvilla zum Frühstück zurück und sagte beim Abschied viel freundlicher und weicher als sonst:

— Fähnrich, vergessen Sie Ihren alten Hauptmann nicht. Schreiben Sie mir mal. Ich habe Sie lieb gewonnen, wenns auch meine Art nicht ist, das groß zu zeigen. Sie können mir ruhig Ihr Herz ausschütten, denn Ihr Kompagniechef werde ich ja doch nicht wieder. Ich bin in der Armee der fünfte zum Stabsoffizier, also bin ich, wenn Sie zurückkommen, nächsten Sommer entweder abgehalftert oder Major.

Sylvester dankte gerührt.

Eldenfleth brachte den Freund noch auf den Bahnhof

Kaum eine Stunde später sah der Fähnrich sein Vaterhaus vor sich liegen. Er stürmte die Treppe hinauf und riß an der Klingel. Niemand kam. Wie er ein zweites Mal den Griff zog, hörte er einen wohlbekannten, lieben Schritt und die Mutter öffnete ihm die Thür. Sylvester schloß sie in seine Arme, streichelte mit seiner großen, braunen Hand ihr schon mit Silberfäden durchzogenes Haar und sagte, wie es ihm gerade auf die Lippen kam, innig zu ihr:

— Du bist doch mein Bestes!

50.

Auf der ganzen Reise bis Koblenz blickten die beiden Fähnriche aus dem Fenster, damit ihnen ja nichts entginge. Onkel Gottfried hatte Sylvester einen alten Bädeker mitgegeben, in dem er sich fortwährend über das unterrichtete, was er zu sehen bekam. Auf der langen Fahrt erschienen ihnen die Bänke der dritten Wagenklasse oft hart und unbequem, aber sie kamen mit Humor gegenseitig sich tröstend darüber hinweg, und als sie sich endlich dem Rhein immer mehr näherten, vergaßen sie alles über der Erwartung, endlich den gewaltigen, deutschen Strom zu erblicken.

Allmählich hatten sich im Zuge noch eine ganze Anzahl Fähnriche hinzugefunden, die unterwegs eingestiegen waren. Sylvester sah zum ersten Mal preußische Uniformen. Er wunderte sich, daß die Artilleristen schwarze Kragen hatten sowie schwarze Aufschläge und nicht rote wie daheim in Sachsen. Einen Kürassierfähnrich staunte er lange Zeit

wie ein Wunder an, und als er ihn in ein Abteil erster Klasse steigen sah, während er dritter fahren mußte, sagte er zu seinem Regimentskameraden:

— Der Kerl fährt natürlich erster, als ob er was Besseres wäre wie wir!

Eldenfleth hatte das gleiche Gefühl gehabt, nur drückte er es nicht mit Bitterkeit aus, sondern er lachte:

— Laß ihn doch, der kommt auch nicht früher an wie wir!

Als sie aus dem Lahnthal nach der Station Niederlahnstein zubogen riefen ein paar Stimmen:

— Der Rhein! Der Rhein!

Man lehnte sich aus den Fenstern und wehte mit den Taschentüchern. Die breite Fläche des Stromes erschien unterhalb Stolzenfels, und dann fuhren sie angesichts Koblenz auf dem jenseitigen Ufer mit seinen Rheinanlagen am Schloß. Die Schiffbrücke tauchte auf, die gerade ausgefahren war, um einen Schleppdampfer durchzulassen, und über dem Zuge auf derselben Seite drohte der Ehrenbreitstein mit Mauern, Wällen und Kasematten herab.

Als Sylvester den Rhein erblickte wurde er ganz feierlich gestimmt und sprach kein Wort mehr. Er konnte die Augen nicht vom Strome lassen. Das war also der Rhein, der heilige, deutsche Rhein. Ja, der war doch größer, breiter, schöner als seine Elbe. Das war ja ein richtiger Strom. Da war doch eine Farbe darin! Nicht blos das schmutzige Grau seines Heimatsflusses.

„Ehrenbreitstein“ hatten die Schaffner gerufen, dann „Vallendar“, „Bendorf“, und nun klang es plötzlich, nachdem sie den Rhein aus den Augen verloren und auf einem häßlichen Bahnhof hielten: „Engers.“

Die Fähnriche stiegen aus. Es schien als ob der halbe Zug voll gewesen wäre. Den Kürassier sah Sylvester wieder von weitem, dann Artilleristen und Pioniere, Infanterie aller Regimenter, ein paar Husaren, Ulanen und Dragoner. Alle Waffengattungen wimmelten durcheinander. Koffer wurden abgeladen, die von der Kriegsschule entsandte Ordonnanzen in Empfang nahmen. Man rief, man fragte, Bekannte begrüßten sich, Fremde stellten sich vor. Und in dem Durcheinander fühlte sich Sylvester sehr unbehaglich.

Sie folgten dem allgemeinen Zuge über die Eisenbahn durch eine Dorfstraße gerade auf ein mächtiges Gebäude zu, das durch einen gitterumhegten Hof nach dem Ort zu abgeschlossen ward: das Schloß, die Kriegsschule. Der Portier bezeichnete die Zimmer, Ordonnanzen brachten die Koffer, die Gepäckstücke hinauf.

Sylvester atmete auf: er befand sich mit Eldenfleth auf einer Stube. Der Raum war im zweiten Stock mit prachtvoller Aussicht auf den Rhein, der hart an der schmalen Schloßterrasse unter ihnen seine Fluten vorbeiwälzte.

— Gott, ist das schön! — sagte Eldenfleth, nachdem er hinausgeschaut. Und die beiden Freunde stellten sich nun ans Fenster und blieben in den Anblick versunken des zum Becken erweiterten Thales, Dörfer-besät, des Stromes, auf dem eben ein großer Rheindampfer zu Thal ging mit fröhlich taschentücherwehenden Menschen. Sylvester wunderte sich über die Größe des Schiffes:

— Donnerwetter, der Koloß, wenn ich dagegen an unsere Elbdampfer denke!

— Dafür sind wir aber man auch am Rhein! — antwortete stolz der Hannoveraner, als sei er selbst Rhein-

länder. Dann winkten die beiden mit ihren Taschentüchern dem Dampfer zu.

Auf der Stube, die klein war, lagen nur noch zwei andere: jener Kürassier, der erster Klasse gefahren und ein Artillerist, ein bescheidener, kleiner Mensch aus Köln, Eisenmann geheißen, der einen martialischen Schnurrbart trug. Er war der Älteste. Der Kürassier stellte sich vor:

— Von Hoicha.

— Von Geyer — von Elbenfleth! — antworteten die beiden Sachsen.

Sylvester war ein wenig betreten, daß sie gerade das Pech hatten mit dem Kürassier auf eine Stube zu kommen, der ihnen von Anfang an einen unangenehmen Eindruck gemacht, aber Hoicha entpuppte sich als ganz bescheiden und liebenswürdig. Während des Auspackens fing er ein Gespräch an:

— Die Herren sind Sachsen?

— Jawohl!

— Das freut mich. Ich kenne nämlich Dresden sehr gut. Meine Mutter ist eine Sächsin.

— So?

— Ja, auch aus Dresden ....

— Aus Dresden?

— Vielleicht kennen Sie die Familie: eine geborene Gräfin Wölfflingen .....

Sylvester wußte Bescheid und es fand sich, daß die Schwestern mit den Cousinen Hoichas ausgegangen waren. Nun wurde der Kürassier immer gesprächiger. Auch Meißen kannte er. Ein Wort gab das andere und schließlich verabredeten sich die drei sofort zusammen auf eine Entdeckungsfahrt zu gehen und eine Kneipe zu suchen, wo sie den Abend, an dem noch kein Dienst war, verbringen könnten.

Der Artillerist aus Köln wurde nicht aufgefordert und schien auch keine Lust zu haben mitzugehen.

Alle drei Fähnriche zogen möglichst schnell ihre Eigentumssachen an und machten sich auf den Weg. In einer Querstraße fanden sie eine Wirtschaft, deren Garten bis an den Rhein herabreichte. „Hergenhahns Weinstube“ stand über der Thür.

— Wollen wir's hier versuchen? — fragte der Kürassier. Sylvester hatte kein Vertrauen, weil „Weinstube“ wohl zum Weintrinken verpflichtete, und er fürchtete, das möchte zu teuer sein. Deshalb erklärte er, daß ihm „Bier“ lieber sein würde. Doch Hoicha meinte:

— Wir sind hier am Rhein, das muß man nie vergessen. Hier ist der Wein ja so billig!

So traten sie denn ein und der Kürassier bestellte sofort eine Flasche Rheinwein. Sylvester wollte sich eigentlich erst nach dem Preis erkundigen, doch die Scheu vor dem Kavalleristen, etwa knickerig zu erscheinen, hielt ihn zurück. Auch Elbenfleth sagte nichts.

Als sie eine Weile so gesessen hatten im Gespräch über die Aussichten auf Kriegsschule, über die Offiziere, die Gegend, die gegenseitigen Regimenter, kamen noch mehr Fähnriche: ein paar Dragoner, zwei Gardeinfanteristen, ein Husar und mehrere Ulanen. Eine allgemeine Vorstellung begann, dann setzten sich nach einer Anfrage, ob der Kürassier und die beiden Sachsen „gestatteten“, die Neuangekommenen mit an den Tisch, der durch Anrücken anderer vergrößert ward.

Eine Bowle wurde vorgeschlagen, sofort gemacht, und ehe Sylvester hatte erklären können, daß er sich nicht be-

teiligen wollte, stand auch schon ein Glas vor ihm und Hoicha stieß mit ihm an:

— Auf gute Stubenkameradschaft, Herr von Geyer!

Sylvester konnte nicht zurück und leerte sein Glas, wobei er Eldenfleth, der gegenüber saß, einen verzweiflungsvollen Blick zuwarf. Jener zuckte die Achseln, und sie tranken beide. Allen fühlte man das Neue und Ungewohnte an. Man war sehr förmlich gegen einander, nannte sich so oft als möglich „Herr" und die meisten thaten in ihren Erzählungen so, als ob sie bei ihren Regimentern genau so wie Offiziere behandelt worden wären. Alle schienen Berlin und Berliner Verhältnisse genau zu kennen oder sie thaten doch so, sodaß mehrmals Sylvester mit seinem Dresden-Meißener Horizont sich sehr provinziell vorkam und das Gefühl hatte, als könne er nicht mitreden wie die anderen.

Am besten gefiel ihm sein neuer Stubenkamerad und mit ihm unterhielt er sich am meisten, aber auch bei ihm hatte er das bedrückende Bewußtsein, weniger zu wissen, weniger gesehen zu haben, weniger Urteil zu besitzen. Und er bemerkte es wieder in dieser allgemeinen Runde, wo durcheinander über den Tisch mit diesem und jenem gesprochen wurde, daß ihm das Wort scheu vom Munde ging, daß ihn der große Kreis verwirrte. Er fühlte sich nicht wohl hier und er freute sich als man die Glocke der Kriegsschule hörte, die zum Schlafen-gehen die Fähnriche in die Kriegsschule zurückrief.

Alles stand auf. Ein kleiner, dicker Ulan, kurzhalsig, mit ewigem, gutmütigem Lachen, ein Herr von Glast, machte in aller Eile die Rechnung und legte vor der Hand das Geld aus. Kurz ehe Sylvester ging, verkündete er das Ergebnis:

— Die Bowle macht pro Person vier Mark fünfzig! Trinkgeld inklusive!

Sylvester bekam einen furchtbaren Schreck, aber er ließ sich nichts merken, sondern zahlte ebenso wie Eldenfleth, so schnell als möglich. Doch auf dem Wege zur Kriegsschule schob er seinen Arm in den des Freundes und flüsterte ihm zu:

— Das ist ja furchtbar teuer! Noch dazu haben wir Hoicha jeder für den Wein fünfzig Pfennige zu zahlen, das macht fünf Mark an einem Tage.

— Eine Woche Zuschuß! — fügte Eldenfleth bitter hinzu und sie kamen überein, daß sie das zuviel ausgegebene Geld nun auf irgend eine Art und Weise wieder gut machen müßten. Das einfachste und beste, fanden sie, wäre, die ganze nächste Woche die Kriegsschule nicht zu verlassen, um nichts auszugeben.

Als sie längst schon in ihren Betten lagen im kleinen Schlafsaal neben ihrem Zimmer und Sylvester über die Ereignisse des Tages nachdachte, ging ihm immer noch das Geld für die Bowle im Kopf herum. Kurz vor der Abreise hatte ihm noch die Mutter erzählt, daß sie aus Ersparnisrücksichten zum 1. April 1880 eine andere, billigere Wohnung nehmen würden, nachdem sie nun zwanzig Jahre lang auf der Ammonstraße gehaust hatten, wo er geboren war, erzogen, groß geworden. Und nun fing er seinen ersten Tag auf der Kriegsschule mit solchem Unsinn an. Fünf Mark an einem Tage, er, der zwanzig Mark Zulage erhielt für den ganzen Monat! Er kam sich so schlecht und undankbar vor, fast „verworfen“ glaubte er sich nennen zu müssen.

Es drängte ihm die Seele ab Eldenfleth, dessen Bett

ihm gegenüber an der Wand stand seinen Ärger, seine Wut, sein Leid noch einmal zu bekennen, aber es ging nicht wegen des Kürassiers und des Artilleristen, die mit ihnen das Zimmer teilten und es nicht hören durften. Als er aber nach einer ganzen Weile Horchen nur immer gleichmäßige Atemzüge vernahm, dagegen merkte, daß sich sein Regimentskamerad noch bewegte, flüsterte er:

— Eldenfleth?

— Ja! — antwortete es von drüben und Sylvester fuhr fort:

— Fünf Mark!

— Skandal! — gab der Freund zurück.

51.

Die folgende Zeit lebten Sylvester und Eldenfleth so zurückgezogen als nur möglich, um ihre Mehrausgaben wieder wett zu machen. Sie gingen überhaupt nicht aus, sondern blieben abends während der Freistunde im Kasino der Kriegsschule, das im Erdgeschoß lag, sitzen, um zu schwatzen und Zeitungen zu lesen. Ab und zu erlaubten sie sich ein Glas Bier zu zehn Pfennig. Da ein Pianino vorhanden war, so wurde ihnen die Zeit nicht lang und eine Menge Fähnriche lauschte Abend für Abend Eldenfleths Spiel.

Der Kürassier hatte ihnen zureden wollen, doch wieder zu „Hergenhahn" zu gehen wie am ersten Abend, aber sie lehnten ab und Sylvester, dem Hoicha täglich mehr gefiel, erklärte schließlich offen:

— Wir haben kein Geld dazu. Wir kommen dort

in eine Gesellschaft, die besser situiert ist wie wir, und wir können das nicht mitmachen, alle beide!

Hoicha wußte nicht, was er darauf antworten sollte. Er war fast verlegen geworden, aber von dem Tage der gegenseitigen Aussprache ab machte er niemals wieder den Vorschlag zu „Hergenhahn“ zu gehen, sondern blieb oft abends mit den beiden im Kasino, um sich mit Sylvester zu unterhalten und Eldenfleths Spiel oder Gesang zuzuhören. Auf der Stube während der Arbeitsstunden, die früh vor Stundenbeginn und abends stattfanden, vertrugen sich die vier Fähnriche ausgezeichnet. Jeder hatte einen Tisch für sich, eine Kommode und einen Schrank, und da der Raum klein war, so fand sich alles ziemlich eng aneinander gerückt. Eisenmann, der Artillerist, sprach fast garnicht und schlief gewöhnlich, dafür hatte der Kürassier das Wort, der unausgesetzt zu erzählen wußte, sodaß die beiden andern nur zuzuhören brauchten. Das Rauchen während der Arbeitsstunde war gestattet, wovon Hoicha einen derartigen Gebrauch machte, daß — obwohl Sylvester seinem Versprechen getreu, gar nicht und Eldenfleth nur wenig rauchte — die Stube für gewöhnlich mit dickem Qualm erfüllt schien. Dann pflegte der Kürassier zu sagen:

— Wenn der Offizier du jour oder der Direktor kommt, reißen sie vor Schreck gleich wieder aus, wenn sie diesen unerhörten „Hecht“ sehen!

Die Herbstabende waren wunderschön milde in diesem Jahr und das Fenster zum Rhein hinaus blieb immer offen. Sylvester hatte den Tisch daneben. Er blickte von der Arbeit oder wenn Hoicha einmal nicht erzählte, in die Landschaft hinaus und konnte sich nicht satt sehen

am mächtigen Strom unten, auf dem fortwährend Leben war. Personendampfer zogen thalauf, thalab mit fröhlich winkenden Menschen, Schleppdampfer kamen dazwischen mit langer Reihe von Schiffen hinter sich, Böte segelten und ruderten auf dem Wasserspiegel. Und wie er so draußen die Dampfer den Rhein hinauf oder hinab verschwinden sah, da packte ihn oft verzehrende Sehnsucht mit ihnen fortzufahren ins Weite, um immer neues zu sehen und zu erleben.

Aber er wußte es ja, dazu gehörte Geld, viel Geld — und er mußte sparen um nur auszukommen!

Am Ende der Kriegsschulzeit, die etwa dreiviertel Jahr dauern sollte, lag ein „praktischer Kursus", mit mehrtägigem Aufenthalt in Cöln zur Beisichtigung der Festungswerke. Darauf freute er sich schon im voraus. Cöln das echte Cöln, nicht seines bei Meißen an der Elbe, sondern das „heilige Cöln" am Rhein. Er träumte davon die Burgen alle am Rhein zu sehen, und endlich den Dom, den er sich als etwas ganz Gewaltiges vorstellte über alle Beschreibung mächtig und schön. Ach, wer reisen könnte! Was kannte er von der Welt, wie eng war doch eigentlich sein Horizont, und wie eng würde er bleiben!

Wie er so einmal an einem Abend träumte, den Befestigungslehre-Leitfaden mit seinen langweiligen Beschreibungen vor sich aufgeschlagen, und die drei anderen in Hoichas Dampfwolken fast verborgen auch über ihren Leitfäden brüteten, heute ganz still, weil der Kürassier „Kater" hatte von einer schweren Sitzung am Tage vorher, da kamen ihm plötzlich allerlei Pläne, wie er es machen könnte, um dennoch einmal die Welt zu sehen.

Er wollte sparen, sparen wie und wo er vermochte,

um eine kleine Summe zusammenzubringen, mit der er eine Reise machen konnte. Wohin war ja ganz gleich, das würde sich schon finden, wenn nur das Geld erst da wäre. Sylvester nahm einen Bleistift und begann zu rechnen, mitten in seine Aufzeichnungen hinein, die er sich auf die durchschossenen Blättern seines Leitfadens während der Vorträge gemacht.

Das Mittagessen wie das Frühstück am Morgen wurde im Eßsaal der Kriegsschule gemeinsam eingenommen, aber Abends hatte jeder Fähnrich für sich selbst zu sorgen. Wenn auch die beiden Freunde im Casino blieben, so mußten sie doch etwas genießen. Sylvester verzehrte dann eine halbe Portion „deutsches Beefsteak“ zu dreißig Pfennig, oder zwei Butterbröte mit Käse zu je zehn Pfennig, dazu für zehn Pfennig ein Glas Bier. Und dann hatte er immer noch Hunger.

Nun sann er darüber sich einzuschränken. Die Speisekarte vergegenwärtigte er sich mit ihren Preisen, doch unter dreißig Pfennig ging es einmal nicht. Wie er auch zusammenstellte, diese Summe kam doch immer heraus, und hungern wollte er nicht, dann lieber irgend ein Handwerk als das. Am Ende verbrauchte ein Arbeiter auch dreißig Pfennig für sein Abendessen! Nur war es ja eben nicht nötig noch mehr auszugeben. Wenn er sich vornahm die Summe nie zu überschreiten, wenn er sich auch einen Sonntagsausflug versagte, dann mußte er etwas im Monat erübrigen können.

Er rechnete seine Ausgaben und Einnahmen zusammen. Die Einnahmen mit Zulage, Löhnung und allen Kompetenzen, die er vom Regiment bezog, die Ausgaben ganz genau: Schneider, Schuhmacher, Mützen und Hand-

schuhe, Wäsche, Halsbinden, Schreibmaterialien, Bücher, Abzüge für Essen und Trinken, und Auslagen für das Abendessen. Sogar das Trinkgeld an die Ordonnanz, die seine Uniform zu reinigen hatte und das Porto für die Briefe nach Haus vergaß er nicht. Da fand es sich, daß ein paar Mark übrig blieben.

Für einen Monat war das wenig, aber wenn sich Monat an Monat reihte, so kam immerhin eine kleine Summe zusammen. Und nach der Arbeitsstunde teilte er das Ergebnis seiner Rechnungen Eldenfleth mit, der erstaunt sagte:

— Es ist doch komisch, ich habe genau an dasselbe gedacht!

— Und was hast Du denn 'rausgekriegt?

— Eine neue Sparmethode!

— Das wäre?

— Wir kaufen uns Wurst und Brot, halten das als Vorrat in der Kommode, bleiben in der Abendfreizeit statt ins Kasino zu gehen auf der Stube und essen da ganz heimlich. Wenn wir fertig sind, so können wir ja hinuntergehen!

Sylvester fand den Plan sehr gut, nur waren sie ihrer Sache nicht ganz gewiß, ob das auch billiger sein würde. Aber sie machten den Versuch. Bei einem Kaufmann in der Hauptstraße des Ortes erstand Sylvester eine möglichst billige und dabei doch große Leberwurst. Dazu Butter. Brot beim Bäcker.

Er suchte es so einzurichten, daß ihn niemand sah. Aber am Abend hatten sie das Pech, daß Hoicha nicht zu „Hergenhahn" ging, das allmählich ganz von selbst, nachdem sich die verschiedenen „Cliquen" auf der Kriegsschule gebildet, „Kavallerielokal" geworden war, sondern daß der Kürassier fragte:

— Na Ihr beiden sächsischen Bundesbrüder was wird heute gemacht? Musik?

Sie stimmten bei und gingen in's Kasino. Beide schämten sich von der Wurst zu sprechen, die ihrer wartete. So verstrich die Zeit bis endlich Sylvester, der vor Hunger kaum mehr aushalten konnte, ein belegtes Brötchen bestellte. Eldenfleth folgte seinem Beispiel.

Als sie dann oben nach der Arbeitsstunde allein im Zimmer waren, sahen sie sich an und lachten: der Plan war für heute wenigstens mißglückt. Doch sie beschlossen, jedenfalls die Wurst nun nicht mehr anzurühren, um nicht doppelte Ausgaben zu haben. Nur ein kleines Endchen schnitt Sylvester an, um zu kosten. Das Brod war natürlich am andern Morgen trocken, sodaß sie neues kaufen mußten.

— So leben wir blos noch teurer! — meinte Eldenfleth. Sylvester jedoch hatte Mut:

— Das war nur Pech heute. Das nächste Mal wird's schon besser gehen.

Und sie setzten es durch bis die Wurst zu Ende war. Dann gaben sie es jedoch auf, weil es sich nach genauer Berechnung nicht viel billiger stellte, als wenn sie im Kasino gegessen hätten. Aber auch mit der Ersparnis am Ende des Monats war es nichts. Sylvester behielt nur siebzig Pfennige. Als er die Entdeckung machte, war er sehr niedergeschlagen und fragte seinen Freund:

— Wieviel hast Du denn gespart zur Reise?

Eldenfleth machte ein verschmitztes Gesicht:

— Rate mal!

Da dachte Sylvester, es müßte viel sein und riet:

— Zehn Mark!

— Nein.

— Mehr?

— Nein.

— Fünf Mark!

— Weniger!

— Drei Mark!

— Weniger!

— Eine Mark!

— Weniger!

Als Sylvester zögerte, lachte Eldenfleth aus vollem Halse, packte seinen Kameraden bei den Schultern und tanzte mit ihm wie ein Rasender im Zimmer herum:

— Plus minus null! Hurrah! Plus minus null!

Da fing auch Sylvester an zu lachen, aber aus seiner Stimme klang Hohn und Verzweiflung. Sie waren zu arm! Sie konnten eben nicht sparen, weil sie nur das Notdürftigste besaßen. Wut und Erbitterung ergriff ihn darüber, daß es nicht möglich schien, zu etwas zu kommen. Sie hatten eben zu wenig, so wenig blos, daß man kaum elend davon leben konnte. Von Ersparnissen war keine Rede. Die Reise, die schöne Reise würde er nie machen können, seine Fantasie hatte ihm nur einen Streich gespielt. Das ganze Elend des Besitzlosen erfaßte ihn plötzlich. Er sagte sich, daß es auch ewig dabei bleiben würde, daß sich seine Lage nicht bessern könnte, daß er nie aus seiner engen Sphäre würde entfliehen und darin stecken müßte für sein ganzes Leben.

— Komm mit! — sagte er zu Eldenfleth und stürmte, von einem jähen Gedanken erfaßt, die Treppe hinab ins Kasino. Dort rief er:

— Ordonnanz!

Ein rheinischer Füsilier erschien in der Thür. Syl-

vester warf seine siebzig Pfennige Überschuß auf den Tisch und befahl:

— Bringen Sie mir sieben Glas Bier!

52.

Nun war es mit dem Sparen vorbei und Sylvester verbrauchte alles was er besaß, wenn auch nicht darüber Vor dem Schuldenmachen hatte er Angst.

Der Winter war längst angebrochen, die Uferränder des Rheins hatten sich mit Schnee bedeckt und auf dem Strom trieben ab und zu Eisschollen. Von Sylvesters Fenster aus zeigte sich ein melancholisches Winterbild und er wurde traurig mit dem Sterben des Grünen und der Trostlosigkeit der Natur. Eldenfleth dagegen blieb sich immer gleich, es mochte schneien oder die Sonne scheinen, seine gute Laune schwand nie. Sylvester beneidete ihn darum und sie sprachen einmal darüber eines Sonntag Nachmittags, als sie fast allein im ganzen, großen Gebäude waren, denn alle anderen Kriegsschüler hatten Urlaub nach Koblenz genommen oder Ems, Bonn, Köln, Frankfurt, Wiesbaden, lauter Ortschaften, die Sylvester nicht kannte und über die er mit den andern auch nicht gern sprach, weil er nicht zeigen mochte, daß ihn seine Geldnöte in Engers festhielten.

Sie saßen auf ihrer Stube am Tisch, jeder einen Jahrgang einer aus dem Kasino entliehenen illustrierten Wochenschrift vor sich, in dem sie blätterten. Sylvester fragte:

— Wie machst Du es nur, immer so derselbe zu sein?

— Wieso?

— Na, Du bist doch eigentlich nie traurig, wie ich!

— Ja, worüber bist Du denn traurig?

— Ach, über alles, über dieses gemeine, elende Wetter, über uns, daß wir hier gefangen sind, daß wir kein Geld haben ... ach ... pfui Teufel!

Eldenfleth fing an zu lachen, und Sylvester ärgerte sich darüber:

— Das findest Du auch noch komisch?

— Na ja, Sylvester, Du mußt nicht so Deinen Stimmungen und Launen nachgeben!

— Ich habe doch keine Launen!

— Das weißt Du blos nicht!

— Oho, das weiß ich sehr genau!

— Dann könntest Du's doch ändern!

— Da ist nichts zu ändern!

— Siehst Du also, daß Du's gar nicht mal weißt!

Sylvester wollte böse werden, doch ehe er dazu kam streckte ihm der Freund die Hand über den Tisch und suchte ihm zuzureden mit milden, weichen Worten, bis Sylvester endlich seufzend sagte:

— Ja, ja, Du magst doch recht haben. Vielleicht kenne ich mich eben nicht genau genug, um mich kontrolliren zu können. Irgendwo habe ich gelesen, man müsse immerfort an sich selbst arbeiten. Aber Du bist nun mal anders angelegt wie ich, Dir wird's leicht.

— Nicht immer! — antwortete Eldenfleth lächelnd, ruhig mit seiner norddeutschen, gesunden Überlegenheit, seiner gefestigten Art, die nicht so leicht aus dem Gleichgewicht fiel. Und beide Freunde überließen sich ihren Gedanken.

Sylvester sann über sich selbst nach, und meinte, daß er für sein Alter, da er doch nun neunzehn Jahre zählte, noch nicht gefestigt genug sei, er fand, daß ihm sichere Ansichten fehlten, daß er nicht genug Selbstüberwindung und Selbstzucht hätte, daß er dumm, unwissend sei, daß er eigentlich gar keinen rechten Glauben besäße, daß er in den Menschen sich täusche auf Schritt und Tritt, daß ihm Ernst und Tiefe mangele, daß er zu nichts tauge, daß er nie ein guter Offizier seines Königs werden könnte, weil ihm Anlagen und Eigenschaften dazu vollkommen mangelten.

Aus dem großen Chaos fand er keinen Ausweg. Einen Augenblick meinte er zwar es sei schon ganz genug, daß er überhaupt solchem Zweifel obliege, diesem Ehrgeiz fröhne, an den tausend andere seines Alters überhaupt nicht dächten, doch das ging schnell wieder vorüber.

Er fühlte in sich das Werden, und er empfand immer wieder das Bedürfnis: nicht im Entstehen zu sein. Einen Punkt, meinte er, müsse es geben, an dem angelangt, man sich nicht mehr zu entwickeln, nicht mehr zu kämpfen brauche, wo man Ruhe empfände und mit sicherem Gleichmut dem Treiben und den Schicksalen der Welt zuschauen könne. Da überfiel ihn ein unbestimmter Drang etwas Besonderes zu leisten. Er empfand den Ehrgeiz über den anderen Menschen zu stehen, sie übersehend und überragend, und er kam durch Sinnen und Sinnen auf die Idee, daß er dann vielleicht durch Leistung in der Welt einen Ausgleich finden könnte für seine Armut.

Jetzt war er unbeachtet, kein Mensch kümmerte sich um ihn, er konnte nicht in die Höhe kommen, weil ihm zu

allem und jedem das Geld mangelte. Aber wenn er erst etwas erreicht hätte, dann würde sich das mit einem Schlage ändern.

Er dachte an die Kavalleristen der Kriegsschule, die Geld hatten. Sie schlossen sich ganz ab, und er kannte von ihnen kaum die, die er im Anfang bei „Hergenhahn" getroffen. Für sie war er der arme, unbekannte Infanterist, der „Kamerad von der hohen Nummer", mit dem einfachen Waffenrock und den glatten, schwedischen, roten Aufschlägen. Sein Regiment hatte nichts Besonderes, es besaß keine Vergangenheit, hatte keinen Merknamen, keinen Chef, der ihm einen tönenden Titel gegeben hätte: es war einfach „Infanterie-Regiment 216", eines der letzten und höchsten der Armee, von dem niemand etwas wußte, das keiner nennen gehört, von dem man keinen „Kameraden" kannte, das nicht einmal durch eine besondere Garnison etwas bedeutete, denn es stand in Cölln bei Meißen an der Elbe.

Wie würden die Leute staunen, die ihn jetzt nicht eines Blickes würdigten, wenn er nun mit einem Male etwas bedeutete! Im Raum von ein paar Sekunden flogen hundert Zukunftsbilder und Träume an ihm vorüber, dicht gedrängt eines das andere jagend und verwischend. Er sah sich als Erfinder wie Böttger, der durch das Porzellan seinen Ruhm erworben im kleinen Meißen. Durch seine Erfindung wurde er reich, so daß alle sich vor ihm beugen mußten, die ihn heute als armen Schlucker über die Achsel ansahen.

Dann war er Soldat, und im Kriege nahm er eigenhändig eine Batterie .... er rettete den Kaiser aus Lebensgefahr, er sprengte ein Fort in die Luft, um es

nicht in Feindes Hände fallen zu lassen, und kam doch mit heiler Haut davon als einziger von allen.

Seine Fantasien zergingen in Träumereien und Gefühle, von denen bald nichts mehr zurückblieb als ein unbestimmter Drang, ein Sehnen.

Sylvester sprach mit Eldenfleth darüber und der Freund verstand ihn:

— Wie Du mir das erzählst . . so geht mir's ja auch wenn ich Musik höre!

— Ja Du bist glücklich, Du kannst wenigstens was: Aber ich . . . . — sagte Sylvester niedergeschlagen. Doch Eldenfleth ließ sich von weicher Stimmung nicht werfen:

— Hast Du'n bißchen Moralischen, Sylvester?

— Ja, ich habe Moralischen. Ich bin auch zu nichts nütze.

— Was ist denn nur los heute? Du bist doch sonst nicht so gewesen!

— Ich bin so traurig gestimmt . . . .

Der Freund antwortete nicht, er sah Sylvester an, der ganz rote Wangen bekommen hatte vor innerer Erregung, und mit plötzlichem Gefühlsausbruch fest seine Hand packte und rief:

— Herr Gott, wenn ich doch was wäre!

— Aber Sylvester! — sagte Eldenfleth langsam. Dann stellten sie sich beide ohne ein Wort zu sprechen an's Fenster und sahen in die Landschaft hinaus.

Weihnachten stand vor der Thür. Eldenfleth wollte nach Haus zu Mutter und Schwester, Sylvester hätte es auch gern gemocht, wenn er nicht brieflich mit dem Vater übereingekommen wäre, daß es wegen der Kosten nicht sein konnte. Er sollte statt auf Urlaub zu gehen, in Engers bleiben,

und es schnitt ihm ins Herz, daß er fast der einzige sein sollte, der zum heiligen Abend nicht in seinem Vaterhause wäre. Die ersten Weihnachten nicht zu Haus! Er dachte an die Mutter, die an dem Tage gewiß nur weinen würde, statt sich zu freuen. Und wie ihm so ganz weh ums Herz war, nahm er noch einmal des Freundes Hand und sprach:

— Singe etwas!

— Was denn?

— Was Du willst.

Eldenfleth fing an ihr Lieblingslied zu singen nur mit halber Stimme, weil ihm etwas wie eine Verlegenheit den Ton dämpfte: „Kennst Du das Land?"

Als er dann das zweite begann noch leiser, ohne Sylvester anzusehen, beide mit dem Blick auf den Rhein hinaus: „Ich komme vom Gebirge her . . . ." da summte Sylvester mit so gut er konnte.

Wie sie geendet hatten, die beiden, da war große Stille, nur unten rauschte der Rhein. Dann setzte sich Sylvester an den Tisch zündete die Lampe an und sagte zum Freunde:

— Du ich möchte nach Haus schreiben!

— Ich auch! — antwortete Eldenfleth.

Am nächsten Tage sprach Sylvester beim Aufstehen zu seinem Kameraden:

— Was hatten wir nur eigentlich gestern Abend?

53.

Der Urlaub der Kriegsschule dauerte bis zum 3. Januar 1880. Während dieser Zeit blieb Sylvester mit einigen wenigen Kameraden allein. Fast alle waren zum Fest nach Hause gereist, auch Eldenfleth.

Am Weihnachtsabend machten sich die Zurückgebliebenen im Kasino einen Baum zurecht mit Lichtern und einigen kleinen Gaben. Dazu wurde ein Punsch gebraut, an dem sich Sylvester beteiligte, obwohl auf die Person drei Mark kam. Aber etwas wollte er doch haben.

Von den Eltern war eine kleine Kiste angekündigt mit einigen Gaben, doch — durch eine Postverspätung, die nicht aufzuklären war und die von den Beamten achselzuckend mit dem nicht zu bewältigenden Weihnachtsverkehr entschuldigt wurde, kam die Sendung erst nach den Feiertagen an. Am heutigen Abend hatte der Fähnrich nicht einmal einen Brief auf diese Weise, denn das Schreiben der Mutter lag in der Kiste. Das stimmte Sylvester sehr traurig und er meinte bitter zu einem der zurückgebliebenen Kameraden, einem Pionier, der keine Eltern mehr besaß und keine Verwandte:

— Um mich schert sich keiner!

— Haben Sie denn keine Eltern, Herr von Geyer? — fragte der andere Fähnrich, und auf Sylvesters Antwort:

— Doch, aber ich habe nichts gekriegt von den Eltern! — entgegnete er nachdenklich:

— Ja, wenn meine noch lebten!

Das ruhig ohne Bitterkeit Gesagte traf Sylvester

und ließ ihn sein Unrecht erkennen. Wie konnte er klagen gegen den Kameraden, der niemand mehr auf der Welt besaß und — wie er gehört hatte — auch kein Geld. So war er denn bei der kleinen Feier möglichst heiter und guter Dinge.

Als endlich das Packet der Eltern angekommen war, öffnete er es hastig und fand zu oberst einen Brief der Mutter, den er sofort durchflog:

Mein liebes, liebes, liebes Kind!

Du sollst doch wenigstens wissen, daß wir an Dich denken, wenn Du auch leider nicht bei uns sein kannst! Ich habe darüber schon manche Thräne vergossen und werde am heiligen Abend das Herz recht schwer haben, mein Liebling, es geht ja nun einmal nicht und wir müssen vernünftig sein. Du bist ja nun mein großer Sohn, so daß Deine Mutter Dir alles sagen kann, wozu sie sonst nicht so leicht kommt, denn Du mußt nicht glauben, daß ich mir nicht auch meine Gedanken machte, wenn ich es auch nicht so oft sage. Es geht mit unsern Verhältnissen doch recht schlecht und ich glaube schlechter noch wie wir es eigentlich so erfahren, denn der Vater ist so gut, daß er über unsere pekuniäre Not nicht zu viel sagen will, um mir keine Angst zu machen. Das erzähle ich Dir, um es Dir erklärlich zu machen, daß Du nicht zum Weihnachtsfest zu Deinen Eltern kommen kannst. Ich kratzte ja gern alles zusammen aus der Wirtschaftskasse, um das Billet zu erschwingen, aber ich bekomme vom ersten Oktober ab monatlich achtzehn Mark weniger, und da kann ich eben nur ganz knapp auskommen, mein Liebling, und muß froh sein,

selbst keine Schulden zu machen, mein Gott, wenn ich blos denken sollte, Schulden zu haben, so würde mir ja schon ganz angst und bange, denn früher schon war es nicht reichlich. Nun ist es aber genug damit, weißt Du, mein Sylvester, ich mußte Dir nur mein Herz einmal ausschütten, damit Du nicht denkst, Deine alte Mutter liebte Dich nicht mehr, weil sie Dich nicht einmal zu Weihnachten nach Haus kommen läßt. Nimm also die kleinen Gaben in Empfang, es ist herzlich wenig und ich kann Dir sagen, es ist manche Thräne darauf gefallen. Aber am Ende kommt es im Leben bei Geschenken ja auf den Wert nicht an, sondern die Gesinnung macht es, und darin kennst Du ja Deine Eltern und uns alle. Also die drei paar Handschuhe, sie sind doppelt gelascht, weil der Vater sagt, daß sich der höhere Preis dafür durch doppelte Haltbarkeit rentiert, sie sind von uns beiden. In einem Stück Papier, das ich in das eine Paar gesteckt habe, findest Du ein kleines Geldstück, auch von uns beiden, damit Deiner Kasse ein bißchen aufgeholfen wird. Leider können wir nicht mehr geben! Mein armes Kind, ich würde so gern nichts zu Weihnachten bekommen — für Dich. Die Taschentücher haben Deine Schwestern selbst gesäumt und gestickt, den Stoff dazu schenkt Dir die gute Tante. Und nun denke Dir einmal, der gute Onkel Gottfried wird Dir durch Postanweisung, „weil Sylvester mein Patenkind ist“, wie er sagt, hundert Mark schicken! Ist das nicht schön von ihm? Er ist wirklich zu gut. Aber Du bekommst das Geld erst zu Ostern — er will nämlich, daß Du davon — da Du doch einmal am Rhein bist, während des Osterurlaubs eine Rheinreise machen sollst.

Danke ihm nur ja recht schön, mein Kind, er spricht immer so nett von Dir. Immer, wenn er kommt, fragt er, ob nicht Nachrichten von Dir da sind. Wie Du siehst, fange ich eben wieder einen neuen Bogen an, das mahnt mich zu schließen, denn ich habe noch viel für Weihnachten zu besorgen. Der Stollen, der in Deiner Kiste liegt, ist von mir, ich habe doch noch ein bißchen für meinen Sylvester zusammengekratzt. Du mußt nicht böse sein, mein Liebling, daß so wenig Rosinen darin sind, es ist nämlich nur dritte Sorte, aber die zweite ist so teuer, das konnte ich nicht, denn ich habe ja selbst nichts. Nun muß ich zum Ende eilen. Der Vater ruft mich eben, ich küsse Dich also viel tausend Mal, mein liebes, süßes Kind. Tante trägt mir viele Grüße auf und Mariechen auch. Ida und Fanny sind eben ausgegangen. Nochmals einen innigen Kuß von

Deiner

alten Mutter.

Der Vater sagt mir eben, ich soll Dir einen Kuß von ihm schicken. Er meint es wirklich so gut, der arme Mann. Denke Dir, wir sollten doch Ostern mit schwerem Herzen umziehen, um weniger Miete zu zahlen. Wir hatten schon eine ganz nette Wohnung, da heißt es, der Schwamm ist im Hause und es ist ungesund, und die Baupolizei hat es räumen lassen. Bei der Kälte kann man ja aber nicht bauen, oder irgend so was ist dabei, kurz und gut, wir ziehen nicht hinein und müssen eine andere Wohnung suchen. Denke Dir, Frau Gabler ist gestorben, wie wir in den „Nachrichten“ gelesen haben, weißt Du, die Mutter von Deinem Freunde Gabler (wie ist das schon lange her, wie mein

Sylvester noch kurze Hosen hatte), man weiß nicht recht woran. Zuletzt war es Wassersucht. Die armen Leute!

Ich lege noch einen Bogen ein. Ich muß Dir nochmals sagen, mein armes Kind, daß die Geschenke für Weihnachten und Geburtstag zugleich gelten, damit mein armer Junge sich nicht wundert, wenn zum einunddreißigsten nichts ankommt. Aber jedenfalls schreibe ich Dir noch einmal bis dahin, denn Deinen Geburtstag wird doch Deine Mutter nicht vergessen, mein Sylvester, das weißt Du ja! Es geht uns allen gut, weil Du in Deinem letzten Briefe fragst, nur der Vater könnte wohl manchmal ein bißchen munterer sein.

Er hat aber auch jetzt einen großen Ärger gehabt. Er arbeitet doch seit Jahren an der Geschichte seines ehemaligen Regiments. Und wenn er es auch zeitweise hatte liegen lassen, so hatte er's doch jetzt wieder aufgenommen gehabt, nun kündigt plötzlich eine Buchhandlung eine Geschichte der (ich weiß die Nummer nicht) Brigade an, wo das Regiment auch drin ist. (Mittler in Berlin ruft mir eben der Vater zu.) Nun ist die ganze Arbeit umsonst und es wäre doch wahrscheinlich sehr viel Geld dafür eingekommen. Der Vater hat seine Papiere alle verbrannt. Er war so wütend, aber ich finde es nicht recht, es ist doch schade um die Arbeit . . .

Nun aber wirklich gute Nacht, mein lieber, süßer Sylvester!

Sylvester ließ den Brief der Mutter aus der Hand sinken und blieb im Nachsinnen. Nach einer Weile las er ihn von neuem, während er die armen, kleinen Gaben auspackte und ein Zehnmarkstück aus dem Handschuh

wickelte. Dann probierte er den heimatlichen Stollen, schnitt ein großes Stück ab und brachte es dem Pionierfähnrich, der keine Eltern mehr besaß, indem er sagte:

— Von meiner Mutter, bitte, nehmen Sie!

Der Fähnrich dankte gerührt und fragte:

— Ihre Frau Mutter ist wohl sehr gut, wenn ich mir die Frage erlauben darf?

— Ja! — antwortete einfach Sylvester. Den Rest des Stollens hob er dann für seinen Geburtstag auf und ein Stückchen blieb noch für Elbenfleth übrig, der ihm seinerseits aus Hannover eine Torte mitgebracht hatte. Er gab sie ihm mit der Frage:

— Weißt Du, wer die gemacht hat?

— Nun?

— Meine Schwester!

— Ach nein!

— Ja, sie hat sich nämlich einfach in Dich verschossen!

Sylvester lachte. Es kam ihm sehr komisch vor und er glaubte an einen Scherz, doch der Freund erzählte:

— In allem Ernst, ich habe ihr nämlich von Dir alles Mögliche berichtet und das hat ihr so gefallen, ich glaube es wenigstens, daß sie sich fortwährend von Dir wieder was vorschnurren ließ! Am Schluß kurz vor der Abreise gab sie mir die Torte für Dich, weil Du zu Weihnachten keine gehabt hättest!

— Deswegen ist sie aber doch nicht verliebt, Elbenfleth!

— Na, es wäre doch möglich!

Sylvester wehrte sich nicht dagegen, es war ihm angenehm zu denken, es könne sich jemand in ihn verliebt haben, und er drehte mit leisem Gefühl des Gehobenseins

und der Genugthuung die kleinen Spitzen seines Schnurrbartes, der sich jetzt schon deutlich sichtbar über den Lippen abhob, als dunkler Streifen.

54.

Langsam schlich der Winter dahin für Sylvester, der von der Ungeduld verzehrt ward, Ostern und damit seine Rheinreise kommen zu sehen, die Kriegsschule und das Manöver hinter sich zu haben, und endlich Offizier zu werden.

Es war ewig der gleiche Gang: früh Arbeitsstunde, dann „Hörsal“ bis mittags, Appell, Mittagsessen, Freizeit, nachmittags wieder Dienst und zwar Exerzieren oder Turnen, Fechten, Reiten, Schießen. Das Exerzieren war Sylvester schrecklich langweilig und das Reiten, auf das er sich besonders gefreut, wurde ihm durch den Reitlehrer, Leutnant Hennegau von den 27. Ulanen verleidet, der sich nur um seine Kavalleristenabteilungen kümmerte und die ganze Reiterei der Infanteristen als eine Versündigung wider den Geist der Kavallerie betrachtete.

So blieb nur noch das Fechten. Dabei gab sich Sylvester wirklich Mühe. Seine Größe kam ihm zu Statten, vor allem beim Hiebfechten. Beim Fechten erwachte sein Ehrgeiz, denn er sah, daß er darin wirklich etwas leistete. So vervollkommnete er sich immer mehr. Das erkannte sein Freund gern an:

— Du bist der beste Fechter unter den Fähnrichen! — sagte er oft, und Sylvester, der sich sonst vor jedem Lobe

scheute, freute sich darüber, weil er das Gefühl hatte, außergewöhnliches zu leisten.

Im Hörsaal machte er nur leidliche Fortschritte. Die Offiziere, die den Unterricht gaben, trugen für gewöhnlich nur vor, und oft erst nach Wochen überzeugten sie sich davon durch gelegentliche Fragen, ob die Fähnriche den Stoff beherrschten. So kam es, daß Sylvester stundenlang nicht aufpaßte, vor allem in den Fächern, die ihn nicht interessierten, wie Befestigungskunst und Heeresorganisation. Dann hatte er nur den gedruckten „Leitfaden" vor sich aufgeschlagen und statt sich auf die durchschossenen Blätter Notizen zu machen und Zusätze, bemalte er die Abbildungen mit Buntstift und hing seinen Träumen nach.

Immer wieder kam ihm der Gedanke etwas zu leisten, das ihn über die Allgemeinheit erhöbe, aber immer richtete er seinen Ehrgeiz auf unmögliche Lebenslagen und auf ferne Zukunft, worüber er dann den Augenblick mit seiner Pflicht übersah. Nur in der „Taktik" paßte er auf. Schon der Name hatte ihm etwas anheimelndes, weil er ihm großartig dünkte, als Vorschule zur „Strategie", mit der für den Fähnrich immer des Feldmarschalls Moltke Name verknüpft war.

Kurz vor Ostern erhielt Sylvester die Postanweisung Onkel Gottfrieds, doch es waren nicht einhundert Mark, wie die Mutter angekündigt, sondern einhundertfünfzig. Auf dem Postabschnitte stand nur:

„Der Osterurlaub ist, wie ich höre, lang! Tausend Grüße! Onkel G."

Sylvester war glückselig und teilte sofort Eldenfleth, der sich ihm bei der Rheinreise anschließen sollte, seine Freude mit:

— Ich habe aber nur fünfzig Mark dazu, statt der Fahrt nach Hannover!

— Wir thuns zusammen! — schlug Sylvester vor. Doch davon wollte sein Freund nichts wissen, und es kostete Sylvester viel Mühe ihn zu überzeugen, daß sie beide ruhig von einander etwas nehmen könnten. Von nun ab schmiedeten sie fortwährend Pläne für die Reise, wenn sie im Kasino zusammensaßen, wenn sie beim Mittagsappell auf den Offizier du jour wartend nebeneinander standen, wenn im Hörsaale Pause war und am meisten während der Arbeitsstunde. Der stille Stubengenosse, der Artillerist Eisenmann, wurde dann zu Rate gezogen, weil er ja in Cöln in Garnison stand. Nur half er ihnen nicht viel, denn er fand am ganzen Rhein alles immer gleich schön und konnte sich nicht entschließen einen besonderen Weg zu empfehlen und Rastorte anzugeben. Der Kürassier hatte nur immer zugehört, bis er plötzlich ganz kurz vor Urlaubsbeginn fragte:

— Darf ich mitmachen?

Die Freunde hatten Hoicha sehr lieb gewonnen, aber der Unterschied in den Geldmitteln setzte sie doch in Verlegenheit und Sylvester sagte deshalb:

— Wir haben aber nicht viel Geld.

— Was schadet das?

— Es wird Ihnen wohl nicht immer passen, denn wir müssen uns einschränken.

Eifrig fügte Eldenfleth hinzu:

— Außerdem besitzen wir beide nur unser altes Räubercivil vom Gymnasium her!

— Korps! — verbesserte für seinen Teil Sylvester

Doch alles das machte auf Hoicha gar keinen Eindruck, sondern er sagte nur:

— Ich hätte sowieso eine Tour irgendwohin gemacht. Ich mag Euch sächsische Bundesbrüder so gern, daß mir alles wurscht ist. Ich bin doch nicht so. Mir ist alles gut genug!

Aber Sylvester hatte doch noch seine Befürchtungen, es möchte nicht taugen mit dem Kürassier zusammen zu reisen, der gewiß guten Willen besaß, alles billig einzurichten und sich ihrer Lebensweise zu fügen, der aber wahrscheinlich so gewohnt war, aus dem Vollen zu nehmen, daß er unwillkürlich sie zu Mehrausgaben verleiten würde, weil er garnicht wußte, wo und was gespart werden mußte. Deshalb sagte Sylvester, um ihn abzuschrecken:

— Eins müssen Sie aber noch vorher wissen, Hoicha: wir fahren nur dritter Klasse und zweiter Kajüte. Es sieht uns ja niemand, den wir kennen!

Der Kürassier ließ sich aber auch dadurch nicht abhalten:

— Einverstanden! Das ist ja riesig ulkig! Und, Ihr trefflichen, sächsischen Bundesbrüder, noch eine Frage: wieviel Reisegeld ist da?

— Etwa zweihundert Mark. Also für jeden einhundert!

— Gut! Dann machen wir die Geschichte riesig einfach. Dann zahle ich auch einhundert Mark. Und wir werfen's zusammen und machen eine Reisekasse, die darf dann nicht überschritten werden!

Damit waren alle einverstanden und Sylvester empfand ein wenig Genugthuung darüber im Hörsaal, den Kameraden sagen zu können auf ihre Frage, wohin er während des Urlaubs gehe:

— Ich mache mit Hoicha und Elbenfleth eine Reise!

Absichtlich sprach er nicht von „Rheinreise“, sondern von „Reise“, weil das großartiger klang, und absichtlich setzte er den Namen des Kürassiers voran, da Hoicha von einem der exklusivsten Regimenter war, sodaß es auffallen mußte, daß die „Kameraden von der hohen Nummer“ so intim mit dem Kavalleristen verkehrten.

Artigkeitshalber boten die drei auch Eisenmann die Mitreise an. Wie sie es vorher gewußt hatten, lehnte er ab, weil er nach Cöln wolle, seiner Ansicht gemäß der schönsten Stadt der Welt.

Der Hörsaal wurde endlich geschlossen und mit Lärm und Geschrei stürzten die Fähnriche nach den Stuben, um sich zur Abreise fertig zu machen.

Die Mutter hatte Sylvesters bestes Kadettencivil geschickt, das zur Not noch ging, und dazu hatte er sich für zwei Mark fünfzig Pfennige einen weichen Filzhut gekauft, ganz leidlich in Form und Aussehen. Hoicha war schon fertig angezogen. Er trug einen eleganten, hellen, englischen Anzug, den Sylvester ein wenig ängstlich mit seinem schäbigen Civil verglich, das noch frisch ausgepackt auf dem Bett lag. Eben wollte er nach dem alten Beinkleide greifen, das so abgenutzt ausschaute, als er bei der hastigen Bewegung plötzlich einen stechenden Schmerz im Leib empfand und unwillkürlich stöhnte.

— Was ist denn los? — fragte Hoicha.

— Nichts, nichts .... nur einen Moment .... es wird schon vergehen .....

Dabei setzte er sich auf einen Stuhl am Bett. Der Schmerz hielt an und zog über den ganzen Leib, daß er die Zähne aufeinander beißen mußte und ein paar Mal

mit dem Fuße aufstampfte. Eldenfleth war nun auch hinzugetreten. Da er glaubte, sein Freund habe plötzlich einen Wadenkrampf bekommen oder dergleichen, fing er laut an zu lachen. Hoicha stimmte ein.

— Ja, lacht nur, Ihr solltet mal .... — preßte Sylvester hervor und veranlaßte dadurch seine Kameraden zu noch größerer Heiterkeit. Aber da waren auch schon die Schmerzen vorüber. Er stand auf und sagte heiter:

— Weiß der Teufel, was los war, ich glaube, ich habe 'ne dumme Bewegung gemacht oder so und mir 'was verknaxt!

Da es vorüber zu sein schien zog sich Sylvester an. Als er jedoch die Hosenträger anknöpfen wollte, begann der Schmerz von neuem. Diesesmal einfach als dumpfe Empfindung, die über den ganzen Leib strahlte. Wieder mußte er sich setzen. Der Schweiß stand ihm plötzlich auf der Stirn. Trotzdem versuchte er zu scherzen:

— Es ist doch zu dumm!

Aber die beiden anderen begannen ängstlich zu werden und redeten ihm zu, doch zum Arzt zu gehen, denn sie sahen jetzt, daß es Ernst war.

— Wo hast Du denn Schmerzen? — fragte Eldenfleth. Sylvester deutete mit der Hand auf den Leib, indem er eine reibende Bewegung machte. Deshalb erkundigte sich Hoicha nach der Stelle, zufällig die Worte gebrauchend:

— Rechts oder links?

Und augenblicklich fiel Sylvester bei dieser Frage seine Erkrankung im Kadettenkorps ein, bei der ihn auch der Stabsarzt sofort gefragt, ob die Empfindung rechts oder links sei und er erinnerte sich nun, daß er eigentlich schon

den ganzen Morgen ein dumpfes Unbehagen empfunden hatte, ohne sich selbst davon genau Rechenschaft zu geben. Sofort stand er auf und sprach ganz fest:

— Ich weiß, was mir fehlt. Daran krepiere ich auch noch mal!

— Rede doch nicht so, Sylvester. Krepieren! So'n Ausdruck! — meinte Eldenfleth, und der Kürassier sagte beruhigend:

— Das ist ja Unsinn! Was soll denn los sein?

In aller Eile und mit einiger Anstrengung zog Sylvester noch schnell das Civil aus und seine Kommißuniform an, die er im Hörsaal getragen, dann bat er noch Eldenfleth, ihm Wäsche und seine Uhr ins Lazarett zu bringen und erklärte Hoicha:

— Bitte, geben Sie mir doch ein bißchen den Arm zum Hinübergehen!

— Ins Lazarett?

— Ja!

— Was fehlt Ihnen denn?

— Sehr einfach: Blinddarmentzündung.

— Ach wo! — wollte ihn der Kürassier beruhigen, während sie, so gut es ging, die Treppe hinunterschritten. Doch der Leidende antwortete sehr bestimmt:

— Ganz sicher. Wenn man das mal gehabt hat, vergißt man das Gefühl nicht wieder.

— Wann denn? Wann haben Sie's denn gehabt?

— Sechsundsiebzig, als ich im Korps war ....

Zufällig befand sich Assistenzarzt Dr. Schöller, ein dicker Herr mit der ganzen Stirn voller Schmisse, die bis tief unter die Kopfhaare gingen, noch im Lazarett. Er war eben im Begriff, nach Koblenz zu fahren und

schien über die Abhaltung im letzten Augenblick nicht gerade sehr erfreut zu sein. Aber als er den Sachverhalt vernommen, ließ er Sylvester augenblicklich ins Bett bringen. Er befühlte ihn und als sich der Kranke auf der rechten Seite in der Ileocoecalgegend sehr empfindlich zeigte, sagte er zu Hoicha, der ihm von der Rheinreise gesprochen:

— Reisen Sie nur gleich ab, Ihr Freund, da kann nicht mit!

Damit drängte er den Kürassier hinaus, dessen Verschwinden Sylvester garnicht gewahrte, weil ihn seine Schmerzen gegen die Umgebung gleichgültig gemacht hatten.

55.

Als nach Tagen jegliche Gefahr glücklich vorüber war, fing Sylvester an aus seiner Gleichgültigkeit wieder zu erwachen. Eine sehr trübe Stimmung bemächtigte sich seiner. Er sagte sich, daß er doch eigentlich im Leben zum Unglück bestimmt sei. Nie sollte er eine Freude haben, immer wurde ihm alles vergällt. Im letzten Augenblick war die Krankheit wieder gekommen, als er sich endlich etwas hatte gönnen wollen, nachdem er sich alles versagt und den ganzen Winter in Engers geblieben, um nicht zuviel Geld zu verthun. Nun konnte er es gleich ganz aufgeben, die Kriegsschule verstrich jetzt, und er kehrte nach Sachsen zurück, ohne anderes vom Rhein gesehen zu haben, als das kleine Stück, das unter seinem Fenster vorüberfloß. Nun würde er ja doch in Meißen sitzen bleiben bis

an sein seliges Ende. Dann würde er dort versauern und verbauern, verderben, ohne irgend etwas in seinem ganzen Leben von der Welt erblickt zu haben als Dresden und Cölln an der Elbe.

Es gab eben in der Welt Menschen wie er, die seit ihrer Geburt für das Unglück bestimmt waren!

Eldenfleth und Hoicha hatten ihm jeden Tag, von der Nachtquartierstation ihrer Reise aus, eine Postkarte geschickt, die er jetzt zu lesen bekam. In Heidelberg, Mainz, Frankfurt, Wiesbaden, sogar in Straßburg waren sie gewesen! Das Herz blutete ihm, wenn er die Namen der Städte las, die sie nun kannten, die er aber nie in seinem armen Leben würde sehen können.

Da ihm große Schonung anempfohlen worden, und er sich nicht bewegen durfte, blieb er auf seinem Lager ganz den Gedanken überlassen. Nur einer besuchte ihn: der Pionier, der auch diesen Urlaub in der Kriegsschule zurückgeblieben war. Sylvester wußte nicht einmal wie er hieß. Bei der flüchtigen Vorstellung hatte er den Namen nicht verstanden. Aber an diesem Menschen richtete er sich wieder auf, denn er sah an ihm, daß es andere gäbe, denen es in der Welt noch viel schlechter ging als ihm, und die dennoch niemals klagten.

Allmählich lernte er des Pioniers Verhältnisse kennen, daß er ganz allein stand, daß er kein Vermögen besaß, außer ein paar hundert Thalern, die er für die Offiziersequipierung noch würde verbrauchen müssen, daß nicht einmal Freunde oder Bekannte seiner Eltern lebten.

— Warum wollen Sie denn unter solchen Verhältnissen gerade Offizier werden? wenn ich mir die Frage

erlauben darf! — erkundigte sich Sylvester, und als sei es ganz natürlich antwortete stolz der Pionier:

— In meiner Familie — wenn wir auch bürgerlich sind, — waren alle preußische Offiziere! Mein seliger Vater auch.

Sylvester dachte an sein eigenes Schicksal. Er hatte Eltern, Geschwister, Verwandte und er bekam doch Geschenke, sowie eine laufende Zulage, während jenem alles das mangelte. Wie konnte er da traurig sein? Wegen der Krankheit? Gab es nicht andere Unglückliche, die, für ihr ganzes Leben gelähmt, an den Marterstuhl gefesselt waren? Gab es nicht Blinde? Taube? Und ihm waren sonst gesunde Glieder eigen, die er regen und gebrauchen konnte nach Herzenslust. Das Rheinpanorama, das er vom Lazarettzimmer aus sah, lag in aller seiner Schönheit und Farbenpracht vor ihm, die Welt der Töne erquickte sein Ohr und sein Herz, wenn der Freund spielte und sang.

Durfte er verzagen?

Er wollte sich Mühe geben, Gutes wie Böses hinzunehmen, für das Gute dankbar, beim Bösen nicht verzweifelnd, auf Gutes hoffend. Er mußte nur Ruhe gewinnen, von hoher Warte aus das Dasein betrachten zu können. Er malte sich aus, daß er auch unter den bescheidensten äußeren Umständen glücklich sein würde, wenn er nur die Sicherheit hätte, seinen Weg zurückzulegen. Mit den Jahren avancierte er und seine Verhältnisse verbesserten sich mit jeder Beförderung. Aber um befördert zu werden, mußte er in seinem Berufe etwas leisten. Und bei diesem Gedankengang kam er auf seine Träume von früher aus der Arbeitsstunde zurück, etwas zu bedeuten in der Welt.

Hier ging der Weg: ein guter Soldat mußte er werden! Das war nun einmal sein Schicksal. Und wenn er auch sonst für seinen Beruf keine besonders große Begeisterung empfand, er mußte sich zwingen, in ihm Befriedigung zu finden, dann würde er auch etwas leisten können. Und Sylvester nahm sich vor, die Monate, bis die Kriegsschule schloß, zu arbeiten nach allen Kräften. Wenn er das that, so würde ihm auch die Zeit schneller verfliegen, und er würde leichter über die langen Tage hinwegkommen.

Als er — die Kameraden waren längst zurückgekehrt — das Lazarett endlich verlassen durfte, fühlte er sich als ein anderer Mensch. Er kam sich selbst älter vor, gefestigter, sicherer, gereifter. Während der Krankheit hatte er sich nicht rasiert, jetzt trug er einen dichten Wald von Stoppeln, und auch der Schnurrbart schien kräftiger und länger geworden zu sein. Wie er sich nun den Bart abgenommen, fühlte er sich so behaglich und angenehm mit dem glatten Kinn wie nie zuvor, und nachdem er sich die Haare hatte schneiden lassen, wie neugeboren. Die Uniform war ihm etwas weit geworden, denn er war abgemagert in der Krankheit, aber es gab ihm gerade ein angenehmes Gefühl, daß ihm der Waffenrock lose um den Leib saß.

Auf der Stube wurde er mit Jubel empfangen, der sonst so stille Eisenmann brachte sogar mit mächtigem Geschrei ein Hoch auf ihn aus und seinen Stuhl fand er bekränzt. Eldenfleth und Hoicha waren es gewesen. Nun mußte er berichten, dann erzählten die beiden anderen von all dem Schönen, das sie gesehen. Der Kürassier hatte eine Menge von Photographien mitgebracht, die während der Arbeitsstunden betrachtet und erklärt wurden.

Allmählich ging es vom Erzählen und Schwatzen in das gewohnte Geleise der Kriegsschule über, nur daß Sylvester jetzt ein anderer geworden war und eifrig nachschrieb, sowie mit der Zeit durch Nachtragen der Lücken in seinem Leitfaden sich zur Prüfung zu wappnen begann.

Die Fähnriche, die in wissenschaftlicher Beziehung die besten Beurteilungen erfuhren, wurden von den Abendarbeisstunden entbunden, doch keiner auf der Stube ward dessen für würdig erachtet. Sylvester und Eldenfleth war es recht, denn sie hätten bei längerer Freiheit abends doch nicht ihre Zeit unterbringen können und nur unnütze Ausgaben gehabt.

Der Arzt hatte Sylvester geraten, nicht zu große Pausen zwischen den Mahlzeiten eintreten zu lassen, um seinem Verdauungsapparat nie übermäßige Arbeit zuzumuten. Da er sich möglichst gut nähren sollte, um zu Kräften zu kommen, so verwendete er sein Reisegeld dazu, das so allmählich bis zum „praktischen Kursus“ aufgezehrt ward. Dieser bestand in taktischen Übungen in der Umgebung von Engers, dann im „Aufnehmen“ eines Stückes Gelände zwischen Engers und Bendorf und endlich in der achttägigen Reise nach Cöln zur Besichtigung der Festungswerke und Magazine sowie des Exerzierens der dortigen Garnison.

Die Arbeit mit Meßtisch, Kippregel und Distanzlatte langweilte Sylvester sehr. Hoicha und Eldenfleth ging es ebenso, aber sie brauchten wenigstens nach dem Einrücken nicht mehr zu arbeiten, während Sylvester das Auszeichnen des Meßtischblattes oblag, da er von den dreien, die sich gemeinsam zu einem Tisch gemeldet hatten, noch verhältnismäßig am wenigsten schlecht zeichnete.

Endlich kam die Abreise nach Cöln. Auf dem Dampfschiff wurde die Fahrt angetreten; Sylvester war ganz stolz auf dem Deck zu stehen, das einem Seeschiff doch mehr ähnelte in Abmessungen und Bauart als die so viel kleineren, schmäleren, grünweißen Elbdampfer. Am Steuer nahm er mit Eldenfleth Platz. Der Kürassier blieb heute bei seinen Kameraden von der Kavallerie, und die saßen schon in der Kajüte, um den Tag mit einer Flasche Wein zu feiern.

Langsam ging es den mächtigen Strom hinab an Neu-Wied und Andernach vorbei. Die Umsitzenden wußten zu erklären, Sylvester war alles unbekannt. Er saß da mit offenen Augen und schaute nur immer von einem Ufer zum anderen, fragte nach allen Orten, Ruinen, Burgen und Bergspitzen, sah den Dampfern winkend nach, die an ihnen vorüberfuhren, aber sprach kaum ein Wort.

Er erinnerte sich eines Ausspruches von Onkel Gottfried, der ihm als sie zusammen in der sächsischen Schweiz waren, vorgeworfen, daß er nicht alles schön genug fände, dann aber tröstend gesagt, bei den meisten Menschen entwickelte sich der Sinn für Naturschönheiten erst mit den Jahren.

Er fand schön, was er sah, er fühlte sich gepackt vom Zauber des Stromes, den er so oft schildern gehört.

Dann wurde er müde und abgespannt. Die Fähnriche, die bisher auf dem Schiff unausgesetzt von einem Ort zum anderen gelaufen waren, treppab treppauf, von vorn nach hinten, waren allmählich seßhaft geworden. Eine allgemeine Stille und Gleichgültigkeit machte sich bemerklich. Die Ufer wurden flach, die Gegend langweilig,

der Abend kam, es wurde dämmerig und hier und dort schlief einer an Deck. Auch Sylvester schlummerte eine Weile ein; Seite an Seite mit ihm sein Freund.

Plötzlich fuhren sie auf.

— Cöln! — rief es irgendwo und:

— Der Dom. Sehen Sie doch, der Dom! — antwortete irgend jemand. Sylvester rieb sich die Augen und folgte dem Strom der Fähnriche, die nach vorn zur zweiten Kajüte drängten. Da sah er die Lichter der Stadt, und über den Rhein, die Linie der Schiffbrücke bezeichnend, von den Quais mit ihrem Flimmern beiderseits umgeben, eine Kette von Laternen gespannt. Darüber aber links, vom dunkelnden Himmel sich abhebend, eine überragende Steinmasse mit den Riesentürmen.

Sylvester war es, als ob ein Schauer ihn erfaßte, wie eine Offenbarung schien es ihm: das war der Dom von Cöln, das gewaltigste Bauwerk der Deutschen!

56.

Die Zeit in Cöln war Sylvester im Fluge vergangen. Nun nach der Rückkehr kam die schriftliche, dann die mündliche Offiziersprüfung vor der Ober-Militär-Examinationskommission. Er hatte im Allgemeinen das Gefühl, „gut abgeschnitten“ zu haben, die Themata hatten ihm gepaßt und im Mündlichen waren seine Antworten so sicher gewesen, daß man ihn nicht viel gefragt.

Nun ging [illegible] das Abschied-nehmen.

Zum let[illegible] Sylvester oben am Fenster,

um auf den Rhein hinunterzublicken, und mit schwerem Herzen sagte er dem gewohnten Blick Lebewohl. Es war ihm, als sei er hier in der kleinen Stube so heimisch geworden, daß er gar nicht fort könnte. Die verflossene Kriegsschulzeit erschien ihm jetzt voller Reize und Traulichkeiten. Und alles war nun vorüber. Die Arbeitsstunden zu viert auf der Stube, wo Eisenmann schlief, Hoicha sich in seine undurchdringliche Dampfwolke hüllte und sie schwatzten und schwatzten ohne Ende. Die stillen Abende im Kasino, an denen Elbenfleth spielte und sang. Die Stunden im Hörsaal mit ihrem Träumen und Brüten, mit ihrem Nachschreiben und Lauschen. Die Spaziergänge am Rhein. Die Fahrt nach Cöln und das fröhliche Leben dort im Hotel. Alles vorbei.

Im Schloß war große Unruhe, Hin- und Herlaufen. Rufen und Befehlen. Koffer, Kisten, Körbe standen umher. Die Zimmer gähnten öde und leer mit offenen Schrankthüren und aufgezogenen Kommodenfächern. Die Betten waren ohne Überzüge schon mit umgelegten Matratzen. Überall liefen Fähnriche umher, die den Kameraden Lebewohl sagten, Ordonnanzen schweißtriefend, kofferbeladen keuchten die Treppen hinab. Die ganze Dorfstraße von der Kriegsschule bis zum Bahnhofe wimmelte von Abreisenden und Abreisevorbereitungen.

Sylvester und Elbenfleth sagten ihren Hörsaalkameraden Lebewohl. Besonders herzlich war der Abschied Sylvesters vom Pionier, der zufrieden wie immer seinen winzigen Koffer selber trug. Der Pionier blieb wahrscheinlich sein ganzes Leben hindurch am Rhein, jedenfalls in Preußen. Sylvester in Sachsen. Sie sahen sich wohl nie wieder. Auch von Hoicha mußte ge-

schieden sein, er fuhr über Cöln nach Hamburg, seiner Garnison.

— Ich besuche Euch beide, liebe sächsische Bundesbrüder mal in Meißen! — sagte er, der sie bis zum Bahnhof gebracht hatte. Eldenfleth sprach:

— Und wir Sie in Hamburg!

Doch Sylvester machte ein trauriges Gesicht:

— Wenn wir Geld genug haben, was ich bezweifle!

Sie drückten sich herzlich die Hand und als der Zug gegen Koblenz brauste, winkten sie dem Kürassier noch lange aus dem Fenster nach.

Sylvester war ganz eigen und weh zu Mut, als Hoichas hohe, breite Gestalt aus dem Gesichtskreis verschwand. Auch den sahen sie wohl kaum wieder. Hier in Engers waren sie befreundet gewesen, hier, wo sie auf dieselbe Stube gebannt blieben, dreiviertel Jahre lang. Aber wenn Hoicha erst einmal bei seinem Regimente wieder war, bei seinen glänzenden, sich nichts versagenden Kürassieren, dann würde er wohl bald die beiden Infanteristen vergessen, die in einem kleinen Provinzstädtchen standen, das sie aus Mangel an Geld nicht wieder verlassen konnten.

Und noch nie war ihm das Wort so hart erschienen, daß er „Kamerad von der hohen Nummer" hieß.

Der Zug eilte hin am Rhein. „Vallendar" klang es von den Schaffnern, „Ehrenbreitstein" dann. Sie hielten unter den drohenden Werken der Festung, fast der Moselmündung gegenüber. Schon ging es weiter. „Oberlahnstein". Koblenz entschwand den Blicken. Der Burg Stolzenfels drehten sie den Rücken und unter dem Schlosse „Lahneck" vorbei ging es in das Lahnthal hinein. Der Rhein lag hinter ihnen, der alte, sagenumwobene, mächtige

Strom, den Sylvester während fast eines Jahres täglich begrüßt. Wieder ein Jahr seines Lebens! Wieder ein großer Abschnitt, der ihn dem ersehnten Ziel, den Offiziersepauletten näher brachte, der in seinem Dasein etwas Besonderes, nie Wiederkehrendes bedeutete.

Im Wagenabteil nebenan, ganz mit Kriegsschülern besetzt, die alle der Heimat zustrebten, fing plötzlich Gesang an. Dieser sang dies, jener das, alle brummten durcheinander, bis ein Lied die Oberhand gewann und es klang:

„Nur am Rheine möcht' ich leben,
Nur am Rheine möcht' ich sein,
Denn nur am Rheine giebt es Reben!
Nur am Rheine trinkt man Wein!“

— — — — — — — — — — — —

Eldenfleths schöne Stimme fiel ein und auch Sylvester sang mit, so gut er konnte. Es schien ihm als ob es nicht möglich sei, jetzt etwas anderes zu singen, wo sie von dem herrlichen Rheinstrom schieden. Und dabei kam es ihm vor, als ob er von der Heimat gar nichts mehr wüßte. Die ganze Zeit in Meißen dünkte ihm wie ein Traum, unsicher, verworren, nebelhaft.

Die Kindheit und Jugend in Dresden, mutete ihn wie etwas an, dessen er sich kaum mehr entsann. Der Vater, die Schwestern, Onkel Gottfried, Tante Gustel — wie weit! Wie fern!

Nur der Mutter Bild stand ganz klar vor seiner Seele, sie schien ihm mit zum Rhein zu gehören, obwohl er sie nun so lange nicht gehabt und sie nie dortgewesen war. Wenn er die Augen schloß und sich Dresden oder Meißen vergegenwärtigen wollte, so gelang es ihm nicht,

er sah nur immer den Rhein majestätisch an den Fenstern des Schlosses in Engers seine Fluten vorüberwälzen. Und fortwährend summte er das Lied mit, das die Fähnriche endlos wiederholend sangen:

„Nur am Rheine möcht' ich leben!“

57.

Ihre Mäntel gebrauchten die Fähnriche als Unterlage, um sich die harten Bänke der dritten Klasse bequemer zu machen, dann schliefen sie ein. Als sie aufwachten, hatte sich die Gegend verändert: der Harz ward von weitem sichtbar. Dann kamen sie immer mehr in die Ebene hinein. Sie näherten sich Leipzig. Die preußischen Schaffner wechselten mit sächsischen. In Leipzig blieben zwei Kameraden von einem dortigen Infanterieregimente zurück und nun fuhren sie allein.

Wurzen, Oschatz, Riesa huschten vorbei ..... Sylvester sah die Elbe, seine Elbe an der Cölln, sein Cölln gelegen. Als der Zug darüber fuhr, beugte er sich aus dem Fenster, um sie gut zu sehen. Es war gerade eine große Trockenheit in Böhmen und Sachsen gewesen und der Fluß hatte wenig Wasser. Am linken Ufer, wo sich keine Quais erhoben, der Stadt Riesa gegenüber, schauten große, graugelbe Sandbänke herauf. Die Elbe erschien Sylvester so klein! Sein Auge war noch an den Rhein gewöhnt. Immer wieder dachte er an Engers. Ihm war unbehaglich zu Sinn, er fühlte sich fast fremd hier. Aber da rief Eldenfleth, als sie sich Coswig näherten, wo sie umsteigen mußten, nach ihrer Garnison:

— Sylvester, sieh doch: die Albrechtsburg!

Er deutete mit dem Finger hinaus. Und nun rollten sie im neuen Zuge Meißen zu, das sich ihren Blicken immer schärfer und deutlicher zeigte.

Sie waren angekommen. Dieselben schläfrig dastehenden Gepäckträger und Dienstmänner, wie bei Sylvesters erster Ankunft starrten ihn an. Wie abwesend, in Gedanken ging er neben Eldenfleth her. Keine Uniform war weit und breit zu erblicken. Wie er den Posten vor der Kaserne sah, den kleinen, kräftigen, sächsischen Soldaten in derselben Uniform, die er trug, da ward ihm doch etwas heimatlicher ums Herz.

Als sie eben in die Kaserne treten wollten, kam ihnen ein Offizier entgegen, eilig und ein wenig lahm. Sylvester erkannte seinen ehemaligen Kompagniechef — ehemalig, denn er war während der Kriegsschule zur ersten Kompagnie versetzt worden.

— Sieh da! sieh da! Timoteus! Schon zurück aus Engers?

Sofort entdeckte Sylvester die Stabsoffiziersachselstücke auf Major Küsters Schulter und antwortete:

— Meinen gehorsamsten Glückwunsch, Herr Major!

— Danke schön! Ich sagte es Ihnen ja! — Ich habe noch Glück gehabt, im Regiment geblieben zu sein! Übrigens warum haben Sie mir nie geschrieben?

— Ich getraute .....

— Was? Sie haben wohl ganz Ihr Regiment und das brave Meißen vergessen?

Sylvester fühlte sich getroffen, da ein bißchen Wahrheit darin lag.

Nun erfuhren sie, daß der älteste Hauptmann, von

Stockheim, der die zehnte Kompagnie gehabt, den Abschied erhalten, statt dessen hätte Premierleutnant Trages die Kompagnie bekommen, ebenso habe Premierleutnant Hille nun die zweite, bei der Sylvester gestanden. Sekondleutnants von Gustedt und Schaper seien befördert. Die Veränderungen interessierten Sylvester und er begann plötzlich zu fühlen, daß er dazu gehörte. „Sein Regiment" war es doch!

— Übrigens wohnen Sie diesmal wieder bei Frau Zieschang. Hauptmann von Trucks hat die Wohnung für Sie belegt, — sagte Major Küster, noch ehe er ging.

Sylvester trennte sich von Elbenfleth, sie mußten gleich ihre Kompagniechefs aufsuchen und ihre Meldungen machen.

Hauptmann von Trucks zu Bingen empfing seinen Fähnrich sehr liebenswürdig. Er war ein kleiner, beweglicher Herr, sehr zart an Gliedern, aber dafür mit mächtigem Schnurrbarte, der fast die ganze untere Gesichtshälfte verdeckte:

— Freut mich, Sie wiederzusehen! Hoffentlich haben Sie gut abgeschnitten in Engers?

— Ich weiß nicht, Herr Hauptmann!

— Na, ich werde es Ihnen gleich mitteilen, sobald das Abgangs-Zeugnis der Kriegsschule da ist!

— Zu Befehl, Herr Hauptmann!

— Nun gleich noch was. Sie möchten wohl gern auf Urlaub nach Haus?

— Wenn Herr Hauptmann befehlen.

— Ich habe da gar nicht zu befehlen. Wollen Sie?

— Jawohl, Herr Hauptmann!

— Na, lange Zeit kann ich Ihnen nicht geben. Wir

sind gerade in einer wichtigen Ausbildungsperiode. Der Kommandeur wünscht, daß die Herren Fähnriche möglichst den Dienst kennen lernen, ehe sie Offizier werden. Sie brauchen sich bei ihm nicht zu melden. Er ist bis zum neunzehnten beurlaubt. Heute ist der sechzehnte. Also ich will Ihnen was sagen, Geyer ... Sie können gleich fort ... Aber am neunzehnten Juli abends müssen Sie wieder da sein!

Sylvester war so glücklich, daß er gar nicht wußte, wie ihm geschah. Das hatte er nicht gehofft. Er sollte das Vaterhaus wiedersehen, die Eltern, die Geschwister, alle, alle! Und seine liebe, gute Mutter!

Schnell lief er in das alte, wohlbekannte Haus in Niederspaar, wo ihn Frau Zieschang schon erwartete. Sie sah noch genau so aus wie früher, vielleicht waren ihre Augen noch röter, aber vielleicht täuschte er sich auch nur, weil er sie nun bald ein Jahr nicht gesehen hatte. Der Former war bei der Arbeit in der Manufaktur, einen Putzer hatte Sylvester noch nicht, denn der brave Wunderlich war längst als Dispositionsurlauber entlassen worden, überdies befand sich der Fähnrich bei einer anderen Kompagnie, so half die Alte den Koffer hereinschaffen, der vom Bahnhofe eingetroffen war.

— Wann geht der nächste Zug nach Dresden? — fragte Sylvester den Gepäckträger.

— Wenn Se schnelle machen, kummen Se grade noch recht!

Sylvester zog Eigentumssachen an, warf ein paar notwendige Gegenstände in seine alte, kleine Reisetasche, die schon der Mutter viele Jahre gedient und lief spornstreichs nach dem Bahnhof. Er konnte noch eben in den Zug springen, dann pfiff die Lokomotive.

Schon in Meißen war das Bild von Engers vor seinen Augen verblaßt, jetzt machte es immer mehr Dresden Platz, dem Ort, wo er geboren und groß geworden war. Und als er die Kuppel der Frauenkirche vor sich auftauchen sah und über die Brücke fahrend die Elbe erblickte mit dem Panorama der Brühlschen Terrasse, der katholischen Hofkirche, des Opernhauses, da dachte er nicht mehr an den Rhein.

Sylvester ging vom Bahnhof aus unwillkürlich nach der Ammonstraße — aber da wohnten ja die Eltern nicht mehr. Er schritt an der Nummer einundsiebzig vorbei und warf einen wehmütigen Blick zu den Fenstern hinauf: die alten Gardinen fehlten, moderne Stores verhinderten den Einblick in das Innere. Die hätten die Eltern sich nicht angeschafft, denn der Vater hatte immer gesagt, weniger aus Überzeugung, als um sich zu rechtfertigen, daß er aus Ersparnisrücksichten der Mode nicht folgte:

— Solchen Unsinn, wie die sogenannten Stores, die man jetzt hat, macht ein vernünftiger Mensch nicht mit. Es macht nur die Zimmer dunkel.

Sylvester kannte die neue Adresse der Eltern: Große Plauensche Gasse 189, III. Es war nicht weit von der Ammonstraße, aber dort lagen die Häuser nicht villenartig in Gärten, sondern in enger, schmutziger, wenig Licht und Luft gebender Straße an einander gereiht.

Als er vor Nummer hundertneunundachtzig stand und das vielstöckige, schlechtgehaltene Haus sah mit den kleinen, niedrigen Fenstern, da trat er mit einem gewissen Bangen ein. Die drei Treppen stieg er hinan und da leuchtete ihm schon von weitem freundlich das alte Messingschild entgegen. Er klingelte. Ein fremdes Mädchen machte auf:

— Die Eltern zu Haus?

Sie verstand ihn nicht. Er schob die Erstaunte bei Seite, drang in den Korridor, faßte nach der ersten besten Thürklinke, riß sie auf und stürmte in ein kleines Zimmer, das leer war, weiter lief er und da saß richtig die ganze Familie, auch Onkel Gottfried. Laut kreischte alles auf und Sylvester rief lachend:

— Da bin ich!

Nun rannten sie durcheinander, der Vater drückte seinen Sohn an die Brust, die Schwestern küßten den Bruder herzlich und lange, Tante Gustel schmatzte ihn laut ab, daß es nur so schallte, sogar Onkel Gottfried, der sonst deratige Zärtlichkeiten nicht liebte, gab ihm einen Kuß. Man rief, fragte, lachte, lief hin und her und machte einen Heidenlärm, ohne von Sylvester eine Antwort bekommen zu können, denn der lag am Herzen seiner Mutter und hörte und sah nichts mehr.

Sie schluchzte laut, klopfte ihren großen Sohn zärtlich auf den Rücken und rief ein Mal über das andere:

— Mein gutes Kind! Mein gutes Kind!

Nach einer Weile ließ er sie los und sah sich im Kreise um. Erst jetzt blickte er den Vater an. Er zögerte einen Augenblick, dann platzte er heraus:

— Vater, Du ... Du ... was ist denn ...

Alle lachten. Der Hauptmann hatte sich das Kinn ausrasieren lassen, sodaß er nur Schnurrbart und „Koteletten“ trug.

— Wir haben's ja nicht geschrieben, Sylvester, um Dich zu überraschen! — meinte Mariechen und der Vater fragte:

— Nun, wie findest Du, daß mir's steht?

— Gut ... gut ... Vater ... aber ...

— Aber?

— Aber es macht Dich so fremd! ...

Sylvester konnte sich noch nicht an die Veränderung gewöhnen. Nun musterte er noch einmal die anderen: Onkel Gottfried, Tante Gustel sahen wie immer aus, die Schwestern auch nicht anders ... doch ... doch ... nun merkte er es erst .... Fanny .. war viel voller .... und er sagte in naivem Staunen:

— Donnerwetter, bist Du fett geworden!

Aber die Familie schien das gar nicht zu finden. Im Gegenteil: man war allerseits ein wenig über diese Ansicht empört und der Hauptmann sprach:

— Wir finden, daß ihr das gerade famos steht! Sie mußte sich etwas mehr herausfüttern!

Sie setzten sich wieder alle, wie sie gesessen hatten, nur daß für Sylvester neben der Mutter auf dem Sofa ein Platz übrig blieb. Er betrachtete sie genau, während er Hand in Hand an ihrer Seite Platz genommen hatte. Die alten, lieben Züge waren noch wie einst, nur schienen sie ihm tiefer gegraben, als ob Sorge und Kummer sie schärfer gefurcht hätten und nun, da bei einer Bewegung das Licht stärker auf ihren Scheitel fiel, sah er, daß ihr Haar ganz grau geworden.

Ein wehes Gefühl durchzuckte ihn, er mußte an sich halten, um nichts zu sagen.

Da rief Onkel Gottfried:

— Steh mal auf, Sylvester, ich glaube wahrhaftig, Du bist noch gewachsen!

Der Fähnrich erhob sich, reckte seine langen Glieder und zeigte, wie äußerst knapp ihm die Ärmel seines Waffenrocks jetzt saßen.

— Und breit bist Du geworden! Kerl noch einmal! Wie Dein Großvater so riesig! — meinte mit einem gewissen Vaterstolz der Hauptmann. Onkel Gottfried fand:

— Ja, ja, 's überspringt gewöhnlich eine Generation!

Das ärgerte den Vater:

— Hör' mal, Gottfried, ich bin doch wahrhaftig auch nicht klein!

— Na, 's macht sich!

Als Sylvester sich setzte und dabei den drei Mädchen das Gesicht mehr zuwandte, rief die kleine Ida, Mariechen anstoßend:

— Du, Mieke, sieh doch den Schnurrbart!

— Wahrhaftig, er hat einen richtigen Schnurrbart! — fielen nun die andern ein, und Sylvester drehte sich stolz den Bart.

Nun ging es ans Erzählen. Zuerst mußte er berichten, wie es gekommen, daß er ohne Anmeldung so plötzlich erschienen sei und dann wurde er über seinen Aufenthalt in Engers ausgefragt. Dabei gelang ihm das, was ihm früher versagt geblieben: flüssig zu reden, ohne Stocken. Er sprach unwillkürlich etwas in Hoichas Art, einzelne Worte mit preußischer Betonung und das Ganze mit Wendungen und Ausdrücken geschmückt, die der Kürassier zu brauchen pflegte. Er hatte einen harten Stand, denn jeder wollte über etwas anderes genau unterrichtet sein. Onkel Gottfried, der keine Ahnung davon hatte, wie es auf einer Kriegsschule aussah, wünschte vor allem über die Gegend etwas zu erfahren. Welchen Eindruck sie auf Sylvester gemacht, was er gesehen, und vor allem welche Kunst- und Bauwerke.

Als der Fähnrich erklärte, daß in Cöln beim prak-

tischen Kursus zuviel Dienstliches zu thun gewesen sei, als daß er anderes habe besichtigen können als den Dom und noch den Jülichsplatz, wegen des Cölnischen Wassers, wollte Mariechen wissen, wie der Bruder den Cölner Dom gefunden habe.

— Pyramidal! Einfach gletscherhaft! — scherzte Sylvester möglichst näselnd im Leutnantston der Fliegenden Blätter, deren Offizierswitze er immer im Kasino der Kriegsschule gelesen hatte.

Alle hatten irgend eine Frage gestellt, nur die Mutter noch nicht. Sie sagte ganz schüchtern, indem sie ihrer Mädchenjahre gedachte, wo sie mit ihrem Vater, dem General, einmal eine Rheinreise gemacht:

— Mein Kindli, sage mir, wie hast Du denn nun eigentlich den Rhein gefunden?

Sylvesters erstes Gefühl war der Vergleich mit der Elbe, die sie ja alle kannten:

— Einfach großartig! Wundervoll! Wenn ich dagegen an die Elbe denke! Die Elbe ist, finde ich, gegen den Rhein ein Bach!

Der Hauptmann wurde sehr erregt:

— Lieber Sohn, ich bin ja sehr erfreut, daß Du so wohl und munter zurückgekehrt bist, aber ich möchte doch nicht, daß Du nun, wo Du ein Jahr in der Fremde gewesen bist, alles gleich bei uns scheußlich fändest! Unsere Elbe ist ein sehr gewaltiger Strom, ich hoffe, daß sie Dir nie in Deinem Leben etwa mal selbst beweisen mag, wie gewaltig sie ist .... ich meine nämlich durch eine Überschwemmung oder so etwas. Du scheinst mir nur noch den Rhein gelten lassen zu wollen, und ... und ... der ist ja sehr schön, wie behauptet wird, selber kenne ich ihn

nicht .... habe übrigens auch so ganz glücklich gelebt, ohne am Rhein gewesen zu sein .... aber jedenfalls ist das, was wir haben, auch nicht .... ich meine kein Pappenstiel ....

Sylvester war sehr erstaunt über diese Gereiztheit, doch die Mutter gab ihm ein Zeichen zu schweigen, und man sprach von anderen Dingen.

— Um Gottes Willen, Du hast doch gegessen? — fragte sie ängstlich. Er gestand, daß ihm ein wenig Essen nicht unwillkommen sein würde und Ida erhob sich, ihm etwas herrichten zu lassen. Sie führte gerade die Wirtschaft, die bei den drei Schwestern wöchentlich reihum ging, um die Mutter zu entlasten.

Nachdem Sylvester sich ein wenig gestärkt hatte, nahm ihn der Vater beim Arm, so lieb und herzlich, wie er nur jemals gewesen war, und sagte, daß er ihm nun auch die Wohnung zeigen müsse. Sie begannen ihren Rundgang.

Nach der Straße zu lag der „Salon", das Zimmer des Vaters und der Raum, den die drei Schwestern mit der Tante bewohnten. Nach dem Hofe zu das Eßzimmer, das Schlafzimmer der Eltern und die Küche, in der das eine Mädchen, das sie nur noch hatten, schlief. Durch den schmalen Korridor waren Vorder- und Hinterzimmer von einander getrennt. Es war die gleiche Anzahl von Räumen wie früher, bis auf Sylvesters Zimmer, das ja nicht mehr gebraucht wurde. Aber der Fähnrich war erschrocken über die Enge und Kleinheit. Die Decken waren niedrig, die Tapeten mit den einfachsten, billigsten Mustern versehen, und die Räume alle erschienen ihm so eng, so ganz anders als früher auf der Ammonstraße. Und wie er nun die Einrichtung betrachtete, die alten Möbel, die er seit der

Kindheit kannte, da gingen ihm mit einem Male die Augen darüber auf, daß alles das Gerät, das in seinen elterlichen Räumen stand, doch im Grunde genommen überaus einfach war und bescheiden.

Er sah tausenderlei, das er früher nicht gesehen: er entdeckte, daß des Vaters Lehnstuhl mehrfach geflicktes Leder an der Lehne zeigte, daß die Möbel im Salon samt und sonders fadenscheinig waren und dringend neuer Bezüge bedurften. Er fand abgestoßene Stellen an der Fournierung überall fast, und er bemerkte, wie verbraucht und abgetreten die Teppiche waren. Dazwischen gab es alte Familiensachen und Erbstücke, Bilder, Statuetten und Erinnerungen mancher Art aus vergangenen Jahrhunderten, die heute noch frisch waren, gut gehalten und von Wert.

Doch dafür hatte Sylvester keinen Blick und kein Verständnis. Nur das Dürftige, das Übereinfache fiel ihm plötzlich auf.

— Gefällt Dir unsere Wohnung? — fragte der Hauptmann. Sylvester warf einen schnellen Blick auf Onkel Gottfried und er bemerkte, wie dessen Stirn sich runzelte, und als er eben einen Zweifel äußern wollte, ganz in aller kindlichen Bescheidenheit, flehten ihn die Augen der Mutter an zu schweigen.

— Nicht wahr, sie ist doch reizend! Und dabei so viel billiger als die alte Wohnung! Nicht? — sagte da auch schon der Vater, ohne die Antwort abgewartet zu haben. Und Sylvester sprach mechanisch:

— Ja!

58.

Allmählich gewöhnte sich Sylvester in Meißen wieder vollkommen ein und beim Ausrücken zum Manöver schien es ihm, als ob er nie anderwärts gewesen wäre. Der Rhein war in seiner Erinnerung ganz verblaßt, er fand die Elbe unter seinen Fenstern wieder breit und schön: das ganze Jahr in Engers schien ihm wie ein Nebelgebild, ein Traum.

Der Gedanke daran wurde ihm erst wieder wach, als der Regimentsadjutant ihm während der Herbstübungen an einem Rasttage, an dem die erste Kompagnie im selben Ort wie der Regimentsstab lag, mitteilte, daß sowohl sein Abgangszeugnis von der Kriegsschule, wie auch sein Reifezeugnis zum Offizier eingetroffen sei. Sylvester machte ein neugieriges Gesicht, denn er brannte darauf, den Inhalt kennen zu lernen, und Premierleutnant von Brockwitz that ihm den Gefallen, indem er vorlas:

— Sie haben bekommen:

Waffenlehre — ziemlich gut.		im Ganzen — gut.
Taktik — sehr gut.		
Befestigungskunst — befriedigend.		
Heeresorganisation und Militär-Geschäftsstil	— gut.	
Terrainlehre Militärisches Aufnehmen Theorie des Planzeichnens	— gut.	
Planzeichnen — gut.		

Über das „sehr gut“ in Taktik freute sich Sylvester ganz besonders. Das war das einzige Fach gewesen, das ihn wirklich interessiert hatte, während er sich in den

übrigen Disziplinen nur gegen Ende der Kriegsschulzeit Mühe gegeben. Er sah dieses Ergebnis als Beweis dafür an, daß er in seinem Berufe etwas würde leisten können, wenn es ihm nur darum zu thun war. Und er wollte — er mußte zu etwas gelangen.

Dann gab Premierleutnant von Brockwitz Sylvester einen Augenblick die „Beurteilung“ in die Hand und er las:

„Portepeefähnrich von Geyers Führung war gut, seine wissenschaftlichen Leistungen sind gleichfalls gute gewesen. Er ist ein liebenswürdiger, wohlerzogener, junger Mann mit guten Formen und einer vorzüglichen Haltung, der sich die Zufriedenheit und Achtung seiner Vorgesetzten zu erringen gewußt hat. In seinem Charakter scheint etwas Trotziges und Impulsives zu liegen, womit sich jedoch die größte Offenheit und nichts Unmilitärisches verbindet.

Er verspricht ein brauchbares und ehrenwertes Mitglied des Offizierstandes zu werden.“

— Sind Sie zufrieden? — fragte der Regimentsadjutant und nahm ihm schnell das Blatt fort.

Sylvester war zufrieden.

Den ganzen Tag über ging ihm die Beurteilung des Direktors der Kriegsschule im Kopfe herum. Lange dachte er über die einzelnen Ausdrücke nach. Am meisten freute ihn der Zukunftswink, daß er verspräche, ein brauchbares und ehrenwertes Mitglied des Offizierstandes zu werden.

Aber trotzig sollte er sein? Das hatte er doch auf der Kriegsschule niemals gezeigt? .... Es mußte doch irgendwo zum Ausdruck gekommen sein! Kannte er sich selbst so wenig? —

Die Zeit, bis seine Ernennung zum Offizier erfolgen

mußte, strich ihm unendlich langsam hin. Das Regiment war aus dem Manöver zurück wieder in Meißen. Eldenfleth hatte ebenso wenig Urlaub bekommen können wie er, aber es gab nicht viel Dienst, und die beiden warteten nur noch auf den Tag, wo endlich ihr heißester Wunsch in Erfüllung gehen sollte. Sie hatten sich längst beim Schneider ihre Offiziersuniform bestellt. Sylvester probierte immerfort den Überrock an mit den neuen, silberglänzenden Achselstücken, die gleich etwas so ganz anderes verliehen. Aber immer und immer noch wollte die Ernennung nicht eintreffen.

— Findest Du nicht, daß die Offiziere jetzt schon ganz anders gegen uns sind? — fragte Eldenfleth an einem Abend, als sie bei Sylvester saßen. Sylvester sann nach. Ihm kam das so sonderbar vor, dieses Warten, diese Stimmung, wie vor einem entscheidenden Ereignis, die ihm trotz ihres quälerischen Bangens doch wohlthat. Es war etwas Erregendes, das bevorstand, es war etwas, das aus dem ewigen Gleichmaß der Tage heraushob, es war das lang ersehnte, heißbegehrte Ziel. Wenn er Offizier war, hing nichts Unfertiges und Halbes mehr an ihm, wenigstens von außen, er war dann der Gleichberechtigte, er brauchte nicht mehr „gehorsamst“ und „Herr Leutnant“ zu sagen, sondern er nannte die ganzen Subalternoffiziere, vor denen er heute noch „stramm stehen“ mußte — einfach beim Namen. Und vor allem bezog er dann ja mehr Gehalt, verbesserten sich seine heute fast kümmerlichen Verhältnisse, denn die beiden Fähnriche scheuten jetzt sogar die Ausgabe, abends in die Kneipe zu gehen, wie die anderen.

Plötzlich that sich die Thür auf. Leutnant Steiger trat ein:

— Geyer und Eldenfleth, ich gratuliere!

Sie fuhren auf und verstanden zuerst nicht, bis der Bataillonsadjutant erklärte:

— Die Ernennung zum Sekondleutnant der Infanterie und zwar in unserm Regiment, unter dem neunundzwanzigsten September 1880 ist heraus!

Sylvester hatte ein Gefühl wie Kopfschmerz mit einem Male, so stieg ihm eine Blutwelle hinauf. Er jubelte, schrie, drückte Steiger die Hand. Dann faßten Eldenfleth und er sich an, um wie rasend im Zimmer herumzutanzen.

— Endlich! Endlich! Endlich! — schrie er laut aus vollem Halse, während der Adjutant rief:

— Ziehen Sie sich doch an, Geyer!

— Zu Befehl, Herr .... — wollte Sylvester erwidern, doch er unterbrach sich noch und verbesserte:

— Ja, ja, sofort!

„Steiger" wollte er hinzufügen, aber das Wort blieb ihm noch in der Kehle stecken. Es kam ihm zu vertraulich, zu fremd, zu ungewohnt vor. Eldenfleth war fortgelaufen, sich umzuziehen. Im Fortgehen hatte ihm Steiger zugerufen, daß sie sich im Kasino wiedertreffen wollten. Nun blieben die beiden anderen allein.

Als Sylvester fertig angekleidet war und in seinem neuen Überrock vor dem kleinen Spiegel stand, um sich zu besehen, schüttelte er sich förmlich vor Behagen. Er ließ die Achselstücke, mit der kleinen, goldenen „Zweihundertsechzehn" darauf, im Lampenlicht spielen, dann riß er sich vom Anblick der eigenen Gestalt los und sie gingen.

Heute wollte er einmal fröhlich sein! Heute mußten alle Geldrücksichten schweigen, heute war alles ganz einerlei! Dieser Tag kam nie wieder im ganzen Dasein, es

war der glücklichste, den er je erleben würde! Nun mußte er noch sofort die Eltern benachrichtigen. Er wollte telegraphieren. Einen Augenblick schreckte er wieder vor der Ausgabe zurück, doch er tröstete sich damit, daß es sich ja nie wiederholen würde. Und er bat Steiger, ihn zum Telegraphenamt zu begleiten. Dort sandte er die Depesche ab:

„Hauptmann Geyer, Dresden, Große Plauenschegasse 189.

Leutnant! Sylvester.“

— Das habe ich seinerzeit auch so gethan! — sagte der Adjutant. Dann gingen sie nach der Kaserne. Der Posten machte die Ehrenerweisung und Steiger blieb absichtlich etwas zurück, damit Sylvester die Freude haben sollte, für den ersten ihm als Offizier erwiesenen Gruß zu danken.

Als sie eben draußen ihre Säbel ablegen wollten, kam Eldenfleth. Er sah so viel älter aus und soviel größer durch die langen Schöße des Überrocks, daß sie ihn zuerst kaum erkannten.

— Eldenfleth! Weiß der Teufel!

— Ach, Du? — riefen sie durcheinander, und Sylvester war so erstaunt, daß er unwillkürlich an den eigenen Eindruck denken mußte:

— Bin ich denn auch so verändert?

— Als ob Sie schon fünf Jahre Offizier wären! — meinte der blonde, ziemlich große Adjutant, der neben Sylvester doch fast klein erschien. Die Antwort schmeichelte dem jungen Leutnant und er trat mit größerer Sicherheit ins Kasino, aus dem den neugebackenen Offizieren sofort von allen Seiten ein:

— Ah! Ah! Ah! — entgegenschallte. Alles stand auf und ging den neuen Kameraden entgegen, um ihnen zum Glückwunsch die Hand zu schütteln. Jeder der zehn Leutnants, die etwa versammelt waren, sagte:

— Gratuliere, Geyer!

Und jedesmal mußte sich Sylvester zusammen nehmen, um nicht zu antworten:

— Ich danke gehorsamst, Herr Leutnant! — sondern: — Danke sehr! ....

Den Namen brachte er nicht über die Lippen .... Und den ganzen Abend hindurch vermochte er nicht, trotz inneren Kampfes dagegen — eine gewisse Scheu und Verlegenheit den neuen Kameraden gegenüber zu überwinden. Sie wich erst, als ihm so oft zur Feier des Tages zugetrunken worden war, daß ihm ein klein wenig der Kopf schwer zu werden begann.

Da stand er auf und ging ohne etwas zu sagen hinaus. Er hatte ja jetzt das Recht dazu, er war ja der Kamerad der anderen. Draußen rief er eine Ordonnanz und schärfte ihr ein, „Leutnant von Elbenfleth" — das „Leutnant" machte ihm Vergnügen zu sagen — zu benachrichtigen, daß er gegangen sei. Elbenfleth wollte er doch nicht vergessen an diesem Abend, die anderen mochten seinetwegen denken, daß er des Guten zuviel gethan oder was sie sonst wollten. Er hatte nur das eine Bedürfnis: nach Haus!

Das Gefühl hielt ihn gefangen, daß er an diesem Abend am glücklichsten sein würde — allein.

59.

Ausnahmsweise war Sylvester als Offizier bei der ersten, bei der Kompagnie geblieben, wo er zuletzt als Fähnrich gestanden.

Seine Wohnung an der Elbe hatte er aufgeben müssen, denn Eldenfleth und er wohnten als jüngste Offiziere in der Kaserne. Sylvesters Zimmer lag im Seitenflügel mit dem Blick geradeaus auf den Exerzierplatz und die „Nassau“, nach rechts mit der Aussicht auf die Spaarberge. Das Wohnzimmer hatte zwei Fenster, das kleinere Schlafzimmer daneben nur eins. Durch einen Vorraum trat man herein, von dem aus man zur Linken in ein Burschengelaß gelangte. Dadurch war die ganze Offizierswohnung in sich abgeschlossen und vom großen Korridor der Kaserne getrennt.

Der Umzug geschah in einer Viertelstunde, denn der junge Offizier nannte außer Wäsche, Kleidern und ein paar Kleinigkeiten nichts sein eigen.

Nackt und kahl, weißgestrichen waren die Wände. Für die Fenster hatte der Staat nur ein paar Rollgardinen geliefert und Sylvester besaß nichts, um dem abzuhelfen. Das Mobiliar bestand für das Schlafzimmer aus einem Feldbett, einem hölzernen, weißgestrichenen Waschtisch mit Spiegel, zwei Stühlen und einem Kleiderschrank, und für das Wohnzimmer aus einem Ledersofa, Kommode, Tisch und drei Stühlen. Dazu kam ein Kohlenkasten mit Schaufel, Thermometer, Spucknapf, Nachtgeschirr und Stiefelknecht. Alle Gegenstände trugen eingebrannte ärarische Nummern.

So sah es denn leer in Sylvesters Zimmer aus,

und er opferte nach langem Hin- und Herüberlegen noch zehn Mark für einen alten Schreibtisch, der sich von einem Bewohner des Zimmers zum andern vererbt hatte mit jedesmal sinkendem Preise. Es war für ihn eine sehr große Ausgabe aber er sagte sich trotzig: lieber Hungern einen Monat als das Notwendigste entbehren, denn wenn er arbeiten wollte, mußte er einen Schreibtisch haben, um wenigstens seine Papiere verschließen zu können.

Schnell hatte er alles eingeräumt und geordnet. Der Koffer und die Reisetasche blieben im Schlafzimmer stehen, das füllte doch ein wenig mehr. Auf den Schreibtisch legte er, was er von Schreibutensilien von der Kriegsschule zurückgebracht und stellte die Bilder der Eltern rechts und links auf, dazu die der Schwestern in einer Gruppe zusammen. Endlich eine Kabinettphotographie Hoichas, mit einem herzlichen Briefe eben gekommen, der die Ernennung zum Offizier ankündigte und gleichzeitig den Glückwunsch für die beiden alten sächsischen Bundesbrüder enthielt, deren Beförderung der Kürassier im Militär-Wochenblatt gelesen hatte.

Die ersten Tage fühlte sich Sylvester in seiner neuen Wohnung nicht behaglich. Er hatte daran gedacht der Mutter zu schreiben und sie um die Möbel zu bitten, die früher in seinem nun aufgelösten Kinderzimmer gestanden aber Sylvester hatte sich gelobt so zu leben, daß er den Eltern nicht zur Last fiele. Er träumte davon, seine Ausgaben so einschränken zu können, daß er eines Tages imstande wäre dem Vater zu sagen:

— Ich komme so aus, bitte lege meine Zulage für Notfälle zurück!

Doch der Monat brachte schon die große Enttäu-

schung, daß ihm der Zahlmeister erklärte, sein erster Gehalt würde zu Gunsten der Pensionskasse für Witwen und Waisen zurückbehalten werden. Da besaß er denn sogar im Oktober garnichts und mußte noch dazu die Kasinorechnung über Essen und Trinken unbezahlt lassen. Trotz der dringendsten Bitten der Mutter kam er nicht nach Dresden, um sich als Leutnant zu zeigen, denn er konnte nicht einmal das Billet erschwingen.

Abends ging er nicht aus, sondern blieb auf seinem öden Zimmer sitzen, und statt sich durch den Burschen Bier und etwas warmes Essen aus dem Kasino holen zu lassen, kochte er sich Thee auf seiner kleinen Maschine und aß Zwiebäcke dazu oder etwas Butterbrot.

Eldenfleth leistete ihm gewöhnlich Gesellschaft. Dann saßen sie zusammen auf dem „ärarischen" Ledersofa und klagten einander ihr Leid. Eldenfleth rauchte billiges, übelriechendes Kraut und Sylvester sah ihm zu, mit der Hand die störenden Dampfwolken von sich wehrend.

— Es ist doch eigentlich ein Elend! — meinte Sylvester und sein Freund lachte:

— Sylvester, Du mußt nicht alles so tragisch nehmen! Was ist denn nun so elend?

— Daß wir kein Geld haben!

— Es giebt welche, die haben noch viel weniger!

— Ein netter Trost!

— Ja, allerdings. Wir haben doch zu essen!

— Kaum!

— O doch! Und schließlich tragenwir des Königs Rock!

— Das allerdings! Aber es ist doch eigentlich ein glänzendes Elend!

Eldenfleth wollte es nicht zugeben und meinte, ihre Verhältnisse würden sich mit der Zeit schon verbessern. Sylvester fragte wegwerfend:

— Wodurch?

— Wodurch? Nun passe mal auf, wenn wir kommandierende Generäle sind, wieviel Gehalt wir da kriegen. Und ich will jedenfalls kommandierender General zum mindesten werden. Die Eldenfleths haben's alle zu ganz anständigen Stellungen gebracht!

— Die Geyers auch!

Wie Sylvester das sagte, mußte er an den Vater denken, und sprach:

— Mein Vater ist, wie Du weißt, zwar nur Hauptmann geworden, aber meine Großväter väter- und mütterlicherseits waren der eine Oberst und der andere — Generalleutnant. Sogar einen Feldmarschall haben wir einmal in der Familie gehabt, ich weiß blos nicht genau wann.

Eldenfleth antwortete eifrig:

— Wir waren alle Soldaten! Mein Vater fiel bei Langensalza .... das weißt Du ja .... Mein Urgroßvater diente in der englisch-hannöverschen Legion. Er ist in Spanien gefallen. Sein Bruder blieb bei Waterloo, und deren Vater in Irland oder Schottland .. ich weiß nicht recht. Früher war ja Personal-Union zwischen Hannover und England .... da gingen die Eldenfleths alle hinüber ....

Sylvester war nachdenklich geworden. Wie ähnlich war ihr Schicksal! Beide Sprossen einer alten Adels- und Soldatenfamilie, beider Väter und Vatersväter im Kampfe für ihre Dynastie gefallen, oder doch verwundet. Und

sie fingen nun an, einer dem anderen von ihrer Familie zu erzählen, soweit sie deren Geschicke kannten. Ein Wort gab das andere, der Faden riß nicht ab. Immer mehr fanden sie wie ihre Ansichten und Aussichten sich deckten.

Über manches hatte Sylvester noch nie nachgedacht. Warum seine Familie verarmt, hatte er niemals zu erforschen gesucht. Nun wurde er aufmerksam und was er früher als Gegebenes betrachtet, mit dem einfach zu rechnen war, das fiel ihm jetzt plötzlich auf. Er fragte:

— Giebt es noch mehr Eldenfleths?

— O ja, einen ganzen Haufen!

— Vermögende?

— Nein! „Was Eldenfleth heißt, hat kein Geld,“ sagt meine Mutter immer!

Doch Sylvester gab sich noch nicht zufrieden:

— Wie kommt denn das?

Der Freund zuckte die Achseln. Allmählich erinnerte er sich, daß seine Familie zur Zeit der Befreiungskriege hergegeben, was sie noch besaß, es auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern, um die Herrschaft Napoleons abzuschütteln:

— Aber ich glaube, das ist es nicht allein, sondern die Eldenfleths haben nie mit Geld umgehen können und immer arme Heiraten gemacht. Meine Mutter sprach mal davon, weil sie nämlich auch kein Geld in die Ehe gebracht hat als Schwester eines Majoratsherrn.

Dann unterhielten sich die beiden Leutnants noch lange von ihren Familien und Sylvester meinte, den Freund jetzt erst genau zu kennen, wo er auch die Wurzeln

erkundet, aus denen er gekommen. Da fiel ihm eines jener Worte ein, die Onkel Gottfried oft so hinzuwerfen pflegte:

— Das Blut, das uns in den Adern läuft, und den Dunstkreis, in dem wir aufgewachsen sind, werden wir doch nicht los!

Sylvester meinte das jetzt zu begreifen, und er fragte Eldenfleth noch zwischen Thür und Angel, als er in sein Zimmer gehen wollte, weil es schon fast Mitternacht geworden war:

— Sage mal, Eldenfleth, noch eine Frage: Seid ihr eigentlich eine alte Familie?

Der Freund lachte und wollte wissen warum.

— Es fällt mir so ein. Mein Vater fragt immer, ob diese oder jene eine alte Familie sind. Und wenn sie's nicht sind, macht er ein Gesicht.

— Bist Du denn auch so?

— Wie denn?

— So .... na, ich will Deinen Herrn Vater nicht kränken, aber ich finde, darauf kommt's doch nicht an.

— Nein! Nein! Nein! — antwortete Sylvester, im Ganzen doch etwas unsicher geworden, denn auch zu dieser Frage hatte er eigentlich noch niemals Stellung genommen. Aber im stillen glaubte er dennoch, daß in Eldenfleths Familie etwa der Großvater geadelt sein möchte, denn sonst, meinte er, würde er geantwortet haben. Doch da steckte Eldenfleth noch einmal den Kopf zur Thür herein:

— Sylvester, ich will Dir übrigens zum Trost noch was erzählen. Wir sind dieselbe Familie, wie die Freiherren von Eldenfleth, beide stammen aus Westfalen und sind in Hannover vor ein paar hundert Jahren erst einge-

wandert. Im Gotha steht aber bei unserem Namen: „Westfälischer Uradel". Gute Nacht ....

Sylvester fühlte sich doch etwas erleichtert. Die Anschauungen des Vaters hingen unbewußt an ihm. Er sann, während er zu Bett ging, noch über den Freund nach. Der kam ihm wieder so viel fertiger vor, daß er von neuem kleinmütig zu werden begann. Was hatte er denn nun erreicht, wo er Offizier geworden war? Was hatte ihm das große Ziel seines bisherigen Lebens: die Ernennung zum Leutnant denn gebracht? Stand er auf einem gewonnenen Posten? War das Ringen zu Ende? Begann es nicht gerade erst jetzt?

Es schien ihm, als sei mit den Offiziersachselstücken nichts, gar nichts erreicht, sondern als müßte nun erst der Kampf des Lebens so recht beginnen.

Und eine große Verzagtheit überfiel ihn, wie er ihn ausfechten möchte.

60.

Am Sonnabend vor dem ersten Advent 1880 bat Sylvester um Urlaub nach Dresden. Er hatte die Absicht, sich zu Fuß auf den Weg nach Haus zu machen, und er war stolz auf diese Idee, denn so kostete ihm die ganze Unternehmung nichts und obendrein lebte er zwei Tage umsonst. Gern hätte er Eldenfleth aufgefordert ihn zu begleiten, doch er wollte den Eltern keinen weiteren Esser an den Tisch bringen.

An seiner alten Wohnung führte der Weg vorbei,

durch Nieder-Spaar und dann hart an der Elbe die Chaussee hin unter dem Spaargebirge, dessen Weinberge oben auf der Höhe erschienen. Jenseits des Stromes ragte Siebeneichen. Dann gings an der Posel, dem letzten, schroffen, aussichtsschönen Vorbau der Spaarberge vorüber in die Ebene. Links von ihm lag die Nassau, rechts der Elbstrom, vor ihm die Lößnitz, das vorortartige Villen-, Garten-, Weinbergviertel Dresdens.

Sylvester trug Uniform, ein paar ältere Hosen und Stiefel und seinen neuen Waffenrock, denn vor der Hand besaß er erst einen. Der Tag war frisch, aber es war trotz des Dezembers noch immer schönes Herbstwetter und es ging sich leicht und angenehm.

Während des Marsches durch die Lößnitz sann Sylvester und überlegte. Die Geldfrage ging ihm fortwährend im Kopf herum und wie sich ihm die Zukunft gestalten würde, ihm, dem nach seiner Ansicht alles fehlte, um seinen Weg zu machen. Bei seinem Brüten und Nachdenken verging die Zeit so schnell, daß er sich plötzlich in Neustadt auf dem Bahnhofsplatze befand, er wußte selbst nicht wie.

Er ging über die Eisenbahnbrücke, die Ostra-Allee am Zwinger vorüber der Plauenschen Gasse zu, und klopfenden Herzens stieg er die Stufen hinan mit der Absicht, nicht gleich einzutreten, sondern sich anmelden zu lassen, ganz förmlich, wie ein Fremder, als „Leutnant von Geyer“. Aber das Mädchen erklärte ihm, die Herrschaften wären alle ausgegangen und würden vor zwei Stunden nicht zurückkehren.

Sylvester war verstimmt. Er hatte sich so gefreut, sie zu überraschen! Warum konnten sie nicht eine Viertelstunde später ausgehen, da er doch von Meißen den langen

Weg zu Fuß herübergekommen war! Da fiel er auf den Gedanken, Onkel Gottfried aufzusuchen, vielleicht war der wenigstens zu Hause. Er hinterließ also, daß er dagewesen sei. Das Mädchen fragte:

— Falls die Herrschaften es wissen wollen, wo sein der Herr Leitnant denne hin?

— Ich hätte in der Stadt zu thun!

Es machte Sylvester Spaß, es unsicher zu lassen — mochten sie sich den Kopf darüber zerbrechen, was er wohl in der Stadt zu thun habe. Warum waren sie nicht einmal daheim, wenn er, eigens sie zu überraschen, von Meißen zu Fuß herüberkam.

Onkel Gottfried fand er zu Haus. Er wohnte noch immer in seinen alten Räumen. Bei Sylvesters Eintritt erhob er sich gähnend. Er hatte auf dem Sofa gelegen im Schlafrock mit roten, türkischen Pantoffeln.

— Morjen, mein Junge. Dunnerlitzchen, habe ich geschlafen. Himmel noch mal, Du bist ja ... na ja ... da sehe ich Dich ja als Leutnant. Na, wie ist Dir's denn zu Mut?

— Es geht so! — meinte Sylvester.

— Was? Eben Offizier geworden, und da hängt Dir nicht der ganze Himmel voller Geigen?

— Es geht so! — wiederholte Sylvester.

— Es geht so? Was soll denn das heißen? Da setze Dich mal her! Wo drückt Dich denn der Schuh? Deinem alten Onkel kannst Du's am Ende noch sagen! Was?

Sie setzten sich zusammen auf den Divan, und Sylvester ließ in den Räumen des Onkels den Blick herumschweifen auf alle die Geheimnisse und Sehenswürdigkeiten, die ihm als Kind und Knabe so großen Eindruck gemacht

hatten. Er fand sich etwas enttäuscht, denn es sah ziemlich liederlich aus; die Möbel, in seiner Erinnerung besonders kostbar, erschienen ihm nun ein bißchen abgenutzt und verbraucht. Nur noch der Schrank mit den Totenmasken, der aus dem Nebenzimmer herübersah, bewahrte seine alte Anziehungskraft.

— Also, was ist denn mit Dir? — fragte Onkel Gottfried noch einmal.

— Ich weiß eigentlich nicht recht!

— Kater? Moralischen?

— Vielleicht, Onkel.

— Na, da beichte mal, weshalb denn?

Das Gesicht des Onkels, das Sylvester heute viel älter erschien als am Tage der Wiederkehr von Engers, weil sich im hellen Tageslicht der Vollbart stark ergraut zeigte, lächelte den Neffen so lieb an, daß er sein ganzes Herz auszuschütten begann. Er setzte ihm auseinander, wie er gemeint, mit dem Offizier-werden auf einem festen Standpunkte angelangt zu sein, und wie er nun gefunden, daß er irrender, unsicherer geworden als je zuvor, weil er doch nun einmal nichts könne und bedeute, kein Geld habe und deshalb in der Welt immer zurückstehen müsse gegen andere. Er schloß:

— Vielleicht ist das alles Unsinn, Onkel, und vielleicht drücke ich mich auch dumm aus. Ich weiß auch gar nicht, wie es plötzlich gekommen ist, daß ich Dir das alles erzähle!

Onkel Gottfried rieb sich die Hände, als ob er sehr zufrieden sei:

— Schadet garnichts, wenn der Mensch mal Moralischen hat. Im Gegenteil. Weißt Du, mein Junge, Du bist doch

ein seltener Vogel, denn ich glaube, Deine Kameraden, die eben Offizier geworden sind, die machen sich nicht derlei Kopfzerbrechen. Aber daß Du es thust, das spricht für Dich. Eins muß ich Dir nur gleich vorwegsagen: Deinen Geldnöten kann ich leider nicht abhelfen ....

Sylvester wurde jäh rot:

— Onkel, das habe ich nicht sagen wollen!

— Weiß ich, weiß ich. Behaupte ich auch gar nicht. Höre doch nur zu. Ich sage es Dir nur deshalb, um Dir auseinanderzusetzen .... daß .... daß .... ganz einfach: Ich schieße bei der Wirtschaft Deiner Eltern soviel zu, daß ich mehr nicht kann ....

— Du? — fragte Sylvester sehr erstaunt. Und es dämmerte in ihm die Ahnung auf, es möchte mit den Finanzen des Vaters viel schlechter stehen, als er es überhaupt ahnte:

— Ja, ist denn Vater .... bei Vater ....

— Ich weiß, was Du sagen willst, Sylvester! Du bist groß und erwachsen. Dein Vater sagt es Dir vielleicht nicht so, aber ich finde, Du mußt es gerade wissen, damit Du die Verhältnisse richtig ansiehst. Wenn mein Bruder einmal — was wir noch möglichst lange verhütet wissen wollen — wenn er mal, sage ich, die Augen schließt, dann sind wir beiden Männer es, die für alles sorgen müssen. Und wenn mich etwa schon vorher mein Schicksal ereilt haben sollte .... dann bist Du ganz allein da, ... Also ich sage Dir hiermit: Dein Vater hat einen großen Teil des geringen Vermögens, das er besitzt, in .. exotischen Werten angelegt, die augenblicklich — keine Dividende geben! Du verstehst, was das heißt — also keine Zinsen!

Sylvester hatte gespannt zugehört, und Onkel Gottfried fuhr fort ihm klar zu machen, daß den Vater dabei keine Schuld träfe, denn er wolle alles immer so gut einrichten, wie es nur in seinen Kräften stünde, daß die Pension — eine Hauptmannspension erster Klasse — augenblicklich einen wesentlichen Teil der Einnahme bilde, und daß infolge dessen jetzt ein etwaiger Fehlbetrag durch Angreifen des Kapitals gedeckt werden müsse oder durch die Hilfe Onkel Gottfrieds.

Sylvester brütete vor sich hin. Nur mit Gewalt zwang er sich zuzuhören, wie der Onkel weiter sprach, denn die Eröffnung über des Vaters Verhältnisse hatte ihn aufs tiefste gepackt und erschüttert:

— So mein Junge, das wäre nun heraus. Es thut zwar weh, mein armer Kerl, ich sehe, es thut wirklich weh, aber es muß doch heraus. Nun also weiter. Was Dich betrifft. Du siehst, an dem Geldjammer kann ich nun mal nichts ändern. Aber Deine Stimmung kann ich vielleicht ein bißchen aufkratzen. Du bist, was man so sagt, im Begriff, die Flinte ins Korn zu schmeißen. Warum ist mir eigentlich nicht recht klar. Am Ende hast Du das von mir, denn ich war nicht nur im Begriff, sondern ich habe sie richtig fortgeschmissen! Allerdings war ich damals zwanzig wie Du jetzt, und heute bin ich .... warte mal ... Kopfrechnen schwach .... genug: 1825 geboren ... Also kurz und gut, ich bin meinem Vater einfach durchgebrannt. Warum? Ja weiß der Teufel, ich sollte Offizier werden, wollte nicht, wollte malen, dichten, bildhauern ... irgendwas .... Talent hatte ich zu allem ein bißchen aber zu keinem genug .. da kam 1848 .... Weißt Du, was 48 ist, oder vielmehr war?

Sylvester hatte eigentlich nur einen dunklen Begriff von der politischen Bedeutung des Jahres 1848, denn in der ersten Division des Kadettenkorps waren sie im Geschichtsunterricht nur bis zur Abdankung Napoleons I. gekommen, zu Haus war aber niemals über das Revolutionsjahr gesprochen worden ... Er wußte nur, daß in seinen Kreisen das Wort „alter Achtundvierziger" einen üblen Klang besaß. Dem gab er Ausdruck:

— Ich weiß bloß, daß 1848 die Revolution war und die Barrikaden von den Truppen genommen wurden. Der Vater war ja damals dabei!

— Ja beim Maiaufstand 49. Mein Junge, ich auch.

— Du auch?

— Allerdings.

— Aber Du warst doch garnicht Soldat?

— Nein, eben nicht. Ich stand auf den Barrikaden ...

— Onkel .... nein .....

Sylvester hatte einen Schreck bekommen. Onkel Gottfried Barrikadenkämpfer? Das war also das, was er ihm erst hatte mitteilen wollen, wenn er Offizier geworden wäre. Aber wie war das nur möglich? Und Sylvester betrachtete ihn sprachlos mit erstaunten Blicken. Onkel Gottfried lachte:

— Wie Du erschrocken bist, Sylvester! Ja! ja! Es ist was Furchtbares so ein alter Revolutionär. Ich habe nie davon gesprochen, weil das Dein Vater nicht liebt, denn ich bin doch zu sehr aus der Art geschlagen. Ein Geyer, „die schon mal einen Feldmarschall hervorgebracht haben" und — Barrikadenkämpfer! Übrigens weiß nie-

mand davon. Keiner hat eine Ahnung. Ich ging sofort nach der Schweiz. Du wundertest Dich ja mal, daß ich Berge so gut kenne. Na . . und verurteilt worden bin ich auch nicht.

Das machte auf Sylvester einen günstigen Eindruck, wenn er sich auch selbst ein wenig lächerlich vorkam, daß ihn eine Verurteilung den Onkel in anderem Licht hätte erscheinen lassen, als er ihn bisher seit zwanzig Jahren gekannt. Als nun aber gar Onkel Gottfried ihm auseinanderzusetzen begann, daß die damaligen Revolutionäre eigentlich zum größten Teil bloß Vorarbeiter des deutschen Reiches gewesen wären, da schwand Sylvesters schroffe Meinung und er begann nach allen möglichen Einzelheiten zu fragen über jene Zeit. Doch Onkel Gottfried wußte nicht viel zu antworten:

— Offen gestanden weiß ich nur eins heute mit Bestimmtheit, daß ich nämlich damals ein ganz unreifer, grüner, dummer Junge gewesen bin!

— Aber warum hast Du's denn gethan?

— Weil . . . . mein Gott, was macht man nicht alles für Dummheiten, wenn man zwanzig Jahre alt ist, und nun komme ich damit zu Dir zurück, mein Junge. Siehst Du, alles was Du mir da vorhin gesagt hast von „irren“, „unsicher sein“, „nichts können“, und was Du alles noch geschwafelt hast, richtig „nichts bedeuten“, das ist ja alles Unsinn. Ich war ja ganz genau so wie Du. Das freut mich, aber Unsinn ist's trotzdem . . . .

Damit brach Onkel Gottfried ab und ging mit großen Schritten im Zimmer umher. Sylvester war aber nicht überzeugt und betonte daher:

— Ich glaube es aber!

— Natürlich glaubst Du's! Und mir wirst Du wahrscheinlich jetzt nicht glauben. Das ist ja genau alles, wie ich gewesen bin! Ach wenn ich doch wieder zwanzig wäre. Ich machte .... wahrhaftig, ich glaube, ich machte die alten Dummheiten noch mal!

Nun mußte Sylvester laut auflachen:

— Siehst Du, Onkel!

Doch Onkel Gottfried warf sich in die Brust und rief scherzend:

— Ja, Bauer, ich! Bei mir ist's was ganz anderes.

— Wieso denn?

— Du bist mal Offizier, aber ich bin immer nur „freie Richtung" gewesen.

Dabei lachten sie beide aus vollem Halse. Dann schob der Ältere, nachdem er sich schnell angezogen, dem Jüngeren die Hand unter den Arm und sie gingen zur Plauenschen Gasse. Als sie die drei Treppen hinaufkletterten, sagte Onkel Gottfried noch kurz vor dem Klingeln zu Sylvester:

— Ich weiß auch ein Mittel für Dich!

— Welches, Onkel?

— Da Du nun mal Leutnant bist: viel Dienst!

61.

Das Mittel kam zur Anwendung, denn Sylvesters Thätigkeit wuchs von Tag zu Tag, bis er endlich derartig mit Dienst überhäuft war, daß er abends todmüde

sein Zimmer aufsuchte und sich, nachdem er noch etwas Butterbrot gegessen, sofort zu Bett legte.

In's Kasino kam er fast nur mittags zu den Mahlzeiten, und auch Eldenfleth hatte soviel zu thun, daß er nicht viel mit Sylvester sein konnte. Nur Sonnabends fanden sie sich bei einem von beiden zusammen, ihre Gedanken auszutauschen oder auch ins Kasino zu gehen, um zu musizieren. An diesem Tage war es dort verhältnismäßig leer, da viele der Kameraden sich in Meißen drüben befanden, bei einem der Verheirateten eingeladen waren, oder Urlaub nach Dresden hatten. Endlich war Sonntag, der einzige Tag, an dem man ausschlafen konnte, denn die Kirchenparade fand erst um neun Uhr statt, während sonst der Dienst schon um sieben oder gar um sechs Uhr begann.

Hauptmann Freiherr von Trucks zu Bingen war sehr nervös und wollte bei seiner Kompagnie alles selbst machen. Er verstand den Dienst vorzüglich, aber durch sein fortwährendes Hineinreden wurden seine Untergebenen ungeduldig und unselbständig.

Sylvester war bei den Rekruten, die dem Sekondleutnant Schubart, einem schlanken, etwas nichtssagend mit seinem glatten Gesicht und blondem Haar dreinschauenden Manne anvertraut worden. Von der peinlichen und wichtigen Ausbildung der Rekruten hatte Sylvester keine Ahnung. Der Hauptmann hatte ganz genau bestimmt, was jeden Tag vorgenommen werden sollte. Jede Stunde war festgesetzt und dennoch erschien er fortwährend, um den Dienst zu überwachen. Leutnant Schubart verschonte er dabei ebensowenig wie Sylvester, doch mit dem Älteren, der die Ausbildung leiten sollte und dafür ver-

antwortlich war, sprach er in einem anderen Ton. Er setzte ihm die Grundsätze im Allgemeinen auseinander, machte auf dieses und jenes aufmerksam und sprach über einzelne der Rekruten, deren Führung und Verhältnisse.

Sylvester aber ward über das Große Ganze gar nicht befragt, wie das in der Natur der Sache lag, sondern bekam nur unausgesetzt Ausstellungen zu hören über, wie er meinte, geringfügige Dinge, die jedoch nach Ansicht des Hauptmanns außerordentlich wichtig waren.

In der Instruktionsstunde früh um einhalb sieben that sich oft schon die Thür auf und Hauptmann von Trucks erschien. Seine Anwesenheit schon allein störte Sylvester. Der Hauptmann hatte ihm sehr freundlich gesagt:

— Bitte, übernehmen Sie die „Regimentsgeschichte“. Pflichten, Kriegsartikel und so weiter möchte ich Ihnen erst anvertrauen, wenn Sie mehr Routine haben. Bei der Geschichte handelt es sich um Thatsachen, das ist viel leichter als so abstrakte Dinge, wie: „was ist Mut“, oder so was. Wie die Unteroffiziere das machen: nach einer Formel, nach einem feststehenden Satze zu definieren — das finde ich unwürdig für einen Offizier.

Sylvester verstand des Hauptmanns gute Absicht nicht und nun ärgerte er sich an und für sich schon, daß er dieses Thema geben sollte. Bei der ersten Instruktionsstunde wußte er nicht, wie er es anfangen sollte. Er begann damit, die abends auf seinem Zimmer an den Tagen vorher gelernte Regimentsgeschichte zu erzählen. Das war dem Hauptmann nicht recht:

— An Beispielen, an recht handgreiflichen Dingen müssen Sie's den Leuten beibringen! Nicht einen Kathedervortrag halten!

Er machte es ihm in vorzüglicher Art und Weise vor, sodaß Sylvester wie ein Schüler daneben stehen mußte.

Auch jetzt noch instruierte er dem Vorgesetzten nicht zu Dank, und jedesmal, wenn der Kompagniechef kam, sprach er hinein. Immer in sehr höflicher Art und Weise, aber stets so, daß es klar wurde, wie falsch Sylvester die Sache eigentlich angefaßt. Verließ er dann die neunte Korporalschaft, wo die Instruktionsstunde gehalten wurde, so hatte Sylvester jedesmal das unbestimmte Gefühl, als ob die Leute ihm gegenüber nicht genug die Achtung wahrten, denn sobald der Hauptmann den Rücken gewendet, trat eine gewisse Unruhe ein, als müßten die Rekruten sich von dem langen Stillehalten erholen. Wenn Sylvester dann seine Instruktion fortsetzte und immer wieder in die alten Fehler verfiel, die der Kompagniechef soeben verbessert hatte, dann überkam ihn vollkommene Verzweiflung. Er bildete sich ein, die Gesichter da vor ihm, die stumpfsinnigen, müden, halb verschlafenen Soldaten, fühlten alle seine inneren Nöte und Beängstigungen ganz deutlich heraus.

Er quälte sich noch abends auf seinem Zimmer, stellte sich laut selbst die Fragen und beantwortete sie leise in der Rolle der Rekruten, bis spät in die Nacht hinein. Aber am anderen Morgen bei der Instruktion erschien wieder der Hauptmann und nichts ging.

Beim Exerzieren war es dasselbe. Hauptmann von Trucks nahm fortwährend Sylvester bei Seite, um ihm Ausstellungen über dieses und jenes zu machen. Der Laufschritt war ihm „zu gezwungen“:

— Das ermüdet die Leute, das halten sie gar nicht aus auf die Dauer!

Die Freiübungen gingen „nicht akkurat genug“.

Die Stellungen waren „zu steif“ und doch nicht „stramm“, vor allem „ungleichmäßig“ im ganzen Gliede. „Zu spät“ oder „viel zu früh“ kamen die Ehrenerweisungen. Und:

— Die linke Hand wird beim Grüßen nicht an die Hosennaht angeklatscht, sodaß sie immer mitläuft!

Einmal war der Marsch „übereilt“ und das nächste Mal sagte der Kompagniechef:

— Bei solch übertrieben langsamem Tempo werfen mir die Rekruten später den ganzen Parademarsch um, wenn ich meine Kompagnie zusammennehme!

Der Hauptmann fand die Richtungen noch immer schlecht, die Wendungen ungleichmäßig, im Marsch aber — eine Übung, die vor kurzem erst begonnen hatte — „einfach grotesk komisch“. Am wenigsten gefielen ihm die Griffe. Beim Präsentieren entdeckte er sogar eines Tages kurz vor Weihnachten, daß sich durchwegs in der Haltung des Daumens der linken Hand ein Fehler eingeschlichen, indem die Rekruten plötzlich angefangen, den Finger, gegen die Instruktion, einzuknicken. Bei dieser Gelegenheit machte Hauptmann von Trucks Sylvester ernstliche Vorwürfe:

— Herr Leutnant von Geyer, das durfte Ihnen einfach nicht entgehen! Es ist traurig genug, daß die Unteroffiziere so etwas übersehen konnten, aber darum stelle ich eben einen Offizier dazu, um sie zu beaufsichtigen!

Sylvester wurde wütend:

— Ich thue, was ich nur kann, Herr Hauptmann!

— Das thut mir leid, dann können Sie eben nicht genug! — antwortete spöttisch Hauptmann von Trucks

und das wiederum erregte Sylvester so, daß es ihm heftig herausfuhr:

— Wenn ich nicht genug kann, dann mögen mir Herr Hauptmann doch keine Rekruten geben!

— Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß wir hier im Dienst sind, Herr Leutnant!

Eine so starke Erregung hatte sich des jungen Offiziers bemächtigt, daß er die Worte nicht mehr wog, sondern seinem Gefühle nachgab, das ihm sagte, er wolle es sich nicht gefallen lassen, es möge darauf folgen, was da wolle — und er polterte heraus:

— Das ist mir ganz egal!

Fast noch während er die letzten Silben sprach, ward er sich der Tragweite seiner Worte bewußt, aber es war nun einmal gesprochen. Der Hauptmann wollte heftig entgegnen, bezwang sich jedoch und sagte nur:

— Herr Leutnant von Geyer, ich nehme an, daß Sie selbst nicht wissen, was Sie sagen, sonst müßte ich andere Maßregeln ergreifen.

Er grüßte und ließ Sylvester stehen, der sich seinen Rekruten wieder zuwandte. Es wehte ein scharfer Wind über den Exerzierplatz ihm entgegen von den Leuten her, sodaß er gewiß sein konnte, daß die Mannschaft nichts von dem Gespräch gehört hatte. Aber er bildete sich ein, an den heftigen Armbewegungen seines Vorgesetzten müsse man erkannt haben, daß sie in Meinungsverschiedenheiten geraten waren. Noch immer hatte er einen roten Kopf und die Hände in den Taschen seines Mantels vergraben, schritt er auf und nieder. Er wollte gern Schubart den Zusammenstoß mit dem Hauptmann mitteilen, doch sein Kamerad war eben bei einer Abteilung beschäftigt, der

er, ein Gewehr in der Hand, etwas Neues zu zeigen schien. So mußte denn Sylvester noch warten. Er lief vor seinen Leuten hin und her, indem er sie den Unteroffizieren überließ. Mochten sie doch machen, was sie wollten! Ihm war alles gleich! Er konnte ja nichts! Er war zu nichts zu gebrauchen! Er warf womöglich noch die Kompagnie um und verdarb alles. Er taugte ja überhaupt nicht zu seinem Berufe! Und was das schlimmste war: sein Beruf erschien ihm langweilig, geistlos, öde über die Maßen.

Hier auf dem zugigen Exerzierplatze stehen bei Wind und Wetter, bei Regen und Schnee und Eis, vom Morgen bis zum Abend, tagaus, tagein, Wochen hindurch, Monate lang und dabei immer nur den dummen Bauernjungen die Glieder zurecht renken, das war doch entsetzlich trostlos! Und das würde sich nun Jahre hindurch wiederholen. Alt und grau würde er darüber werden im engen Gamaschendienst, im tötenden Gleichmaße des Kommiß. Oder sie würden ihn gar eines Tages „abhalftern" wie sie seinen Vater „abgehalftert" hatten und dann bekäme er für die vielen Jahre, die er sich umsonst geplagt und geschunden, noch eine Pension, die zum Leben zu gering und zum Verhungern zu groß. Seine Jugend hatte er dann geopfert, ohne Nutzen, und er wurde im besten Alter, in den kräftigsten Mannesjahren aus seinem Berufe herausgedrängt.

Dann würde er aus Verzweiflung vielleicht, wie es der arme, liebe Vater gethan, Regimentsgeschichten schreiben, bis ihm ein anderer zuvorkäme oder Familiengeschichten, die niemand lesen, geschweige denn verlegen oder kaufen würde. Und sogar dazu fehlte ihm das Notwendigste:

wie sollte er ein Buch über die Geschichte eines Regiments verfassen, wenn er nicht einmal die Fähigkeit besaß, sie dummen Rekruten mundgerecht zu machen.

— Geyer! — rief ihn da Schubart an.

— Was ist?

Der ältere Kamerad war an ihn herangetreten:

— Sie müssen aber wahrhaftig was machen! Wenn man nicht ordentlich hinterher ist, dann thun die Unteroffiziere auch nichts.

— Das ist mir ganz wurscht!

Nun wurde aber auch Schubart ärgerlich:

— Aber mir nicht! Mir ist's gar nicht wurscht, wie wir abschneiden. Ich will was erreichen!

Eine spöttische Idee kam Sylvester:

— Das ist Ihr ganzer Ehrgeiz fürs Leben, diesen elenden, krummen Kerls hier das Gehen beizubringen? Damit der Oberst dann womöglich noch sagt, es wäre alles schlecht?

— Ich will eben nicht, daß er das sagt, er soll unsere Vorstellung gut finden!

Das nichtssagende Gesicht des schlanken Offiziers hatte einen ihm sonst fremden Ausdruck der Thatkraft angenommen, und sie brachen das Gespräch ab. Im stillen fühlte Sylvester etwas wie Bewunderung für seinen Kameraden, der nicht mit bedeutenden Geistesgaben ausgerüstet war, aber der das Gefühl der Pflicht stark in sich trug, trotz seinen jungen Jahren. Nur er, er konnte das eben nicht!

Abends ging Sylvester zu Eldenfleth, um mit dem Freunde über sein Erlebnis zu sprechen. Er fand ihn auf seinem „ärarischen" Ledersofa liegend, das auch bei

ihm den Hauptbestandteil der Einrichtung bildete, in ein Instruktionsbuch vertieft.

— Ich wollte Dich eben was fragen, Sylvester!

— Und?

— Hast Du vielleicht zur Instruktion ein ausgeschnittenes Gewehrschloß? Meine Kerle kapieren absolut nicht die Geschichte mit dem Schlagbolzen!

— Nein, ich habe keins, aber ich muß Dir was sagen. Mir ist was passiert!

Sylvester erzählte ihm seine Begegnung mit dem Hauptmann. Eldenfleth meinte trocken:

— Das geht ja fix bei Dir!

— Was denn?

— Der Krakehl, meine ich!

— Aber, ich kann mir das doch nicht bieten lassen!

Eldenfleth lachte, sodaß Sylvester ungeduldig wurde, und nun setzte ihm der Freund auseinander, daß, so wie er es erzählt, gar nichts zu machen sei, daß er im Gegenteil noch ganz zufrieden sein könne, wenn Hauptmann von Trucks keine Notiz weiter von der Sache nähme. Doch Sylvester redete sich derart in die Wut und Erregung hinein, daß er schließlich aufsprang, um sich sofort beim Bataillonskommandeur, Major Panitzsch, über seinen Kompagniechef zu beschweren.

— Moltke lacht Dich blos aus! — meinte Eldenfleth.

— Das wollen wir doch mal sehen!

Da er Anstalt traf fortzulaufen, suchte ihn der Freund so viel als möglich zu beruhigen, ohne jedoch bei Sylvesters Trotz etwas zu erreichen. Erst als Eldenfleth fragte:

— Das ist man ganz schön, aber wie willst Du denn

das eigentlich machen, Dich zu beschweren? — und er zur Antwort bekam:

— Das weiß ich noch nicht! — wurde Sylvester milder gestimmt. Er wußte in der That nicht, wo und in welcher Form er eine Beschwerde anzubringen hätte. Aus der Instruktion war ihm ganz genau der Instanzenweg bekannt, den die Beschwerde eines Soldaten über einen Vorgesetzten zu gehen hatte, aber über den Weg, den der Offizier betreten mußte, war er vollkommen im Unklaren. Nun sagte auch Eldenfleth scheinbar schwer nachdenkend, mit ernstestem Gesicht:

— Irgendwo muß das doch stehen, wie man es anzufangen hat, um sich zu beschweren!

Darüber fingen sie beide an zu lachen und schließlich kam Sylvester auf die Idee, sich an den Premierleutnant seiner Kompagnie, Gülsenhaus, zu wenden, der auch in der Kaserne wohnte, aber als einer der ältesten Subalternoffiziere eine Hauptmannswohnung im Hauptgebäude über dem Kasino inne hatte. Er kannte Gülsenhaus wenig, da dieser sich zu den älteren Offizieren hielt. Dienstlich kam Sylvester mit dem Premierleutnant jetzt fast gar nicht zusammen, weil jener die alten Mannschaften hatte, die für sich ihren Dienst thaten. Doch er ging sofort hinunter und fand auch Gülsenhaus anwesend.

— Bitte, kommen Sie ja herein! — tönte beim Anmelden schon von innen seine Stimme. Und Sylvester betrat ein Gemach, wie er bisher in seinem Leben noch niemals ähnliches gesehen hatte. Aus dem einfachen Kasernenzimmer mit seinen weißgetünchten Wänden war durch Teppiche und Draperien eine Art von Zelt hergestellt worden. Divans standen rundum, der Boden war

Teppich-belegt und überall fanden sich Waffen und Bilder. Schöne, gelbe indische Gazeschleier verhüllten die Fenster. Die Möbel waren ganz verschiedenartig, alle eingelegt oder von Schnitzarbeit. Auf dem Schreibtisch stand ein silbernes Schreib- und Rauch-Necessaire.

— Charmant! Charmant! daß Sie mich mal besuchen, mein lieber Geyer! — sagte der Besitzer, ein tadellos angezogener Offizier, der Lackstiefel trug. Er hatte ein ehemals wirklich schönes Gesicht, mit blondem Schnurrbart, nur wies es jetzt zu starke Backen auf und ein wulstiges Doppelkinn, das an der linken Seite Narben sehen ließ von einer im Kindesalter vorgenommenen Drüsenentfernung. Gülsenhaus hatte als ganz junger Offizier, nachdem er jedoch schon bei der Infanterie eingetreten war, geerbt und galt für sehr wohlhabend.

Sylvester zeigte sein Staunen über die Einrichtung unverhohlen, und das schien seinem Wirt nicht unangenehm zu sein, doch er huschte schnell darüber hinweg, holte einen Cigarettenkasten und bot an:

— Rauchen Sie eine Papirros?

— Danke sehr, ich bin Nichtraucher!

— Bitte, setzen Sie sich. Kommen Sie hier. Aber versinken Sie nicht ganz in den Kissen. Sie müssen sich eins unterstopfen! So ....

Dabei steckte sich Gülsenhaus eine Cigarette an und Sylvester begann:

— Ich bin gekommen, um Sie als älteren Kameraden um Rat zu bitten.

— Doch kein Ehrenhandel?

— Nein, das nicht, eine dienstliche Sache.

— Ah so, bitte, ich stehe zur Verfügung.

Nun trug ihm Sylvester die Angelegenheit vor. Gülsenhaus hörte ganz ruhig zu. Nur einmal unterbrach er ihn, um aus einem Eckschränkchen maurischer Arbeit eine Chartreuse zu holen, die er seinem Besucher anbot. Sylvester dankte und fuhr fort zu erzählen. Als er fertig war, sagte der Premierleutnant:

— Charmant! Charmant! Ich bin im Bilde! Also, Sie wollen sich mit anderen Worten — beschweren ...

— Ich wollte, ja!

— Charmant! Charmant! Raten kann ich es Ihnen nicht! Ein rechter Grund liegt, finde ich, eigentlich nicht vor. Und wissen Sie, Sie haben ja darin noch keine Erfahrung! Einen guten Eindruck werden Sie damit nicht ...

— Das käme mir nicht darauf an ...

— Na, hören Sie mal. Sagen Sie das nicht ... Übrigens ist das ganz gleich. Die Hauptsache ist die, daß Sie mit Ihrer Beschwerde nicht nur nicht durchbringen würden, sondern noch außerdem nun gegen Sie der Spieß herumgedreht würde: Sie flögen noch herein! ... Ja ... ja ... charmant ... charmant. Sie haben Mut! Wer hätte den nicht! Aber das nützt nichts. Unser Hauptmann hat nichts gesagt, was Sie verletzt ...

Sylvester unterbrach ihn:

— Wenn ich mich aber verletzt fühle?

Gülsenhaus zuckte die Achseln:

— Man muß nicht zu empfindlich sein im Dienst. Zum mindesten hätten sie dann nicht so antworten dürfen, dadurch haben Sie sich eben ins Unrecht gesetzt, mein Lieber. Nun noch ganz chose à part. Trucks ist nämlich ein ganz guter Kerl. Der meint es gar nicht einmal so. Gar nicht! Er ist ein bißchen nervös. Charmant. Aber

wer ist das heutzutage nicht? Er ist Gentleman durch und durch. Kränken wollen hat er Sie nicht. Er versteht seinen Kram aus dem ff. Voriges Jahr waren trotzdem seine Rekruten nicht gut. Er hat die Grobheiten eingesteckt. Keinen Ton gesagt. Charmant. Dieses Jahr will er nun nicht, daß es wieder vorkommt. Er hat auch seinen Ehrgeiz und will nicht als Hauptmann sterben. Wer wollte das auch! Na und nun entre nous pekuniäre Fragen spielen da auch 'ne Rolle. Das ist mal im Leben so. Er ist kein Rothschild und die Hauptmanns-Pension ist nicht, um sich einen Viererzug davon zu halten .....

Sylvester hatte nachdenklich zugehört. Wieder am Ende aller Enden das Geld, das seine Rolle spielte, wie er nun allmählich zu verstehen begann, versteckt oder offen, in der ganzen Welt überall. Und da erinnerte sich Sylvester seiner Kadettenzeit, wo er als junges Kerlchen, das eben eingetreten war, in Empörung gewesen über den Stubenältesten, der ihn doch eigentlich nicht ungerecht behandelt hatte. Wo er sich vorgenommen seinerseits, wenn er einmal Stubenältester würde, ganz liberal und ganz anders zu sein. War er es denn wirklich gewesen? Mit Macht und Stellung änderten sich eben die Ansichten.

Sylvester stand auf:

— Danke vielmals! Danke sehr für Ihren Rat.

— Sie wollen doch nicht etwa gehen?

— Ich muß!

— Warum denn? Muß?

— Morgen ist wieder Instruktion. Da muß ich gut beschlagen sein, damit mir der Hauptmann nichts am Zeuge flicken kann.

— Charmant! Charmant! Da haben Sie recht!

Der beste Angriff ist nicht sich beschweren, sondern sich keine Blöße geben!

Ein Fox-Terrier kam in diesem Augenblicke kläffend aus dem Nebenzimmer, unter einem dicken Teppich hindurch gefahren, der die Thür verhängte, und schnupperte Sylvester an.

— Ein schöner Kerl, was? Echt! Mit Stammbaum! — meinte Gülsenhaus und streichelte das weiße kurzhaarige Tier mit dem einglasartigen, schwarzen Fleck um das rechte Auge. Sylvester empfahl sich, indem er fragte, um sich den Schein des Kenners zu geben:

— Wo haben Sie den her?

— Ich habe ihn mir auf eine Annonce hin kommen lassen!

Sie sahen noch einen Augenblick den Terrier an, dann reichten Sie sich die Hand:

— Kommen Sie doch mal wieder, Geyer, wenn Sie mehr Zeit haben, wir dürfen uns doch als Kompagniekameraden nicht so schneiden ....

Er lachte freundlich und Sylvester versprach:

— Gewiß! Gern!

— Das wäre charmant .... — klang ihm noch auf den Korridor nach, als er ging. Sylvester hatte ein beängstigendes Gefühl gehabt, während seiner ganzen Anwesenheit bei dem Kameraden. Der Luxus bedrückte ihn. Er fürchtete, sich durch irgend eine unbedachte Äußerung zu verpflichten, für eine gemeinsame Unternehmung, für irgend etwas das Geld gekostet haben würde, und wenn es auch nur ein Zehnpfennigstück gewesen wäre, dessen Ausgabe Gülsenhaus nicht fühlte, während sie für ihn bereits bemerkbar war. Sein nacktes, kahles Kasernen-

zimmer kam ihm ganz sonderbar vor, nach den Räumen seines Kameraden, aber der häßliche, alte Schreibtisch, den er für zehn Mark erworben, dünkte ihm schöner zu sein als der da drüben mit den Silbergeräten, denn hier standen die Bilder seiner Lieben darauf.

Jeder Zorn gegen den Hauptmann war ihm geschwunden. Sylvester fühlte sich freier und leichter und nahm wohlgemut sein Instruktionsbuch vor, um zu lernen.

62.

Die Ausbildung der Rekruten schritt immer weiter vorwärts und der junge Offizier suchte sich mit dem Dienst und mit seinem Kompagniechef so gut abzufinden als möglich.

Zu Weihnachten erhielt Sylvester keinen Urlaub, da er der Jüngste bei der Kompagnie war. Nur am heiligen Abend durfte er auf ein paar Stunden nach Dresden fahren. Die Eltern schenkten ihm die Vorhänge, die früher in seinem Kinderzimmer gehangen, aufgefrischt und neu drapiert, damit seine Fenster nicht gar so kahl wären. Dazu bekam er einen alten Lehnstuhl, den Tante Gustel eigenhändig frisch überzogen, und von den Schwestern ein paar selbstgefertigte kleine Decken, hier und dort auf die Möbel zu legen. Onkel Gottfried aber überraschte ihn mit einem Lutherstuhl vor den Schreibtisch.

Am Weihnachtsabend bekam Sylvester noch eine Auseinandersetzung mit dem Vater über seine Ausstattung, die sogenannte Offiziersequipierung. Er hatte zwei Schär-

pen, zwei Portepees, einen Säbel, zwei Säbelkoppel, einen Helm, zwei paar Beinkleider, einen Waffenrock, einen Winter- und einen Sommermantel, sowie einen Überrock erhalten. Aber der eine Überrock, den er nun seit Oktober fast täglich trug, war jetzt schon nicht mehr gut genug für besondere Gelegenheiten und Sylvester hätte gern einen zweiten in der Ausstattung gehabt, denn jetzt schon einen zu kaufen, wo er in der „Kleiderkasse" des Regiments noch fast nichts besaß — das ging über seine Mittel.

Er sagte es dem Vater, der ein erschrockenes Gesicht machte:

— Darauf . . muß ich gestehen . . mein lieber Sylvester, war ich allerdings nicht gefaßt, denn ich glaubte Dich reichlich equipiert zu haben. Geld genug hat die Sache auf alle Fälle gekostet. Zu meiner Dienstzeit war das alles viel billiger. Diese Schneider verlangen jetzt Preise, daß es wirklich unverschämt ist. Und dabei arbeiten sie auch nicht etwa die Spur besser. Im Gegenteil möchte ich behaupten. Also . . . also . . . . kurz und gut, die Equipierung ist überhaupt schon bezahlt. Gleich bar. Augenblicklich. Da kann nun eigentlich nichts mehr hinterherkommen. Umsomehr, da ich die Summe, wie Du Dir wohl denken kannst, nicht etwa so bei mir einfach liegen hatte, sondern sie wieder einmal vom Kapital nehmen mußte . . . .

Sylvester erschrak. Daran hatte er nicht gedacht. Mit schwerem Herzen machte er sich mit dem Gedanken vertraut, den Überrock selbst zu bezahlen, eine Ausgabe von etwa achtzig Mark. Dabei fiel ihm ein, den Vater zu fragen, ob er sich denn habe Rabatt geben lassen.

— Wozu? Wieso? — sagte der Hauptmann.

— Ich meine den Rabatt, den die Kaufleute bei Barzahlungen geben. Du hast doch gewiß ein paar hundert Mark bezahlt, da mußtest Du doch drei Prozent oder fünf Prozent oder gar zehn Prozent Rabatt erhalten!

— Das ist ja so gut wie nichts!

Doch Sylvester war sehr stolz auf seine Idee:

— O, bitte Vater, bei einer Rechnung von fünfhundert Mark macht es, falls zehn Prozent Rabatt gegeben werden, schon fünfzig Mark weniger, das wäre schon zweidrittel eines neuen Überrockes!

Da wurde der Hauptmann unangenehm. Er brummte hin und her und sagte endlich:

— Diese Kaufmannsschliche liebe ich nicht. Ich kann nicht zu den Leuten gehen und so quasi betteln, mir noch etwas herunterzulassen. Und wenn Du solche Sachen thust, so ist das Deine Sache, denn Du bist nun Offizier und ein erwachsener Mensch, aber wenn ich Dir offen meine Meinung sagen soll, so kann ich mich nicht darüber freuen, denn wenn es uns auch wahrhaftig knapp geht, so sind wir doch noch lange nicht gezwungen, von anderer Leute Gnade zu leben und zu betteln. Das ist Deiner nicht würdig, weder als Offizier noch als Edelmann!

Der Hauptmann war ganz erregt bei diesen Worten geworden, denen Sylvester nichts entgegensetzte, weil er fürchtete, er würde nur Öl ins Feuer gießen.

Er blickte den Vater an und fand, daß er doch sehr alt geworden sei. Der Bart war so grau heute abend und das Gesicht ausgearbeiteter als sonst. Der Sohn entdeckte Runzeln und Falten, scharfe Schnitte und Verfall der Züge, wie er es noch niemals wahrgenommen.

Dazu schritt der Hauptmann gebückter, und Sylvester beobachtete beim Abendessen, daß die Finger knöchern und fleischlos geworden waren.

Kurz, ehe Sylvesters Zug ging, war er noch drüben im Schlafzimmer der Eltern mit der Mutter allein, und er konnte sich nicht bezwingen, ihr seine Beobachtung noch mitzuteilen, wie er ihr immer alles gesagt hatte, seit er nur zu denken vermochte:

— Mutter, mir ist was aufgefallen! Noch nie so wie heute abend: Vater ist so alt geworden!

Sie sah ihn groß an:

— Wie kommst Du darauf, Sylvester?

Er merkte, daß sie zitterte, und er nahm ihre schmalen Finger in seine beiden großen Hände:

— Mutter, arme Mutter, sei nicht bös!

— Böse? Ach Gott! Nein!

— Mutter, sei nicht traurig, bitte, sei doch nicht traurig!

Da knickte sie auch schon zusammen und saß auf dem Bettrand, ganz in sich gesunken. Sie schluchzte leise. Sylvester umfaßte sie schnell:

— Um Gottes willen, was ist Dir, Mutter? So rede doch! So rede doch!

Die Mutter legte ihre Stirn auf des Sohnes breite Rechte und er fühlte an der Nässe, wie ihr die Thränen rannen. Er wußte nicht, was er sagen sollte, um sie zu trösten, er stammelte etwas und endlich beugte er sich zu ihr nieder, ließ sich auf die Kniee und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen.

— Vater wird bald sechzig! Darf er da nicht alt werden? — sagte die Mutter nach einer Weile wie zur Entschuldigung. Und sie weinte wieder mit lautem

Schluchzen. Da kam Sylvester eine Ahnung. Was hatte die Mutter? Alt-werden war doch das Los aller Menschen! Da mußte etwas Besonderes dabei sein:

— Mutter, sage mir doch, was ist denn? Hast Du Kummer?

Sie nickte.

— Kummer wegen Vater?

Sie nickte wieder.

— Was ist denn mit ihm?

Doch es war zuerst nichts aus ihr herauszubringen, bis sie nach langem Quälen gestand, daß der Vater so eigentümlich geworden sei, weil er — nach Ansicht des Arztes — offenbar einen kleinen Schlaganfall erlitten habe, der sich äußerlich nur in einer ganz geringen Bewegungserschwerung der rechten Gesichtshälfte bemerkbar gemacht. Den Mädchen war gesagt worden, es sei Neuralgie. Nun erzählte die Mutter noch weiter, daß der Vater jetzt plötzlich angefangen habe, sich um alle möglichen Dinge zu kümmern, die er sonst gar nicht beachtet. Wenn er in der Zeitung irgend etwas läse, das nicht seiner Ansicht entspräche, so fange er an, Entgegnungen zu schreiben, die meistens in einem so heftigen, unduldsamen, auch wohl beleidigenden Tone abgefaßt seien, daß sie die allerschlimmsten Folgen haben müßten.

Sylvester war tief ergriffen. Es kam so jäh und unerwartet. Schweigend strich er nur immerfort der Mutter das ergraute Haar. Erst als sie weiter erzählte, was der Vater geschrieben, daß er lange Aufsätze verfaßt gegen das zu schnelle Fahren der Pferdebahn, gegen die Neubauten mit eisernen Trägern, die er für gefährlich hielte, weil sie durch Verrosten Häusereinstürze hervorrufen könn-

ten, gegen das Baden in Flüssen wegen der Verunreinigung der Gewässer, da fand Sylvester Worte:

— Aber, Mutter, was wird denn nur um Himmels willen aus den Briefen?

— Ich schicke sie nicht ab.

— Aber, wenn Vater sie nun selbst in den Kasten thut?..

— Dann gehe ich auf die Redaktion und bitte, die Briefe nicht zu beachten.

— Fragt denn Vater nicht danach, wenn keine Antwort erscheint?

— Er hat es meist schon vergessen.

— Arme Mutter .... meine ... arme ....

Die Stimme des Hauptmanns erklang, sein schlürfender Gang, er öffnete die Thür zum Schlafzimmer und fragte:

— Was macht ihr denn hier?

— Pst! Pst! — rief ängstlich die Mutter. Und sie nahmen beide, während sie mit dem Vater in den Salon zurückkehrten, ein möglichst heiteres Gesicht an.

Als Sylvester wieder in seiner öden Kasernenstube saß und die paar Kleinigkeiten auspackte, die er von den Schwestern erhalten, um sie irgendwo auf seinen Möbeln anzubringen, ging ihm unausgesetzt das im Kopf herum was ihm die Mutter erzählt.

Der arme Vater! Und er war doch noch nicht einmal sechzig Jahre! Und mit kaum vierzig hatte er seinen Beruf verloren. Es kam alles so zeitig in ihrer Familie! Die Mutter war auch schon eine alte Frau mit fast weißem Haar und zählte doch erst einundfünfzig. Es war ihm, als ob auch die Schwestern schon verblüht wären. Trotz ihrer fünfundzwanzig, dreiundzwanzig und

zweiundzwanzig Jahre erschienen sie ihm alt. Sie heirateten ja auch nicht!

Und doch meinte Sylvester, es sei schon allerhöchste Zeit, sonst würden sie sitzen bleiben. Dann wäre alle Mühe vergebens gewesen mit dem „ausführen", mit all den Ausgaben, die an sie gewendet worden waren, um ihnen einen Mann zufinden.

Am 31. Dezember 1880 war Sylvester sehr ernst gestimmt. Sein einundzwanzigster Geburtstag! Eldenfleth hatte er zu sich eingeladen und sie gönnten sich gemeinschaftlich eine Flasche Weißwein zu einer Mark zwanzig Pfennige, während sie sonst im Kasino nur Bier tranken. Die neuen Vorhänge waren aufgehangen, der Lutherstuhl stand vor dem Schreibtisch, die kleinen Decken und Handarbeiten der Schwestern lagen verteilt und Eldenfleth saß im Lehnstuhl, den Tante Gustel überzogen hatte.

— Es ist doch eigentlich besser, nicht alt zu werden! — sagte Sylvester, ohne jedoch des Freundes Zustimmung zu finden, der seine mächtigen Glieder reckte und sehr fröhlich sagte:

— Das ist Geschmackssache! Ich will hundert Jahre werden!

— Aber dann müßtest Du gesund bleiben!

— Werde ich auch!

Doch Sylvester dachte an den Vater:

— Mit sechzig ist man verbraucht!

— Ach was. Der alte Moltke zum Beispiel war ein Siebziger im französischen Feldzuge. Das vergißt man nur immer!

Da drängte es Sylvester, sich dem Freunde zu offenbaren. Und er erzählte ihm den ganzen Kummer mit

seinem Vater. Eldenfleth versuchte ihn zu trösten, die Krankheit werde wieder verschwinden, doch Sylvester wollte keinen Trost annehmen. Er fühlte sich wohl in seiner Trübsal. Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn sie gar nichts mehr gesprochen hätten. Und Eldenfleth, gewöhnt in dem Freunde zu lesen, verstand ihn und schwieg, bis die Uhr fast zwölf zeigte. Dann sprach er:

— Gleich läuten sie das neue Jahr ein!

Sie füllten die Gläser mit der Neige aus ihrer Flasche. Sylvester öffnete das Fenster, daß die kalte Winterluft vom schneebedeckten Exerzierplatz unten hereinwehte. Da schlug es zwölf. Sie warteten die Schläge ab, die sich mit Böllerschüssen und Singen mischten, das der Wind von Meißen drüben, auf dem jenseitigen Elbufer herübertrug; dann stießen sie an:

— Prost!

— Prost!

— Hoch achtzehnhunderteinundachtzig!

— Das neue Jahr soll leben! — rief Eldenfleth und ließ noch einmal die Gläser aneinander klirren. In der Weichheit seiner Stimmung heute Abend, die ihm bei dem Glockenton draußen Faust's Osternacht plötzlich vor die Seele zauberte, empfand Sylvester das tiefe, schmerzliche Bedürfnis, nicht solches zu erleben wie der Vater, nicht alt und gebrechlich zu werden, wo ihm das Leben doch nichts bot, sondern bald Abschied zu nehmen und jung zu sterben. Die geringe Menge Wein, die ihm bei seiner sonstigen Nüchternheit das Blut ein wenig schneller durch die Adern jagte, die Hitze im Zimmer, dazu der frische Nachthauch, Gesang, Schießen und Glockenläuten, ließ in ihm die Ahnung aufsteigen, die

der Wunsch verstärkte, das nächste Jahr möchte sein letztes sein.

Er stieß mit Eldenfleth an und sagte heiter:

— Das neue Jahr hoch! Hoch! Hoch!

63.

Das neue Jahr brachte Sylvester wieder Dienst und Dienst und abermals Dienst. Jeden Abend übergab der Unteroffizier vom Tagesdienst seinen „Dienstzettel", der mit sechs Uhr dreißig vormittags begann und mit sieben Uhr dreißig nachmittags schloß. Nur eine Mittagspause von drei Stunden blieb frei.

Die Rekruten hatten Fortschritte gemacht und steuerten immer mehr der Besichtigung zu. Der Dienst erschien Sylvester etwas weniger eintönig, weil jetzt schon „Tiraillieren" geübt wurde und Leutnant Schubart die Abteilungen öfters zusammennahm. Nach wie vor blieb der Hauptmann dabei, um alles selbst zu kontrollieren und zu beobachten. Sylvester sagte er weniger als sonst. Aber der junge Offizier befand sich in unausgesetzter Angst, die Unzufriedenheit seines Vorgesetzten zu erregen. Er kam sich wie ein Schuljunge vor, der fortwährend vor dem Lehrer bangt. Und jeder Tag, der vorübergegangen war, schien ihm eine Erleichterung, bis endlich am fünfzehnten Februar die Rekrutenvorstellung stattfand.

Hauptmann von Trucks gab Sylvester noch vorher einen freundschaftlichen Rat im liebenswürdigsten Tone, wenn auch sehr lebhaft und erregt, wie es seine Art war:

— Nur sich nicht verblüffen lassen. Bleiben Sie ganz ruhig, unter allen Umständen. Sollten Sie bei der Vorinstruktion falsche Antworten bekommen, so machen Sie ja keine große Geschichte etwa daraus, sondern korrigieren Sie schnell, oder huschen Sie überhaupt darüber hinweg. Und nur kurz die Fragen. Nicht nervös werden ... Nervosität verdirbt alles ....

Dabei trat der kleine Hauptmann in höchster Erregung von einem Fuß zum andern, wie ein im Stande webendes Pferd, sodaß Sylvester es auf der Zunge lag, seinem Kompagniechef zu sagen, er möchte doch mit seinem Rat bei sich selbst anfangen. Wie dann die Rekruten schon in der Aufstellung standen, flüsterte der Hauptmann noch einmal Sylvester zu:

— Daß Sie mir um Gottes Willen nicht umschmeißen. Ich habe volles Vertrauen, aber: Sie machen die Geschichte zum ersten Mal durch und da heißt es, die Ohren steif halten. Vor allem, nicht wahr, vergessen Sie nicht die Instruktion. Und falls es nicht der Reihe nach gehen soll, so nehmen Sie nicht die dümmsten Kerle, nicht wahr?

— Nein, bestimmt nicht, Herr Hauptmann! — antwortete Sylvester, nun selbst ungeduldig werdend.

Als der Regimentskommandeur in Sicht kam mit „Moltke“, den Adjutanten, dienstfreien Offizieren anderer Kompagnien und einer Menge von Hauptleuten, trat der Hauptmann noch einmal zu Sylvester:

— Daß Sie um Himmelswillen nicht Schäfer II fragen!

Sylvester war wütend, aber er hatte keine Zeit mehr an anderes zu denken. Schon tönten die Kommandos.

Die Besichtigung schien jedoch sehr gut zu gehen.

denn alles, was bis zur Instruktion gezeigt worden war, fand keinen Tadel, bis auf geringfügige Ausstellungen. Zum Schluß kam nun endlich vor dem Parademarsch die Instruktion.

„Moltke", der an einer Regimentsgeschichte, wie man allgemein wußte, im stillen arbeitete, wünschte als erstes „Regimentsgeschichte" zu hören:

— Herr Leutnant von Geyer, bitte!

Sylvester trat klopfenden Herzens vor die Front, faßte seinen Säbel vorschriftsmäßig, an mit der linken Hand zwischen den Ringen, sodaß er ihm kerzengerade an der Seite stand. Das Blut stieg ihm plötzlich zu Kopf und pochte ihm in den Adern, daß es ihm fast schwindlig wurde. Alle die Blicke der Rekruten vor sich, schienen heute besonders durchdringend auf ihn gerichtet zu sein. Er starrte die thörichten, bartlosen Gesichter an, die unter dem Helm mit den Schuppenketten über den Backen alle gleichmäßig ausschauten. Er fühlte die Augen „Moltkes", des Regimentskommandeurs, seines Hauptmanns und der ganzen Offiziere im Stabe förmlich brennen. Ohne die nähere Bezeichnung seines Stoffes abzuwarten, begann er mit der ersten Frage:

— Wie heißt unser Regiment? Der rechte Flügelmann!

— Vierzehntes Königlich Sächsisches Infanterieregiment Nummer zweihundertsechzehn.

— Es ist wann errichtet worden? Der Nächste.

Doch „Moltke" unterbrach ihn:

— Bitte, warten Sie doch ab, Herr Leutnant! Von Anfang an wünsche ich es gar nicht zu hören, wir haben noch eine Menge anderer Themata. Fangen Sie an mit dem Feldzuge achtzehnhundertsiebzig ....

Sylvester war ganz aus dem Text gebracht. Seine Fragen, die er sonst so sicher hatte, waren wie weggeblasen. Endlich begann er irgend etwas, er wußte selbst nicht was, aber er sah den Hauptmann, der ein wenig zur Seite stand, nicken, also schien es gut zu sein. Doch nach ein paar Fragen unterbrach ihn Oberst von Gerich mit seiner gewaltigen Stimme, indem er befahl, außer der Reihe zu fragen.

— Zu Befehl, Herr Oberst! — sagte Sylvester, aber während er sich die nächsten Worte zurechtzulegen suchte, schwirrten ihm die Namen im Kopf herum und es war ihm, als wüßte er keinen einzigen mehr. Da kam ihm in der Verzweiflung:

— Schäfer II — von den Lippen, weil ihm der Name so geläufig war wegen der fortwährenden Ausstellungen, zu denen der Mann Veranlassung gab. Hauptmann von Trucks machte ein böses Gesicht, aber Schäfer II antwortete wie aus der Pistole geschossen kurz und richtig, als ob ein Wunder geschehen sei. Und nach ein paar weiteren Fragen sagte Sylvester, der in der Aufregung keinen Namen mehr wußte, wiederum:

— Soldat Schäfer II.

Der Rekrut schwieg. Sylvester wiederholte statt zu einem anderen überzugehen, die Frage. Er sah den wütenden Ausdruck seines Kompagniechefs, er glaubte spöttische Mienen rundum zu bemerken und das verwirrte ihn vollkommen, sodaß er wiederum fragte und den Namen nannte, den einzigen, der ihm in diesem Augenblick, wo er dunkelrot geworden, im Gedächtnis haften geblieben:

— Soldat Schäfer II.

Der Hauptmann zuckte die Achseln und „Moltke" brach die Instruktion mit den Worten ab:

— Daß Soldat Schäfer II nichts zu wissen scheint, haben wir nun bemerkt. Danke sehr, Herr Leutnant. Herr Leutnant Schubart, bitte: „Pflichten und Strafen."

Sylvester grüßte und trat ab. Vor Scham hätte er am liebsten sofort dem Exerzierplatz den Rücken gewendet. Nun stand er abseits, wartend, bis sein Kamerad Schubart mit der Instruktion fertig wäre. Ihm war es, als müßten aller Augen spöttisch auf ihm ruhen und er sah, wie der Hauptmann ihn mit einem bösen Blicke streifte.

Der Parademarsch ging gut. Die Schlußkritik war zufriedenstellend. Sylvesters wurde darin nicht Erwähnung gethan. Als alles vorüber war traf Sylvester Eldenfleth, der ihm sagte:

— Aber, Sylvester, Du hattest ja ganz den Kopf verloren! Und Deine Instruktion war doch sonst famos. Der Oberst nickte fortwährend.

— So, war sie sonst gut? — fragte Sylvester noch, um wenigstens einen Trost zu haben. Dann trennte er sich von seinem Freunde und floh auf sein Zimmer. Der Hauptmann hatte ihm kein böses Wort gesagt, die Kritik versöhnte ihn und der nervöse Mann war nun, wo die Vorstellung vorüber war, ganz ruhig geworden. Dennoch konnte Sylvester den Eindruck des Tages nicht loswerden. Er verstand sich selbst nicht. Er begriff nicht, wie es möglich gewesen war, daß er so alle Sicherheit verloren hatte und er schämte sich im Grunde seiner Seele.

Die Begegnung mit den Kameraden fürchtete er, weil er glaubte, jeder würde ihn auf seine Niederlage hin anreden. Er gab sich als Soldat verloren, er verzweifelte

an jeder Eignung für den Beruf. Sofort wollte er sich an den Schreibtisch setzen, um seinen Abschied einzureichen. Seine Niedergeschlagenheit und Verzweiflung wuchs und wuchs.

Am nächsten Tage hatte sich seine Stimmung nicht geändert, obwohl keiner der Regimentskameraden mit ihm von der Vorstellung gesprochen, auch Hauptmann von Trucks nicht. Und der Dienst begann ihn wieder zu langweilen, der ihm nicht einmal Sonntags Ruhe gönnte, denn da war Kirchenparade oder „Aufstellung im Ausgeh-Anzug", „Durchsicht der Brotbeutel", „Stiefel- und Halsbinden-Appell" und all die tausend Sachen des inneren Dienstes, die ihm fast noch verhaßter geworden waren, als das ewige Herumstehen in Wind und Wetter auf dem Exerzierplatz.

Und plötzlich, gegen Ostern, als er schon seit über fünfviertel Stunden auf Befehl des Hauptmanns Anschlagsübungen machen ließ, weil jener behauptete, eine Kompagnie, die das nicht täglich thäte, würde nie schießen lernen, kam Elbenfleth aus der Kaserne auf ihn zu. Er hielt ihm ein Papier entgegen:

— Ein Telegramm ist für Dich gekommen. Dein Bursche gab mirs eben.

Sylvester erschrak. Er bekam nie eine Depesche. Da mußte also etwas Besonderes vor sich gegangen sein. Er riß das Telegramm auf und las mit steigender Erregung:

— Vater schwer krank. Kommen. Gottfried.

Sylvester war aschfahl geworden. Er dachte an des Vaters Schlaganfall und hatte sofort die Vermutung, daß er sich wiederholt haben könnte. Und wie ihm das

einfiel, meinte er mit Bestimmtheit zu wissen, als ob es ihm eine Ahnung angekündigt, daß der Vater tot sei. Er gab Eldenfleth das Telegramm zu lesen:

— Ich muß sofort Urlaub nehmen!

64.

Am Bahnhof hatte Onkel Gottfried seinen Neffen empfangen, und ihm seine Ahnung bestätigt, daß er den Vater nicht mehr am Leben finden werde. Ein Gehirnschlag hatte den Hauptmann ereilt, als er nach dem Frühstück in seinem Lehnstuhl gesessen, um die Zeitung zu lesen. Das Ende war so schnell eingetreten, daß er nicht mehr gelitten.

Sylvester war ganz gefaßt und ruhig, als er die Nachricht empfing, und ließ den Onkel nur erzählen, denn die Kehle war ihm so zugeschnürt, daß er sich nicht imstande fühlte, selbst etwas zu sprechen. Er fürchtete sich vor dem Eintritt in die Wohnung und suchte den Weg bis zur Plauenschen Gasse möglichst zu verlängern. Endlich standen sie vor der Thür und traten ein. Nun, als Sylvester die Mutter sah, lösten sich ihm die Thränen. Mutter und Sohn hielten sich lange umfangen. Sie war ganz gebeugt und erschien in ihrem Schmerz kleiner geworden, zusammengesunken zu sein. Ihre Augen schauten verweint aus und rot, aber sie war doch ruhig und schien sich in das Unabänderliche zu fügen.

— Mein armer Hanns! Mein armer Hanns! — sprach sie nur immer vor sich hin. Onkel Gottfried meinte ernst:

— Ihm ist ja wohl!

Flüchtig sagte Sylvester den Schwestern guten Tag, die sehr aufgeregt und fassungslos waren. Sie weinten und schluchzten laut. Tante Gustel erschien nicht, sie lag drüben in ihrem Zimmer, einen Eisbeutel auf dem Kopf, weil sie ohnmächtig geworden war und beim Fall sich eine Wunde an einer Stuhlecke zugezogen hatte.

Sylvester sollte eintreten. Er wollte in des Vaters Zimmer gehen, doch Onkel Gottfried schob ihn leise dem Schlafzimmer zu. Der junge Offizier zuckte noch einmal zusammen, ehe er die Thür öffnete. Noch nie in seinem Leben hatte er einen Toten gesehen. Ein Schauer ergriff ihn. Er glaubte etwas Unüberwindliches schauen zu müssen und es beruhigte ihn nicht, daß es sein Vater war.

Als er eintrat, erblickte er den Toten auf seinem Bett liegen, ganz wie im Leben, als ob er schliefe. Der Kopf war leicht zur Seite gesunken, unverändert, nur um den Mund schwebte ein bitterer Zug, ein Herabziehen der Lippen. Die Augen waren geschlossen, die Hände ruhten ineinander geschoben auf einer Bettdecke, mit der man die Leiche zugedeckt hatte, die sonst noch ihre gewöhnlichen Kleider trug.

Sylvester blieb von weitem stehen und blickte lange den Vater an, bis ihm die Augen überquollen, daß er sein Taschentuch nehmen mußte. Mariechen war herangetreten und steckte dem Toten ein paar einfache Blumen in die Hand. Fanny und Ida lehnten schluchzend an der Wand, Onkel Gottfried war draußen im Salon geblieben und die Mutter näherte sich ihrem Sohn. Sie faßte ihn bei der Hand und zog ihn langsam an das Bett heran, dann nahm sie des halb Widerstrebenden

Finger, mit denen sie leise dem Vater über das dünn gewordene Haar glitt.

Ein unheimliches Gefühl durchrieselte Sylvester. Am Kopfende blieb er stehen, während die Mutter die Bettdecke auf den Füßen zurechtzog und sich neben dem Lager hinkniete, die Hände zum Gebet gefaltet. Dann trat Onkel Gottfried ein. Er drängte die Mädchen hinaus und gab seiner Schwägerin den Arm, die ihm willig folgte. Die Thür ging zu. Der Sohn war mit dem Toten allein.

Er zog sich einen Stuhl an das Bett und sah den Vater lange Zeit an. Sylvesters Thränen waren versiegt. Er starrte auf die Überreste dessen, der ihm das Leben gegeben, der nun selbst hier lag ohne Bewegungskraft, eine tote der Verwesung bestimmte Masse. Immer meinte er, es sei doch nicht möglich, sie müßten sich irren, der Vater müßte sich noch regen können. Der Übergang vom Leben zum Tode war so rätselhaft, daß er ihn nicht zu fassen vermochte.

Und Gedanken stiegen in ihm auf, über Kommen und Gehen, über den Zweck des Seins.

Warum war es plötzlich mit dem Vater zu Ende Welche Kraft hatte aufgehört zu wirken, daß die Arbeit des ganzen Organismus so jäh stille stand? Oder welche Gewalt hatte eingegriffen, um hier alles zu zerstören? Daß er nun mit dem Vater nicht mehr reden konnte, der hier ja noch vor ihm lag, erschien Sylvester so unfaßbar. Es zuckte ihm in den Armen, heranzutreten und den Toten zu rütteln, daß er aufwachen solle. In der Erinnerung kam ihm jenes Wort des Grafen Auersperg aus der Kinderzeit wieder, das er sich damals zu seiner Richt-

schnur erwählt: „Könne wollen!“ Ein mächtiger unumstößlicher Wille mußte alles können. Und er bezwang sich, nicht aufzustehn und wie zu einer Beschwörung die Hände zu heben, um den toten Vater zu wecken.

Die Erzählung aus der Bibelstunde von Jairi Töchterlein fiel ihm ein, wie Christus gesagt: „Stehe auf und wandle!“

Christus? Ja, weil der Gottes Sohn gewesen! Gott war der Herr über Leben und Tod und die Gewalt hatte der Sohn vom Vater, zu dessen Rechten er saß. Gott? Sylvester hatte lange nicht an Gott gedacht. Gab es Gott? Er hatte niemals darüber gegrübelt. Seit der Mutter Bitte, als er vor Jahren das Vaterhaus verließ, daß er das Beten nicht vergessen möge, hatte er fast nie wieder die Hände zum Gebet gefaltet. Aber eigentlich ungläubig war er nicht, nur gleichgültig. Ungläubig nicht, weil er sich nie über religiöse Dinge den Kopf zerbrochen. Das Leben hatte ihn bis heute zu scharf in Anspruch genommen mit der Arbeit und Anstrengung, die sein Beruf ihm brachte, mit der körperlichen Anspannung der Kräfte. Er hatte mit dem grübelnden Blick, der ihm angeboren war, bis heute versucht, die Rätsel dieser Welt zu lösen. An eine andere Welt außerhalb der Erde hatte er nicht gedacht. Zeit und Geld fehlten ihm, Bücher zu studieren, die ihn vom Glauben, den er auf der Schulbank erlernt, hätten fortführen können.

Nun trat er zum ersten Mal diesen Fragen nah.

Er sagte sich, daß es ihm nicht gelingen könnte, die Rätsel zu erklären, die auf ihn einstürmten. Irgend woher mußte das Leben kommen, irgend wohin mußte es gehen. Irgend eine Kraft, ein Gesetz mußte es beginnen

lassen, irgend eine Gewalt es wieder beenden. Und diese Kraft, dieses Gesetz, diese Gewalt, konnte nicht von selbst entstehen, sondern irgend eine andere Kraft mußte der Erzeuger sein, und war selbst entstehen geheißen von einer dritten, hinter der wieder eine vierte stand, die eine ganze Kette hatte werden lassen.

Aber Anfang und Ende dieser Kette mußte irgendwo sein, wie es Anfang und Ende gab im eigenen Sein des Menschen. Gab es das nicht, ging es immerfort eine Kraft, ein Gesetz, eine Gewalt, die andere zeugend und von ihm gezeugt, so war das der Begriff der Ewigkeit. Der lag jenseits menschlichen Verstandes, jenseits: unfaßbar wie Gott. Wenn also Gott jenes Letzte genannt ward, das die Gelehrten Licht, Wärme, Kraft, Urzelle, Äther hießen, so war Gott nicht mystischer für den Menschen, als jene großen unbekannten X der Forscher.

Und Sylvester nannte es Gott. Er war im Kreisen seiner Gedanken in Blitzüberlegungen von Sekunden am Totenlager seines Vaters wieder zu dem höchsten Wesen gekommen, an das er nicht mehr gedacht hatte, viele Jahre lang.

Das Rätsel des Todes lastete so schwer auf ihm, daß es ihn quälte, sich davon zu befreien. Er meinte das Mittel zu finden, seine furchtbare seelische Spannung abzuwerfen, im Gebet! Und der junge Offizier knieete an dem Lager nieder und faltete die Hände, wie er es als Kind gethan, und sammelte sich zum Gebete. Er fand keine Formel, keine bestimmten Worte, er sagte nicht etwas her mechanisch, das seine Lippen erlernt, sondern er richtete den Blick lange fest auf den Toten und er gab seiner Stimmung des Schmerzes, der Ergriffenheit vom

Feierlichen des Augenblickes Ausdruck, indem er stammelte:

— Mein Gott! Mein Gott! Mein Gott!

Und in diesen Rufen war es ihm, als könnte er alles, alles zusammenfassen, was ihn bedrängte, den Schmerz um den Verlust des Vaters, das Mitleid mit der armen Mutter, die Trauer, die Sorge um die Zukunft und den eigenen, schweren Zwiespalt seines Herzens, seine Not um Können und Fortkommen in der Welt, den ganzen Jammer in seiner Seele.

Sylvester fühlte sich frei und entlastet.

Es war aber eine große, feierliche Stille.

65.

Auf dem Trinitatiskirchhofe fand das Begräbnis des Vaters statt. In der Parentationshalle war der Sarg aufgebahrt, auf dem Säbel und Tschako lagen, die der Tote einst getragen. Die Musik des Leibgrenadierregiments spielte.

Im Ganzen war das Leichenbegängnis sehr einfach. Einfach der Sarg und der Blumenschmuck, aber es waren doch eine Menge Menschen erschienen, die Sylvester empfangen mußte, am Eingang der Halle stehend, mit Schärpe und Helm. Die Damen saßen am Kopfende des Sarges, schwarz, in dichten, verhüllenden Schleiern. Die Mutter obenan: das weiße Taschentuch vor die brennenden, thränenlosen Augen gedrückt.

Sylvester kannte die meisten Menschen nicht, die kamen, um ihm als Sohn des Verstorbenen mit ein

paar Beileidsworten die Hand zu drücken. Unter den Erschienenen befanden sich viele Herren in Civil, denen man den ehemaligen Offizier sofort anmerkte, und einzelne sprachen etwas von: „alter Regimentskamerad“. Der junge Offizier machte jedesmal eine stumme Verbeugung.

Der Geistliche hielt die Rede, während der Sylvester mit Onkel Gottfried hinter dem Stuhl der Mutter stand. Die Worte waren oratorisch schön, voll Trostes und edler Gedanken, aber sie quälten durch ihre Länge. Und der Sohn ärgerte sich trotz des feierlichen Augenblickes, obwohl der Vater noch dort vor ihm über der Erde lag, ob des Lobes, das dem Toten gespendet wurde. Sylvester hatte den Vater von Herzen geliebt und verehrt, wenn er sich auch ab und zu im Gegensatz zu ihm befunden. Aber er war nicht ganz blind gegen des Verstorbenen kleine Schwächen. Es kränkte ihn nun zu hören, welch bedeutender Geist der Vater gewesen sein sollte und wie wohlthätig, der doch kaum im Stande war, für die eigene Familie zu sorgen. Es beleidigte ihn, daß der gute, liebe Vater als gewaltiger Soldat hingestellt ward, er, der in einer Zeit von verhältnismäßig geringen Anforderungen nur eben gerade bis zum Hauptmann seine Pflicht gethan hatte und nicht weiter.

Darüber mit den eigenen Gedanken beschäftigt schweifte er weit ab von dem Orte, an dem er sich befand. Er dachte an seine Kindheit zurück, wie ihm da der Vater erschienen. Wie er ihn zur Schule geleitet zum ersten Male, wie er mit ihm Spaziergänge gemacht, über seine Zukunft sprechend, in Klagen darüber, daß seine Verhältnisse nicht so wären, den Sohn glänzender zu stellen. Wie der gute Vater sich schlecht angezogen und sich selbst

alles abgespart, nur um nicht für sich von der knappen Einnahme zuviel zu gebrauchen. Er dachte an des armen, alten Mannes Freude über die dürftige Wohnung in der Plauenschen Gasse und erinnerte sich all der Erzählungen von „seiner Kompagnie". Da fühlte er erst wieder den vollen, bitteren, furchtbaren Schmerz, den die Thätigkeit der vorhergehenden Tage, das Ordnen und Anordnen, Schreiben der Anzeigen und Kümmern um alles, bis dahin gedämpft.

Eine allgemeine Bewegung rüttelte ihn auf. Es wurde gebetet. Dann ging es zum Grabe. Zur Seite blies dumpf und gedehnt die Musik. Hinter dem Toten schritten Onkel Gottfried und Sylvester nebeneinander. Die Damen blieben zurück.

Der Sarg sank langsam hinab. Ein Blumenkorb stand am Rande und Sylvester griff nach einer Rose, die er seinem Vater mitgab in die kühle Erde. Und noch ein Mal und ein drittes Mal schickte er dem Toten einen Blumengruß hinunter. Er sah die andern folgen: Onkel Gottfried, starr und ernst, dann Oberst von Gerich, Major Panitzsch, Major Küster, Hauptmann von Trucks, Eldenfleth, die alle von Meißen herübergekommen, um Sylvester eine Liebe zu thun.

Dann trat der junge Offizier vom Grabe fort, seitwärts zwischen die nächsten Ruhestätten, und dort das Gesicht von den Menschen abgewendet, ließ er seinen Thränen freien Lauf.

Es war sehr milde am Tage, der Himmel blau und heiter, die Natur im Erwachen. Die Spatzen lärmten ein paar Schritte von ihm auf einer Gruft und Sylvester verfolgte sie mit dem Auge. Er dachte nicht daran, wo

er sich befand, was geschehen war, er sah nach den Sperlingen, die sich um ein paar Brotkrumen balgten, die auf irgend eine Weise dorthin gekommen waren. Onkel Gottfried nahm ihn leise beim Arm:

— Komm, Sylvester!

— Wa .... wa .... was?

Er wußte wieder, wo er war, und folgte dem Onkel. Als sie zum Hauptwege einbogen, auf dem in der Ferne die Cylinder und Helme verschwanden, sahen sie dort einen großen Herrn stehen in rötlich-weißem Vollbarte. Er trat auf Sylvester zu, den er fast an Höhe erreichte, gab ihm die Hand und sprach:

— Erinnern Sie sich noch meiner? Von Hollbeck. Ich war mal, als Sie noch Junge waren, zu Weihnachten bei Ihnen.

Sylvester kam die Erinnerung wieder, nun wo er den Namen hörte, und er sagte:

— Jawohl, sehr gut ....

— Mein armer Freund! Ich bin von Prag herübergekommen .... Muß wieder fort .... Wollte aber doch nicht fehlen ....

Als sie sich dem Ausgang des Kirchhofs näherten, bemerkte Sylvester einen mittelgroßen, sehr breiten, dicken Herrn, mit starkem, hängenden Schnurrbart, der ihm den Eindruck eines Engländers machte. Der Fremde blieb etwas abseits, dann näherte er sich fast verlegen, lüftete kurz den Hut und sprach:

— Gabler! ... Darf ich teilnehmen ... ich weiß, was es heißt, Eltern zu verlieren ... Sie ...

Sylvester streckte ihm freudig die Hand entgegen. Er dachte nicht an das „Sie“ der Mannesjahre, ihm stand

Gabler als „der Dicke“ der Knabenzeit im Gedächtnis und er stammelte tiefbewegt:

— Gabler ... Du bist hier? ...

— Ich war zufällig ein paar Wochen in Dresden ...

— Ich danke Dir ... ich danke Dir ... Gabler ...

— Du, Sylvester ... das ist doch selbstverständlich ...

Auch er hatte die alte Schulanrede wiedergefunden ... Sie kamen auseinander. Sylvester mußte mit Onkel Gottfried, Mutter und Schwestern nach Haus bringen. Er nahm sich vor, den alten Jugendfreund, wenn erst ein paar Tage vorüber sein würden, aufzusuchen, aber er wußte ja nicht wo, denn der Vater Gablers besaß das Geschäft nicht mehr und wohnte nicht mehr auf der Chemnitzer Straße. Und so gab er es denn auf, sie mußten wieder auseinander, wie sie sich gefunden, vielleicht um sich im Leben nie wiederzusehen.

Aber die beiden Begegnungen hatten Sylvesters blutendem Herzen doch wohl gethan.

Als sie zu Haus in den öden Räumen angekommen waren, brach erst der Jammer aus. Sie sahen des Vaters Stuhl stehen, in dem er gestorben, mit dem Kissen darauf, das noch den Eindruck seines Rückens zu haben schien, und dann das leere Zimmer, den verlassenen Schreibtisch, an dem er so oft gesessen, um seine Abrechnungen zu machen, die Regimentsgeschichte zu schreiben, wo Sylvester als Knabe und Kadett die Censur geprüft erhielt.

Die Schwestern waren mit Tante Gustel in ihrem Zimmer geblieben. Onkel Gottfried saß im Salon am Fenster und preßte die Stirn gegen die Scheiben, die Mutter weinte am Tisch. Sylvester trat zu ihr und kniete nieder an ihrer Seite:

— Mutter, Mutter, arme Mutter!

Sie sah ihn an mit ihrem roten, thränenverstörten Gesicht:

— Er war doch so gut, der Vater!

— Ja, Mutter!

— Nun ist alles aus!

Plötzlich bekam sie einen Weinkrampf und wäre gefallen, wenn Sylvester sie nicht in seinen starken Armen aufgefangen hätte. Er streichelte sie und küßte sie, er liebkoste ihre Wangen und strich ihr Haar, er rieb ihre kalten Hände, er lehnte sie zurück in den Stuhl und holte ihr Kissen und Fußbank, er mühte sich um sie wie ein krankes Kind. Und dabei wuchs seine Kraft und Fassung, daß er den eigenen Schmerz vergaß und nur daran dachte, die Mutter zu trösten, die unter der Last des Jammers zusammenzubrechen drohte.

Da blieben sie eng aneinander gelehnt, unbeweglich, lange Zeit.

Onkel Gottfried hatte bei seiner weichen Natur selbst so mit den Thränen gekämpft, daß er die Schwägerin nicht zu trösten vermochte. Nun freute er sich an Sylvesters Stärke und richtete sich selbst daran auf. Er sprach voll Rührung:

— Nun ist alles aus! sagst Du, Liesbeth? Du hast doch noch Deinen Sohn?

Ein Freudenschimmer verklärte ihr Gesicht. Sie ergriff des großen Sohnes Hand, legte sie sich an ihre Wange und fing ein wenig zu lächeln an:

— Ja, mein Sylvester! Mein Kindli! Mein liebes, liebes Kind!

Er küßte ihre Hand und Onkel Gottfried sagte ernst zu seinem Neffen:

— Die Natur kennt keinen Stillstand. Die Zeit wird helfen!

Aber es ward ihm schwer, die Worte über die Lippen zu bringen, denn schon kämpfte er wieder mit den Thränen. Frau von Geyer jedoch sprach fest und einfach:

— Du nennst es die Natur, Gottfried. Ich will mit Dir jetzt nicht darüber rechten. Ich bin auch nur eine einfältige, alte Frau, die vom Lauf der Welt heute nichts mehr versteht. Aber ich sage doch, und ich weiß, daß ich recht habe: Gott wird helfen!

66.

Als Sylvester ein paar Tage darauf nach Meißen zurückfuhr, weil er nicht länger Urlaub erhalten konnte, waren die Nachlaß-Angelegenheiten schon geordnet. Es hatte sich so wenig Vermögen vorgefunden, daß er beschlossen, zu Gunsten der Mutter auf seine monatliche Zulage von zwanzig Mark zu verzichten. Onkel Gottfried, der schon so wie so zum Haushalt beisteuerte, war nicht imstande, ihm zu helfen.

Sylvester machte sich die genauesten Berechnungen über sein Einkommen und setzte jeden Posten mit dem Höchstbetrage an, der ausgegeben werden durfte und mit der kleinsten Summe, die unbedingt nötig schien. Dann strich er hier und fügte dort hinzu, bis das Gleichgewicht hergestellt war. Aber wenn er alles auf das knappste stellte und sich nichts Außergewöhnliches erlaubte, so kam er doch nur gerade aus. Dabei hatte er sich einge-

bildet, noch etwas erübrigen zu können, um der Mutter hier und dort ein Geschenk zu machen. Davon war jetzt noch gar keine Rede.

Den Tag über hatte Sylvester Dienst: Täglich wurde die Bataillonsschule durchgemacht, exerziert im Bataillon geschlossen, in Kompagnie-Kolonnen auseinandergezogen, Parademarsch geübt und zerstreutes Gefecht. Da mußte er tüchtig das Reglement studieren, dann vertiefte er sich in die Felddienstordnung. Zu Sammlung und Ruhe kam er nie. Wenn nicht exerziert wurde, gab es Durchsicht von Sachen und Appell, war Mannschafts- oder Offiziers-Essen, Instruktion, Baden, Schwimmen in der Elbe, Entfernungsschätzen, Vereinigungen im Kasino zum Regimentsabend, wo Kriegsspiel abgehalten wurde und Vorträge gehalten.

Diese anstrengende Thätigkeit that Sylvester wohl. Er hatte angefangen sich viel besser in den Dienst zu schicken, er war nicht mehr empört, verärgert, gelangweilt, wie bis dahin, sondern er begann alles aufzubieten, um etwas zu leisten. Das brachte ihn am besten über die finsteren Gedanken hinweg, das ließ ihn den Tod des Vaters vergessen, den Kummer und Jammer, das Elend daheim. Der verhaßte Dienst fing an, ihm zum Heilmittel zu werden.

Er dachte oft an die Mutter, die nun mit den vier anderen zu Hause saß und sich grämte, den ganzen Tag hindurch dem Schmerze überlassen, ihn auszukosten bis zur letzten Neige. Sie schrieben sich wöchentlich einmal. Für mehr Briefe scheute die Mutter das Porto, das mit seinen zehn Pfennigen in ihrem beschränkten Haushalt bedacht sein mußte, und Sylvester fand keine Zeit. Nur Sonntags stand ihm der Nachmittag zur Verfügung.

Eldenfleth kam dann immer herüber auf sein Zimmer, von den Kameraden selten einer. Man kannte im Offizierkorps Sylvesters und Eldenfleths Wohnungen mit ihren nackten Wänden und Mangel an eigenen Möbeln, man wußte, daß sie beide fast keine Zulage bezogen und man achtete stillschweigend darum ihre Zurückgezogenheit.

Eines Abends fragte Sylvester den Freund:

— Kommst Du eigentlich aus?

— Ja!

— Wie machst Du das?

— Ich gebe nie mehr aus, als ich habe.

Sylvester lächelte und bat Eldenfleth, einmal den Scherz bei Seite zu lassen, und da nahmen sie Papier und Bleistift vor und begannen zu rechnen. Sie machten aus, jeder solle unabhängig vom anderen aufschreiben, wie sich ohne Zulage Einnahmen und Ausgaben etwa zu verteilen hätten, dann wollten sie vergleichen. Endlich sagte Sylvester:

— Ich bin fertig!

— Ich noch nicht!

— Warum?

— Es langt doch nicht!

Da nahm Sylvester sein Blatt und sie stellten gemeinsam die einzelnen Posten auf, mit Hülfe von ein paar Monatsabrechnungen des Zahlmeisters und der Verrechnungsausgaben des Burschen Sylvesters. Um jede Position fanden Verhandlungen statt, bis endlich alles schwarz auf weiß dastand und sich nach Abwägung des Soll und Haben noch ein Überschuß von fünf Pfennigen monatlich ergab.

— Danach muß ich nun leben! — sagte Sylvester

und las die Abrechnung noch einmal laut vor. Sie waren nur über die Kasinorechnung noch nicht ganz im Reinen. Das Mittagscouvert betrug eine Mark und zehn Pfennige. Das Glas Bier kostete im Kasino zehn Pfennige, die Tasse Kaffee fünfzehn. So blieb, falls man entweder ein Glas Bier oder eine Tasse Kaffee trank, noch ein geringes übrig zu einer halben Flasche Wein bei besonderen Gelegenheiten. Die wollte Elbenfleth jedoch nicht gelten lassen, weil er niemals Wein trank, außer zu den Geburtstagen des Kaisers und des Königs. Doch Sylvester meinte unmutig:

— Weißt Du, etwas muß der Mensch haben! Wenn ich nicht alle paar Monate ein Mal ein Glas Wein trinken darf, so hänge ich mich doch lieber einfach auf.

— Wirklich arme Leute trinken auch keinen Wein!

— Vielleicht entbehren sie ihn nicht! — antwortete Sylvester ärgerlich, denn wieder begann ihn seine Armut zu drücken. Er bewunderte den Gleichmut des Freundes, der sich nie gegen das Schicksal auflehnte, der immer derselbe blieb in Regen oder Sonnenschein. Er konnte das nicht, es lief ihm wider die Natur. Wochenlang nach des Vaters Tode war er ganz still seinen Weg gegangen in der Tretmühle des ewig gleichen Dienstes, heute abend empörte sich alles in ihm.

— Ich habe wieder Weltschmerz! — sagte er bitter lachend zu Elbenfleth, der auf seinem Blatt Papier Gesichter malte und fuhr fort:

— Ja, Weltschmerz habe ich, ganz wie ich's früher hatte. Ich glaubte, es wäre besser geworden, seit ich bestimmter denn je weiß, daß ich etwas werden muß in unserem Berufe, um meiner armen Mutter einmal in ihrem

Alter helfen zu können. Heute über dem verfluchten Gelde ist alles wieder zusammengebrochen. Ich wollte, ich wäre, wo mein armer Vater ist!

— Und Deine Mutter? — fragte Eldenfleth ruhig.

— Helfe ich ihr denn?

— Nein, Sylvester, jetzt noch nicht, aber vielleicht mal später!

— Ich komme doch zu nichts!

— Geht's wieder los? Verfluchte Dummheiten! Albern, wirklich!

Sylvester wollte böse werden, doch Eldenfleth lachte ihn so freundlich an mit seinem hübschen Gesicht und seinen blauen Augen, daß ihm der Zorn verflog. Er meinte nur traurig:

— Schön ist unser Schicksal doch wahrhaftig nicht. Denke Dir doch mal irgend einen Kommis in einem großen Laden. Der lebt besser als wir. Glücklicher kann er jedenfalls sein, denn mit dem, was er verdient hat, kann er leben wie er will. Und sich einschränken in dem, wo er will. Wir haben immer Standesausgaben, die uns gar nichts nützen, gar keinen Spaß machen und die wir nicht vermeiden können!

Sylvester dachte an die Geschenke für abgehende oder heiratende Offiziere, die in dem großen Offizierkorps fast jedes Jahr wiederkehrten, er dachte an Tischgeld, Kasino-beitrag und an die Summen, die die Uniform verschlang. Als Civilist konnte man sich kleiden, wie man wollte, als Offizier mußte man immer gut angezogen sein.

— Ein glänzendes Elend!

Damit hatte Sylvester endlich den Ausdruck gefunden, der ganz sein Gefühl bezeichnete. Eldenfleth nickte zu-

stimmend, aber indem er mit seinem Bleistift ein eisernes Kreuz auf das Papier malte, sprach er heiter:

— Ein Elend, ja! Aber ein glänzendes auch, ja! Ich weiß wenigstens eins: ich möchte auf Gottes weiter Erde nichts anderes sein als Leutnant! Es ist doch schön. Alles ist wurscht. Niemand unterthan, von niemand abhängig! Über uns nur einer: Seine Majestät!

Sylvester fühlte sich doch ein wenig mitgerissen von den Worten, das alte Soldatenblut in seinen Adern regte sich, aber der Zweifel kam wieder über ihn.

— Du bist aus einer alten Soldatenfamilie, deshalb denkst Du so!

— Du doch auch! — meinte Eldenfleth, und Sylvester, dem Schlagfertigkeit sonst mangelte, erinnerte sich plötzlich einer Bemerkung des Onkel Gottfried, die ihm in den Ohren klang:

— Ja, aber wir befinden uns auf dem absteigenden Ast!

Doch der Freund ließ sich nicht schlagen:

— Also kurz vor dem Ziel?

Sylvester lachte, er fand keine treffende Antwort.

67.

Die schwere Stimmung Sylvesters wich mit dem Sommer. Das Schießen, das sehr in den Vordergrund trat, interessierte ihn. Er stöhnte wohl oft über den endlos weiten Weg zum Schießstand hinaus in der Sonnenglut, aber beim Offiziersschießen hatte er gute Erfolge,

und einmal gelang es ihm sogar, den ersten Preis zu gewinnen, einen Rauchtisch, den die Damen des Regimentes gestiftet.

— Pech habe ich aber doch immer noch! Ein Rauchtisch und ich bin doch Nichtraucher! — sagte er zu Gülsenhaus, der den zweiten Preis erhalten, ein schönes Schreibzeug aus Meißener Porzellan. Abends kam jener auf Sylvesters Zimmer und bot ihm einen Tausch an:

— Sie haben ja meine silberne Schreibtischgarnitur gesehen, da paßt doch das Porzellan-Tintenfaß nicht dazu. Also, wollen wir tauschen?

Sylvester war sehr einverstanden, und nach dem abgemachten Handel blieb der Premierleutnant noch bei seinem Wirte ein wenig sitzen. Er hatte den Lehnstuhl bekommen, den Tante Gustel überzogen, während Sylvester auf dem „ärarischen“ Sofa Platz genommen.

Gülsenhaus rauchte eine selbst mitgebrachte Cigarette. Er fand es im Zimmer „sehr gemütlich“ und brachte dadurch Sylvester etwas in Verlegenheit, weil dieser nicht recht wußte, ob er es glauben sollte oder es nur für eine Redensart halten, denn eigentlich konnte doch der verwöhnte Besitzer der türkischen Zelteinrichtung sich in dem kahlen Kasernenzimmer nicht „gemütlich“ fühlen.

Da sein Gast noch immer blieb, so empfand Sylvester die Pflicht, ihm irgend etwas vorzusetzen, und er schickte seinen Burschen, Soldat Rüfer, einen kleinen, geschickten Mann, seinem Berufe nach Formstecher, ins Kasino, um Bier zu holen. Gülsenhaus trank zwei Glas Bier, war sehr liebenswürdig und ging nach einer halben Stunde mit dem Rauchtischchen fort. In der Thür blieb er noch einmal stehen:

— Sagen Sie mal, Geyer, weshalb ziehen Sie sich nur eigentlich so zurück? Sie leben so retiré, wie man sagt, daß man gar nicht recht weiß, was Sie für'n charmanter Kerl sind!

Sylvester war in Verlegenheit. Schließlich erklärte er:

— Ich würde jetzt sowieso mich nicht groß zeigen, denn zu Ostern ist mein Vater erst gestorben.

— Ach, richtig, ja! Charmant! Oder ... pardon, pardon ... ich dachte nicht daran! Ja, das ist allerdings ein Grund. Aber wissen Sie, Sie sind nie wieder zu mir gekommen, seitdem Sie mich damals besuchten wegen der Beschwerdegeschichte. Warum denn nicht?

Da wollte Sylvester ihm nicht länger eine Komödie vormachen und sagte deshalb ganz offen:

— Ich habe meinen besonderen Grund. Unsere Verhältnisse sind zu ungleich. Ich ... ich ... fühle mich ... oder ich weiß nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll. Ein näherer Verkehr mit Ihnen würde für mich immer etwas Peinliches haben.

— Oh ... oh ... nun ... nun ...

— Jawohl! Ich will Ihnen das Rätsel sofort lösen. Ich beziehe keinen Pfennig Zulage.

— Nicht möglich!

Gülsenhaus war so erschrocken über diese Eröffnung, daß er sich keines Wortes weiter fähig fand. Im ersten Augenblick kränkte seine Fassungslosigkeit Sylvester, dann aber mußte er über das erstaunte Gesicht des schönen, gepflegten, dicklichen Kameraden lachen, dessen Züge jeden geistigen Ausdruck verloren hatten. Wie er dieses Antlitz sah mit seinen etwas verschwommenen Linien, dem starken Doppelkinn und dem sorgfältig gekräuselten Bart, da ver-

stand er plötzlich gar nicht mehr, wie es denn nur möglich gewesen war, daß ihm Gülsenhaus einmal Eindruck gemacht haben sollte.

Sylvester sprach kein Wort weiter und der andere ging hinaus, indem er rief, während er etwas „gemacht kameradschaftlich“ die Hand gab:

— Charmant! Charmant! daß wir uns getroffen haben. Der Tisch ist wirklich nett. Wie sollte er auch nicht, da er von unseren Damen ist!

Sylvester schloß die Thür, warf sich auf sein altes, hartes Sofa und begann laut und herzlich zu lachen. Durch den Lärm aufmerksam gemacht kam der Bursche, herein:

— Haben der Herr Leutnant befohlen?

Sylvester war guter Laune geworden und durstig dazu:

— Holen Sie mir noch ein Glas Bier, Rüfer!

— Zu Befehl, Herr Leutnant!

Als der Bursche fort war, dachte Sylvester noch einmal an Gülsenhaus und erinnerte sich, daß man ihm gesagt, alle Mädchen in Meißen wären in den schönen Premierleutnant verliebt. Er mußte wieder lachen. Doch da fiel ihm ein, daß er ja seinem Gast zwei Glas Bier vorgesetzt hatte. Da durfte er selbst nun keins mehr trinken, denn das ging über seine Mittel, und er mußte vernünftig sein.

— Rüfer, Rüfer! — schrie er in den Korridor der Kaserne hinaus.

— Herr Leutnant! — tönte es endlich zurück.

— Ich habe mirs anders überlegt, ich will kein Bier mehr!

— Zu Befehl, Herr Leutnant.

Dann ging Sylvester in sein Schlafzimmer und trank ein Glas Wasser vom Waschtisch, und wohlgemut noch eins. Er konnte sein Bier verschmerzen, dafür hatte er wieder einmal Menschenkenntnis gelernt und obendrein ein schönes Schreibzeug gewonnen, das er sich längst an Stelle seiner Alizarinflasche zu fünfundzwanzig Pfennigen gewünscht.

68.

Am ersten Oktober 1881 hatten die Mutter und Onkel Gottfried eine gemeinsame Wohnung in Blasewitz genommen, weil es billiger wurde bei gemeinschaftlicher Wirtschaft. Des Vaters Zimmer war bei diesem Umzuge weggefallen und Sylvester hatte seine Möbel bekommen, sodaß seine Räume nun zwar einen sehr altmodischen, doch ganz wohnlichen Eindruck machten. Die neue Wohnung hatte nur beschränkten Raum, doch einen hübschen, kleinen Garten und war bedeutend wohlfeiler als eine der beiden bisherigen Behausungen allein.

— Ich bin doch froh, aus den alten Räumen fortzukommen, wo mich alles so an den Tod Vaters erinnerte! — sagte die Mutter zu Sylvester, als er zum ersten Male in Blasewitz war und erklärte dazu:

— Und das Grab ist nahe. Der Trinitatiskirchhof ist kaum eine Viertelstunde entfernt!

Sylvester war lange Zeit nicht an der letzten Ruhestätte des Vaters gewesen, denn er kam nur selten nach Dresden. Es war so traurig an diesem Sonntagnach-

mittage in der kleinen Wohnung, alle in Schwarz und alle sehr still und einsilbig, daß Sylvester das Bedürfnis fühlte auszugehen und bat:

— Wollen wir nicht Vaters Grab besuchen?

— Das ist recht von Dir, mein Kindli! — antwortete die Mutter und auch Onkel Gottfried war es zufrieden. Sie gingen nach dem Kirchhof zwischen den Villen der Vorstadt Blasewitz hin, die Mädchen in ihren glatten, einfachen Kleidern voraus, die Mutter mit Onkel und Sylvester hinterdrein.

Wie der junge Offizier so hinter den Schwestern herschritt, fielen ihm ihre Figuren auf. Vor allem Mariechen, die schlank und groß war, mit enger Taille und schönen, schweren, mattblonden Flechten im Nacken. Dann Ida, auch von vollendetem Ebenmaß, wenn auch etwas kleiner, und nur die zweite, Fanny, ein bißchen dick geworden und auseinandergegangen. Wie er die beiden hübschen Mädchen sah, kam ihm die Frage wieder auf die Lippen, warum sie wohl eigentlich keinen Mann gefunden hätten. Früher, an jenem Weihnachtsabend, hatte Sylvester gemeint, die Schwestern seien schon verblüht, heute fand er das Gegenteil und fragte:

— Wie ist das nur möglich, daß die Schwestern nicht heiraten?

Onkel Gottfried gab höhnisch die Antwort:

— Weil sie kein Kleingeld haben, mein Junge!

— Aber sie sind doch hübsch!

— Die Schönheit liegt im Portemonnaie bei den Mädchen.

— Onkel, es giebt doch eine Menge Männer, die nicht nach dem Gelde gehen.

— Kaum.

— Verzeih Onkel, sicher.

— Na, mein Junge, da nenne mir mal welche!

Sylvester dachte der Reihe nach an seine Bekannten, an seine Regimentskameraden, aber bei den meisten war er doch seiner Sache nicht sicher. Schließlich nannte er:

— Eldenfleth und ich.

Die Mutter griff dabei verstohlen nach seiner Hand, um sie ihm dankbar zu drücken. Onkel Gottfried schien einen Augenblick nachzusinnen, bis er sprach:

— Eldenfleth? Hm! Weiß ich nicht! Du? Hm! Deine Pflicht wäre es, ein Mädchen zu heiraten, das Geld hat! Ich sehe Deine Pflicht! Nämlich gegen Deine Familie! Nicht nur gegen Dich selbst, denn man hat auch schließlich Pflichten gegen andere.

— Also eine Geldheirat? — meinte Sylvester entrüstet. Er hatte an die Ehe nie gedacht, weil er sich noch zu jung dafür hielt und weil ihm der Gedanke, einen Hausstand zu gründen für sich, jetzt mit einundzwanzig Jahren eigentlich geradezu komisch erschien. Aber gegen den Ausdruck „Geldheirat" fühlte er eine gewisse Verachtung. Und die Mutter sprach erschrocken:

— Das ist doch nicht Dein Ernst, Gottfried!

— Warum nicht?

— Wenn das Hanns noch hätte hören können!

— Ich hätte mich schon verteidigt!

In der Erinnerung an ihren verstorbenen Mann wurde sie ganz erregt über diese Ansicht und sie, die sonst immer so ruhig blieb, rief außer sich:

— Mein Gott, wenn er wüßte, daß Sylvester sich eine Frau wählte um des Geldes willen . . . er würde . . .

— Was würde er?

— Er würde Sylvester ordentlich verachten!

Dabei zog sie sich den armen, alten schwarzen Shawl, den sie sich aus einem hellen hatte färben lassen, um ihn bei der Trauer zu verwerten, fester um den müden, durch Kummer und Sorgen gebeugten Rücken. Auch Sylvester sprach:

— Nein, Onkel, was Du mir da rätst, würde ich nie thun!

Onkel Gottfried kam sich diesmal fast wie ein Übelthäter vor und suchte sich deshalb eifrig zu verteidigen:

— Versteht mich doch recht! Freilich hätte mich Hanns wieder einmal der berühmten „freien Richtung“ bezichtigt! Freilich! Freilich! Aber eine ganz gemeine Spekulationsheirat, um zu Gelde zu kommen, meine ich gar nicht! Sylvester soll sich nicht unter den Töchtern des Landes umsehen und nun der auf Tod und Leben den Hof machen, die den größten Geldsack hat! Ganz abgesehen davon, daß er ihr doch was bieten müßte dafür, für ihre Millionen: Einen großen Titel — einfach Herr von Geyer zieht nicht. Die große Stellung — hat er nicht — siehe, Sekondleutnant im, ich weiß nicht wievielsten Königlich Sächsischen Infanterie-Regiment Nummer Zweihundertfünfzehn oder Zweihundertsechzehn — gut Zweihundertsechzehn — also das ist auch nichts. Oder überwältigendes Äußere — na, Sylvester ist ein großer, stattlicher, hübscher Kerl — aber genug, das zieht heutzutage auch nicht mehr, bliebe — also noch — Geld. Wo Geld ist, will noch mehr Geld hinkommen. So denken die Millioneusen wahrscheinlich alle. Kenn' übrigens leider keine ....

Er wurde unterbrochen durch die Mutter, die ihn bat, einen Augenblick Pause zu machen, weil sie eben an einem Garten vorüberkamen, hinter dessen Hecke man Leute sich bewegen sah. Als sie sich wieder auf freier Straße befanden, fuhr Onkel Gottfried in seiner Selbstverteidigung fort, aus der er erst allmählich seine eigentliche Ansicht entwickelte:

— Wenn ich so dächte, na, da hätte ich doch wohl selbst meine Theorie befolgt und bei mir angefangen mit einer Millionenheirat. Gerade mich hinderte ja gar nichts, da ich doch in meiner Jugend „freieste Richtung" gezeigt habe, wie wenig ich mir aus äußeren Fesseln mache. Was ich für Sylvester wünschte, ist folgendes: Er soll keine Dummheitsheirat machen, keine Kommißehe, wie das ja bei euch Soldaten heißt. Was?

Des Onkels Offenheit hatte wieder Sylvesters Herz gewonnen und er begann der Mutter eifrig zu erklären, daß sie Kommißehe scherzweise solche Ehen nennten, deren pekuniärer Rückhalt allein in dem Vermögen bestände, das jeder Offizier als Kaution erlegen mußte, um überhaupt die Erlaubnis, den „Konsenz", zu erhalten. Onkel Gottfried fuhr fort:

— Also, Liesbeth, höre zu. Diese Kommißheirat ist es, vor der ich warne. Das ist wirklich ein Unglück. Nicht genug zum Leben und dabei noch die Würde wahren. Sylvester soll sich nicht Knall und Fall irgendwo verlieben und sich binden, sodaß er dann als anständiger Mann nicht mehr zurückkann und nun warten muß, bis er genug Gehalt hat, um heiraten zu können, also meinetwegen, bis er Oberst ist! Dann vertrauert und versauert er sein ganzes Leben. Und seine Kinder schimpfen dann später noch

über den alten Vater, der ihnen keinen Pfennig geben kann.

— Nein! Nein! Das nicht! Das thun sie nicht! — warf Sylvester heftig dazwischen und es entstand eine Weile Stille, weil Onkel Gottfried fühlte, daß er zu persönlich geworden war. Mariechen drehte sich um und die Mädchen vorn blieben stehen. Die Älteste fragte:

— Gehts rechts oder links?

— Links, links, immer links weiter! — bedeutete Sylvester den Weg, weil er begierig war, Onkel Gottfrieds Rede zu Ende zu hören.

— Wo war ich stehen geblieben? Richtig. Ich möchte Dich warnen als älterer Mann, der die Welt besser kennt als Du. Die Theorie von der Hütte für das liebende Paar ist der größte Humbug, der je ersonnen worden ist, das kann ich versichern. Ich habe in dieser Hütte soviel Unglück und Elend gesehen, daß ich meine, es gehört ein Engel dazu, oder vielmehr zwei, damit die Geschichte nicht schief geht!

— Wenn man nun aber liebt? — fragte Sylvester und ward dunkelrot bei seinen Worten, denn er fühlte der Mutter ängstlichen Blick, der zu fragen schien, ob das denn schon der Fall sei. Onkel Gottfried antwortete:

— Man darf es eben garnicht soweit kommen lassen!

Die Mutter lächelte fein ironisch, doch milde zugleich:

— Wie willst Du denn das verbieten?

— Sehr einfach: vernünftig sein. Man baut ab, sowie man merkt, daß es Unsinn wird. Das ist doch gar nicht so schwer. Warum unmögliches wollen. Wenn ich nun plötzlich heute auf die Idee käme, daß ich, na, was denn, also meinetwegen die Albrechtsburg in Meißen gern

haben wollte, so wäre das doch Unsinn! Blödsinn! Es geht eben nicht! So muß man sich in solchem Falle sagen: es ist unerreichbar, weil ich die halbe Million nun einmal nicht besitze, um dies Mädchen heiraten zu können, das keinen Dreier hat. Statt dessen sieht man sich eben anderwärts um, und findet man eine, die man gern zu haben meint und wo es geht, na, die heiratet man dann. Man braucht sie ja nicht zu nehmen, wenn man sie nicht mag, man fängt eben nur dort nähere Beziehungen an, wo man weiß, daß es geht. Das ist man sich schuldig, dem Mädchen schuldig und seinen demnächstigen Kindern auch schuldig. Da soll mir keiner kommen und behaupten, daß man sich so auf den Fleck verliebt hätte, daß es einfach nicht anders ging. Lieben — denke ich mir wenigstens — lernt man sich überhaupt erst durch näheren Verkehr. Das richtige Lieben wenigstens ist so, denn die Eigenschaften des Charakters und der Seele lernt man erst allmählich kennen, aber nicht auf fünfundzwanzig Kilometer Entfernung etwa früh drei Uhr auf einem Ball. Nee, nee ...

Onkel Gottfried schwieg, und keiner von den dreien sprach ein Wort bis zum Kirchhof, aber Sylvester verarbeitete innerlich alles, was er vom Onkel gehört, und ihm, der noch nie an die Ehe gedacht, dem überhaupt, bis auf die paar Besuche und kleinen Vereinigungen bei den Verheirateten seines Regimentes, Frauen und Mädchen gänzlich fern geblieben waren, lachte die Aussicht von weitem wie ein Trugbild: einen eigenen Herd zu gründen. Nur scheu hegte er den Gedanken, doch er kam ihm immer und immer wieder, bis sie an des Vaters Grabhügel standen, den eine einfache Sandsteinplatte deckte. Die Frauen blieben stehen und falteten die Hände zum

stummen Gebet, und Sylvester sah ernst gestimmt auf den Fleck herab, wo sein Vater den letzten Schlaf schlief. Dann kniete die Mutter am Grabe nieder und grub am Kopfende mit einem Messer, das sie unter ihrem Shawl mitgeführt, ein kleines Loch, worin sie einen Topf Chrysanthemum einsetzte, den sie am Eingang des Friedhofes erstanden. Die Schwestern und Tante Gustel legten gemeinsam einen einfachen, billigen Nadelkranz nieder, und alle weinten stille Thränen, ohne ein Wort zu sprechen.

Die beiden Männer aber gingen zusammen noch einmal an den Eingang zurück. Onkel Gottfried gab dem Totengräber ein Trinkgeld, ihn anzuspornen, das Grab gut zu halten. Sylvester kaufte ein Topfgewächs, es auf der anderen Seite des Hügels, zu pflanzen. Diese Ausgabe meinte er rechtfertigen zu können.

Am Grabe blieben sie dann noch eine Weile stehen, während die Mutter einzelne verwelkte Blätter von der Steinplatte las, die der Herbst von den Bäumen geschüttelt, und leise sprach:

— Unser Grab ist doch schön!

— Der gute Vater! — antwortete Sylvester, und Onkel Gottfried setzte hinzu:

— Wir haben uns manchmal nicht verstanden, aber ich glaube, im inneren unseres Herzens waren wir doch einig, wie Brüder es sein sollen!

Auf dem Rückwege wurde fast kein Wort gesprochen. Jeder hing seinen Gedanken nach. Hier vom Friedhofe kommend, überfielen Sylvester wieder finstere Stimmungen und er dachte nach über den Wert des Lebens. Die ganze Mühe und Not galt ja nur einem Grabe. Aber einem ehrlichen. Und ehrlich konnte es nur heißen, wenn

es verdient war durch Arbeit und Leistung. Da that er sich wieder, wie so oft, das Gelübde, sein Teil in der Welt zu leisten. Bescheiden, wie es ihm vom Schicksal eben zugefallen war.

Nun hatte er in diesem Herbste endlich auch die Genugthuung, ein eigenes Feld der Thätigkeit zu erhalten, wofür er selbst die Verantwortung trug: Leutnant Schubart erkrankte an Rheumatismus und die Rekruten wurden in Vertretung vor der Hand Sylvester allein überwiesen. Jetzt störten ihn auch die Einsprachen des Hauptmanns nicht mehr, denn er kannte den Dienst, er fühlte sich ziemlich sicher in allem, was es zu thun gab.

Da er endlich ein Ziel vor sich hatte: gut abzuschneiden mit seinen Leuten, die er wahrscheinlich selbst vorstellte, begann er sich auch immer mehr für die Kleinigkeiten des Dienstes zu interessieren.

Hauptmann von Trucks sagte ihm einmal eines Sonnabends abends im Kasino, als sie Eldenfleths Klavierspiel zuhörten:

— Passen Sie auf, mit den Rekruten legen wir noch Ehre ein!

— Glauben Herr Hauptmann wirklich?

— Ja, freilich. Es geht famos. Voriges Jahr hätte ich das nun und nimmer gedacht, daß Sie Ihre Sache so gut machen würden!

— Es war auch das erste Mal! — antwortete Sylvester geschmeichelt, und der kleine Hauptmann meinte lachend:

— Sie haben wohl voriges Jahr eklig über mich geschimpft, was?

— Ein bißchen, Herr Hauptmann!

— Das heißt also kolossal!

Da rückte Sylvester damit heraus, daß er sich sogar eigentlich hatte über Hauptmann von Trucks beschweren wollen. Sein Kompagniechef antwortete, als ob sich das ganz von selbst verstünde:

— Habe ich als junger Leutnant genau so gemacht! Ich glaubte immer, wenn mich mein Hauptmann einen Stiefelappell abhalten ließ, das sei unter meiner Würde und bedeute einfach eine persönliche Beleidigung. Ach Gott, das ist nun mal so! Aber man kommt auch drüber 'raus, wenn man älter wird und erst einsehen lernt, daß von so einem elenden, dummen Stiefelappell im Felde unter Umständen die Kriegsbrauchbarkeit einer Truppe abhängen kann. Bei mir hat übrigens Sturm und Drang viel länger gedauert! Sie sind — nehmen Sie mirs nicht übel, merkwürdig ernst und vernünftig für Ihr Alter!

Sylvester wollte kein unverdientes Lob empfangen:

— Ich muß vernünftig sein, Herr Hauptmann!

— Wieso?

— Aus pekuniären Gründen, Herr Hauptmann!

— Ah so . . . so . . . nun, ich bin auch kein Krösus . . . übrigens . . . hm . . .

Hauptmann von Trucks wollte über die Geldfrage hinweghelfen, aber es dauerte einen Augenblick, bis er etwas fand, weil er ein wenig zerstreut der Musik zugehört hatte:

— Wie alt sind Sie eigentlich, lieber Geyer?

— Fast einundzwanzig, Herr Hauptmann!

— Ach . . . Sie sehen aber aus wie . . . wie . . . vierundzwanzig, fünfundzwanzig!

Dann lauschten sie dem „Feuerzauber“, den Gülsenhaus verlangt hatte, weil er der Mode gemäß gerade für die Nibelungen schwärmte.

69.

An seinem Geburtstage machte sich Sylvester einen Scherz, setzte sich an seinen alten Schreibtisch, tauchte die Feder in das gewonnene, schöne Meißener Porzellantintenfaß und schrieb sich selbst einen Brief. Er wollte zuerst nur einer Laune folgen und als Geburtstagsfreude einmal übermütig sein, da sonst in seinem Leben Freude und Übermut nur eine karge Statt fanden, aber unter den Händen wuchs ihm der Brief, ward lang und geriet schließlich zu einer Art von Selbstgeständnis.

Er las die Zeilen nicht noch einmal durch, sondern warf sie selbst in den Kasten und sandte sie nach Blasewitz, um er sie am Neujahrstage bei der Mutter vorzufinden. Er mußte am ersten Januar in Dresden ins Schloß, um mit seinem ganzen Regimente bei der Neujahrscour zu erscheinen. Als er nachmittags in Blasewitz zum Essen kam, das seinetwegen später gelegt worden war, übergab ihm die dicke Fanny den Brief:

— Da, Sylvester, Prost Neujahr!

Auf der Adresse hatte er seine Handschrift verstellt, sodaß niemand wußte, von wem der Brief herrührte.

— Willst Du nicht erst lesen, wir warten noch mit dem Essen! — schlug die Mutter vor. Doch Sylvester

hatte keine Eile, sondern steckte das Schreiben in den Ärmelaufschlag seines Überrockes.

Zum ersten Male, seit der Vater gestorben war, obwohl nun schon über dreiviertel Jahre seither vergangen, herrschte etwas lebhaftere Stimmung. Sylvester mußte von der Gratulationscour erzählen und den Schwestern einzelne Offiziere Dresdener Regimenter nennen, die er gesehen. Die jungen Mädchen sagten dann jedesmal, ob sie den Betreffenden von den Bällen her kannten oder nicht. Dann wollten sie wissen, wie die Herrschaften ausgesehen hätten und hatten tausend Fragen und Bemerkungen, zu denen Onkel Gottfried schwieg, weil er sich um das alles nicht kümmerte. Nur manchmal machte er ein Gesicht, als wollte er sagen:

— Ihr armen Dinger! Wozu habt Ihr nun Zeit und Geld beim Ausgehen verloren, da es Euch doch zu keinem Manne verholfen hat!

Nach Tisch endlich zog sich Sylvester in einen Winkel zurück, besah seinen Brief von allen Seiten, prüfte den Poststempel, öffnete schließlich vorsorglich und begann zu lesen:

Cölln bei Meißen, Kaserne, Zimmer No. 441
am 31. Dezember 1881.

Lieber Sylvester!

Ich schreibe Dir diesen Brief an Deinem Geburtstage zum Jahreswechsel, um Dir zu beiden Glück zu wünschen. Ob ich das freilich so unbedingt zu Deinem Geburtstage kann, weiß ich denn doch nicht, denn ich halte Deine Anwesenheit auf diesem trefflichen Planeten nicht unbedingt für ein Glück. Für Dich vielleicht, aber für die anderen? Wer bist Du denn, daß Menschen

Glück empfinden sollten durch Deine Anwesenheit? Du bist zwar kein Dieb und kein Mörder, aber dennoch hast Du eine Menge auf dem Gewissen. Was fragst Du mich? Wo soll ich anfangen und wo enden? Ich will Dich Dir einfach in ein paar Worten selber schildern. Du bist heute einundzwanzig Jahre alt geworden und trotzdem hast Du es noch nicht weiter als bis zum Sekondleutnant gebracht. Du bist arm, sehr arm sogar — also mußt Du Dir auf dieser Erde sehr viel versagen, denn die Genüsse, die großen Erfahrungen, Kenntnisse sind nur für Reiche gemacht. Was anderen spielend zufällt, wirst Du Dir erst schwer erwerben müssen oder nie besitzen dürfen. Aber vielleicht hat Deine Armut auch ihr Gutes, und darum mußt Du für das bißchen Gute auch noch dankbar sein, da es andere Mitmenschen giebt, denen alles versagt worden ist. Gegen Solche betrachtet bist Du also sogar noch reich. Wenn Du nun fragst, worin das besteht, was ich das Gute an Deiner Armut nenne, so antworte ich Dir so:

Du kannst nicht blasiert werden, lieber Sylvester, denn Du siehst und erfährst, kostest und genießest so wenig, daß Dir bis an Dein Ende noch Stoff genug bleibt. Du kannst durch Vergnügungen nicht Deine Pflicht vernachlässigen, denn Du bist nicht im Stande, Dir Vergnügungen zu leisten. Du kannst nicht hochfahrend oder eingebildet werden, denn Du mußt Dich bei Deinem Mangel an irdischer Habe immer anderen gegenüber gedrückt fühlen. Du kannst nicht Spieler, Säufer oder Weiberjäger werden, denn zu diesen drei Dingen gehört wenigstens ein bißchen Geld, und Du

hast gar keins. Zum Modefatzke hast Du keine Anlage, weil Du froh bist, wenn nur Deine Kleider halbwegs anständig sind. Aber wenn Du vor alledem bewahrt bleibst, so darfst Du Dich nun etwa nicht etwa dicke thun, daß Du ein Mensch wärest, der alle diese schlimmen Eigenschaften nicht besitzt, denn Verdienst Deinerseits ist nicht dabei, sondern Deine Anmut allein ist daran schuld. Was Deinen Charakter betrifft, so ist es überhaupt damit nur so so, denn Du hast manchen schweren Fehler und wenig gute Seiten. Vor allen Dingen bist Du nicht dankbar genug. Deiner Mutter verdankst Du das Leben, verdankst ihr alles und Du bist doch manchmal ungeduldig gegen sie und kommst ihr nicht liebevoll genug entgegen. Undankbarkeit ist aber die traurigste Eigenschaft, die es giebt. Dann bist Du oft trotzig, was Du schon als Kind gewesen bist. Du kannst verrannt sein und nicht nachgeben wollen, auch wenn Du ganz genau weißt, daß Du im Unrecht bist. Du bist endlich jähzornig. Du ärgerst Dich plötzlich über Sachen, die es gar nicht wert sind und setzest Dich ins Unrecht manchmal durch Deinen Zorn, wo Du eigentlich im Rechte warst. Schließlich bist Du viel zu sehr von Deinen Stimmungen abhängig, die Du bekämpfen solltest, statt Dich darin gehen zu lassen. Im Ganzen müßtest Du versuchen, einen gleichmäßigeren Charakter zu bekommen, freier und sicherer zu werden, und das kannst Du nur, wie Dein Onkel Gottfried behauptet, indem Du Dir eine feste Anschauung von Leben und Menschen bildest und einen Standpunkt gewinnst. Dazu aber mußt Du eben älter werden und dazu verhilft Dir ja das Jahr 1882, das Du mit morgen antreten wirst. In diesem Jahre hast Du viel

an Dir zu arbeiten. Du mußt dienstlich vorwärtskommen, denn im Dienste fehlt Dir noch sehr viel. Dann mußt Du vor allen Dingen lesen und lernen, denn Du bist sehr ungebildet und weißt gar nichts. Dein Onkel Gottfried sagt, das wären die Folgen der Kadettenhauserziehung. Ob er recht hat, weiß ich nicht.

Und nun, mein lieber Sylvester, lebe wohl. Sei mir nicht böse, daß ich versucht habe, Dir die Wahrheit zu sagen. Gelungen ist es mir nicht, denn Deine schlechten Seiten habe ich noch nicht in das rechte Licht gesetzt und habe sehr viel vergessen. Gute Seiten hast Du nicht allzuviel. Sieh zu, daß Du sie vermehrst. Behalte lieb Deine Schwestern, die sehr gute Mädel sind, wenn Du's auch oft nicht einsiehst, Deinen Onkel Gottfried, der in seiner Güte und Großmut die Stütze Deiner Familie geworden ist, die gute, alte Tante Gustel und vor allem Deine Mutter, Deine liebe, liebe, liebe Mutter, die beste Mutter, die es auf der Welt überhaupt giebt!

Gute Nacht, lieber Sylvester, im alten Jahr, Prost Neujahr im neuen Jahre, wenn Du dieses liest.

Bessere Dich!

Deinem Freunde
Eldenfleth ein fröhliches
Prost Neujahr!

Dein alter Freund
Sylvester von Geyer
Sekondleutnant im 14. Kgl. Sächs.
Infant.-Reg. Nr. 216.

Sylvester hatte den Brief am Tage vorher so schnell geschrieben, daß er sich nun selbst über einzelne Stellen wunderte, die ihm nicht mehr gegenwärtig waren. Manchmal lachte er laut auf und schließlich lief er damit zur Mutter:

— Lies, Mutter! Bitte, lies mal!

Und während sie las, setzte er sich neben sie und sah ihr über die Achsel. Sie verstand zuerst garnicht — als sie ihres Sohnes Schrift erkannte — was das eigentlich heißen sollte.

— Lies nur, lies! — sagte er jedoch immer wieder. Als sie bis zur Unterschrift gekommen war, wandte sie sich zu Sylvester um und küßte ihn, was sie nur küssen konnte, mit Thränen in den Augen, indem sie voller Rührung rief:

— Das hast Du geschrieben, Kindli? Wirklich, Du hast das geschrieben?

— Ja, warum nicht, Mutter?

— Weil es so schön ist!

— Aber, Mutter ...

Doch sie nahm den Bogen Papier vor und fing noch einmal an, Zeile für Zeile die Schrift ihres Sohnes zu durchfliegen. Da trat Onkel Gottfried hinzu:

— Darf ich sehen, Sylvester?

— Natürlich, Onkel, aber bitte, Du darfst es auf keinen Fall den Schwestern sagen oder irgend jemand. Sonst werde ich ausgelacht!

Während der Onkel las, versicherte die Mutter Sylvester, er werde nicht ausgelacht werden. Sein Brief wäre zu schön, und Onkel Gottfried rief:

— Junge, wie bist Du denn auf die verrückte Idee gekommen? Und gar nicht übel. Hier und da holprig und nichtssagend, aber im Ganzen, hm .... gar nicht dumm. Kerl, Du solltest Romane schreiben. Vielleicht hättest Du Talent dazu! Und Geld bringt's auch!

Aber Sylvester lachte ihn aus.

70.

In den nächsten Tagen setzte sich Sylvester an den Schreibtisch und wollte versuchen, etwas zu schreiben. Onkel Gottfrieds Äußerung „Geld bringts auch“, ging ihm im Kopfe herum. Doch alle Mühe war vergebens. Er saß und saß, kaute am Halter, verschmierte ein paar Bogen Papier, aber es gelang nicht. Nicht eine Zeile fiel ihm ein.

Doch er verlor nicht den Mut, weil er hoffte, eine günstige Stunde würde es bringen. Und er träumte von großen Nebeneinnahmen durch seine Arbeit und malte sich aus, wie er dann imstande wäre zu Weihnachten Mutter, Schwestern, Tante neue Kleider zu schenken, oder doch wenigstens den Stoff, damit sie sich selbst anfertigten, was sie brauchten. Er wollte zur Miete beitragen und heimlich Mariechen für die Wirtschaftskasse was zustecken. Er selbst brauchte ja nichts, er kam ja schon so aus.

Aber seine Träume zerrannen, er zermartete sich den Kopf und fand keine Handlung, keine Personen, nicht einmal ein guter Anfang gelang ihm. Er gab es auf. Eine Zeit lang dachte er noch an Übersetzungen aus dem Französischen, doch Onkel Gottfried, dem er davon sprach, meinte, die Bezahlung würde schlecht sein und er als aktiver Offizier immer Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten haben. Dazu traute sich Sylvester nach reiflicher Überlegung doch keine genügenden Sprachkenntnisse zu und ließ endlich auch diesen Plan fallen.

Er war soweit wie vorher und der Dienst von früh bis abends ging wieder seinen gleichmäßigen Gang. Bis zur Rekrutenvorstellung arbeitete Sylvester mit allem Eifer,

beaufsichtigte auch noch die Instruktionsstunden der Unteroffiziere und fand sich zu jedem Appell ein. Dafür hatte er die Genugthuung, daß seine Leute gelobt wurden und seine Thätigkeit im besonderen Anerkennung fand.

Nach der Besichtigung, noch in Helm und Schärpe, sagte ihm Hauptmann von Trucks:

— Danke, danke, das ist Ihr Verdienst!

— Aber bitte gehorsamst, Herr Hauptmann! — erwiderte Sylvester freudig beschämt, glücklich und stolz seinen ersten dienstlichen Erfolg gehabt zu haben, gehoben durch die Anerkennung, die ihm geworden.

Der Hauptmann hatte ihn als Dank am Besichtigungstage zu Tisch eingeladen und Sylvester betrat das Kasino fiel freier und sicherer als sonst. Er empfand das Hochgefühl gethaner Pflicht, geleisteter harter Arbeit und des Erfolges. Man trank ihm von den verschiedensten Seiten zu, weil man dem stillen, zurückgezogenen Kameraden, den alle gern mochten, das „gute Abschneiden" von Herzen gönnte. Auch Eldenfleth hob sein Glas, etwas schmerzlich zwar, denn er war am Morgen, wo auch seine Kompagnie ihre Rekruten vorgestellt, tüchtig heruntergemacht worden.

— Bei mir ist's schief gegangen, Sylvester! — klagte er ihm nach Tisch sein Leid, und später erzählte Leutnant von Sczceronowski, ein schwarzhaariger, ungemein lebhafter Pole, der die Rekruten vorgestellt und Eldenfleth unter sich gehabt:

— Lieberrr Geherrr, es ist gar keen Wunderrr, der Eldenfleth ist zu phlegmatisch. So ruhig und sicher, aber kein Murrr dahinter. Unser Hauptmann — Müller I — er hat famose Pferde — saggt immer: Leben in die Bude! Leben in die Bude!

Auf diese Langsamkeit und ruhige, norddeutsche Behäbigkeit hatte Sylvester noch niemals geachtet. Jetzt fiel sie ihm auf, und wenn er so seinen großen, blonden Freund betrachtete, wie er drüben im Lehnstuhl saß und die Zeitung las, da mußte er dem Polen Recht geben. Aber doch war ihm der Freund lieb, so wie er war. Und nun, wie es im Leben ging, daß man etwas, worauf man einmal aufmerksam geworden, plötzlich meinte, zufällig überall zu entdecke, fand Sylvester an Eldenfleth eine Menge Eigenschaften, auf die jenes „kein Murrr dahinter" paßte. Schon die Wahl seiner Musikstücke sprach für den Charakter eines langsamen, dauerhaften Nordmenschen. Nichts frohes, keckes, leichtes stand auf Eldenfleths Programm, nur ernste, gediegene, schwere oder doch schwermütige Musik.

Hauptmann von Trucks setzte sich noch einmal zu Sylvester:

— Was machen sie eigentlich so außer Dienst? Man sieht Sie so wenig!

— Ich bin gewöhnlich auf meinem Zimmer.

— Aber doch nicht die ganze Zeit?

Sylvester lächelte und sagte verschmitzt:

— So gar viel Zeit habe ich gar nicht!

Der Hauptmann gab im selben Ton zurück:

— Es giebt wohl zuviel Dienst bei der Kompagnie?

— Für mich nicht!

— Also jetzt mögen Sie den Dienst?

— Wenn ich sehe, daß ich etwas erreiche, jawohl, Herr Hauptmann.

Der kleine, nervöse Vorgesetzte rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her und meinte schließlich:

— Sie sind wohl sehr ehrgeizig?

Sylvester antwortete mit strahlenden Augen:

— Ich möchte etwas leisten in der Welt!

— So jung und schon solche Gedanken? Die meisten brauchen Jahre, ehe sie wirklich für unseren Beruf Ehrgeiz bekommen und dann ist es oft einfach eine Eitelkeitsfrage. Sie sind Ihren Jahren voraus! Ich sagte Ihnen ja schon mal ähnliches. Erinnern Sie sich?

— Jawohl, Herr Hauptmann, aber ich habe auch schon erklärt, warum ich alles vielleicht ein wenig ernst nehme. Ich habe kein Geld!

Diesmal ging Hauptmann von Trucks nicht darüber hinweg, sondern fragte teilnehmend:

— Da Sie mir selbst von Ihren Verhältnissen sprechen, ist es wohl nicht indiskret, wenn ich wissen möchte, was Sie „kein Geld“ nennen?

— Ich beziehe keine häusliche Zulage! Nicht einen Pfennig!

— Ach ....

Er war doch sehr erstaunt und blickte unwillkürlich Sylvester von der Seite an, als wollte er sagen: „Alle Achtung, Du armer Kerl!“ Dann begann er seinem Leutnant von der eigenen, ersten Offizierszeit zu erzählen, wo er aber immer noch seine zwölf Thaler monatlich bezogen. Wie sie mehr und mehr ins Gespräch kamen, berichtete er von unglücklichen Familienverhältnissen, die ihm seine ganze Jugend verbittert. Sein einziger Bruder habe sich auf die schlechte Seite geworfen und ihn, der ihm nichts mehr habe geben wollen, weil es in ein Faß ohne Boden fiel, mit dem Revolver bedroht. Seine

Schwester habe, als sein Vater gestorben, sich mit ihm über jede Kleinigkeit der Erbschaft gestritten und heute grüßten sie sich nicht einmal mehr. Seine Mutter habe er nie gekannt. Hauptmann von Trucks war noch erregter geworden als sonst:

— Ich bin ein bißchen nervös, lieber Geyer, was?

Sylvester machte eine ausweichende Geberde.

— Ja, ja, verstehe schon, das heißt soviel wie ja! Aber ich habe eine Entschuldigung, lieber Geyer. Zehn Jahre habe ich mich mit meiner Familie herumgehauen. Prozesse habe ich gehabt, Angriffe, Schmähbriefe, Gemeinheiten zu ertragen gehabt fortwährend von diesem Lumpenpack. Sehen Sie, da wird man nervös.

Er wischte sich hastig den Schnurrbart mit dem Taschentuch, seinen Riesenschnurrbart, der ihm zu seinem zarten Gliederbau und dem schmalen, kleinen Gesicht so eigentümlich stand, dann schlug er Sylvester freundschaftlich mit der flachen Hand auf den Schenkel und sagte:

— Ich wollte Sie nur trösten, lieber Geyer! Es ist nicht alles Gold, was glänzt, jeder von uns trägt eben seinen Packen Leid mit sich herum. Einer zeigt es mehr, der andere weniger. Also Sie sehen, andere sind unter Umständen auch schlimm daran. Ich habe ein bißchen Geld — ein bißchen, reich bin ich auch nicht. Sie keins. Dafür habe ich gemeine Familienverhältnisse, traurige, niederziehende ... ja ... ja ... daß man einen Ekel an der ganzen Menschheit kriegen könnte! Sie haben wahrscheinlich glückliche. So gleicht sich's aus.

Sylvester fühlte das Bedürfnis, dem Manne, der ihm so plötzlich sein Herz ausgeschüttet, zu beweisen, daß auch in seiner Familie ein Kreuz zu tragen sei:

— Herr Hauptmann, ganz glücklich, nein — denn etwa vor einem Jahre erst ist mein Vater gestorben!

— Ich weiß, ja. Sie nahmen ja damals so plötzlich Urlaub ... Aber sonst sind doch Ihre Familienverhältnisse glücklich?

Sylvester antwortete mit strahlendem Ausdruck:

— Jawohl, Herr Hauptmann. Und eine Mutter habe ich, wie es keine andere giebt!

— Ja, ja, Mutter! Man hört immer so von Mutterliebe! Ich habe meine Mutter nicht gekannt. Ich verstehe ja davon nun einmal nichts!

Fast bitter hatte es der Hauptmann gesagt, und Sylvester kam dabei ein Gedanke: sein Vorgesetzter sollte, mußte seine Mutter, seine liebe, gute Mutter einmal kennen lernen. Er war stolz, eitel auf sein Mütterchen und schlug hastig vor:

— Wenn Herr Hauptmann mal zu uns kommen wollten!

Er bereute fast seine Worte, denn was konnten sie zu Hause bieten? Sollte der Hauptmann blos ihre Armut sehen? Er setzte die Mutter ja nur in Verlegenheit, denn sie sahen sonst keinen Menschen aus Sparsamkeitsrücksichten!

Aber schon hatte der kleine, lebhafte Mann die Idee mit Freuden aufgegriffen und rief so laut, daß einige der umsitzenden Kameraden, die ihre Zeitung lasen oder schweigend ihre Cigarre rauchten, aufzumerken begannen:

— Natürlich, natürlich komme ich zu Ihnen! Ihre Frau Mutter muß ich kennen lernen! Abgemacht, ich komme. Ich fahre mal Sonntags mit Ihnen herüber, dann kann Gülsenhaus die Kompagnie hüten, oder, da der wohl weg will, Schubart. Also abgemacht. Unbekannterweise soll Ihre verehrte Frau Mutter leben!

Sie stießen mit den Gläsern an, in denen noch eine Neige Bier war.

Am anderen Tage machte sich Sylvester Vorwürfe über die Aufforderung. War es die leichte Eitelkeit gewesen, daß sein Kompagniechef bei seiner Mutter verkehren sollte? Schlummerte im Hintergrund der Gedanke, daß er sich mit seinem Vorgesetzten gut stellen wollte? Oder war es ein Erbteil des Vaters im Blut, die freigebige Ader, gern Gäste zu sehen? Sylvester wurde nicht klar darüber, nur eins wußte er, wenn er an das dachte, was ihm der Hauptmann von seiner Familie erzählt: es gab doch auch anderwärts viel Jammer und Elend in der Welt!

71.

Doch Woche auf Woche verstrich ohne, daß Hauptmann von Trucks Anstalten getroffen, Sylvester zur Mutter zu begleiten. Der Jahrestag vom Tode des Vaters kam und der junge Offizier erbat sich Urlaub für diese Gelegenheit. Keine Erwähnung fand statt, der Hauptmann schien sein Versprechen vergessen zu haben. Nun war es für Sylvester fast peinlich darum gebeten zu haben.

Er war jetzt breiter noch und stattlicher geworden und sein Schnurrbart dicht und lang. Wenn er auf der Straße ging drehten sich hier und da die Leute um mit einem freundlichen Lächeln die Wohlgestalt des jungen Offiziers messend. Die Nase, früher zu unvermittelt aus dem Gesicht springend, und durch die bartlosen Lippen

ein wenig ungeschlacht und mächtig, stand ihm nun sehr gut, weil der Bart sie kleiner erscheinen ließ.

Einmal hörte Sylvester, wie Mariechen zu Onkel Gottfried sagte:

— Sylvester ist doch eigentlich ein sehr hübscher Mensch! — und ihn antworten:

— Sage es ihm nur nicht, sonst wird der Junge noch eitel!

Das machte Sylvester großen Spaß. Aber eitel wurde er nicht. Immer behielt er im Gegenteil einen kleinen Mangel an Selbstvertrauen, einen Zweifel am eigenen Können. Es blieb ihm in seinem Wesen ein Rest von Unbefriedigt-sein. Er sehnte sich nach einem Großen, Entfernten, nach irgend einer Offenbarung, die ihm werden sollte, nach einem Vorkommnis, das ihn ganz erfassen und ganz befriedigen müßte.

Einmal hatte er gemeint, als er damals Eldenfleth kennen gelernt, in der Freundschaft ganz aufgehen zu können. Er war begeistert, emporgehoben, erfüllt von dem Gedanken gewesen. Der Zeit erinnerte er sich noch, wo schon das Wort, „mein Freund" ihm heimatlich geklungen, ihn gefangen genommen. Jetzt hatte das etwa von seinem Zauber eingebüßt. Sylvester mochte Eldenfleth noch eben so gern wie früher, nur die erste Begeisterung war vorüber. Sie hatten sich sehr lieb, sie teilten miteinander Freud und Leid, doch es war in ihr Verhältnis zu einander Ruhe und Stillstand gekommen, dieselbe Sicherheit und Unerschütterlichkeit, die in des Freundes ganzem Wesen lag. Kein Werden und Wachsen, kein Sehnen und Schwärmen war es mehr, was die jungen Leute verband.

Aber diese Sicherheit machte den jungen Offizier glücklich, sie schien ihm ein Fels, ein Rückhalt zu sein, unwandelbar für Zeit und Ewigkeit, und immer wenn er an den Freund dachte, bei kleinen Störungen und Kämpfen des Lebens, dann empfand er Beruhigung, Sättigung, Frieden.

Die Natur Eldenfleths war mehr passiv. Er verbarg sein bestes im Innern und wenn auch Sylvester seine Gesinnung kannte und sie täglich aus dem Händedruck und dem ganzen Wesen herausfühlte, so fehlte ihm doch das Anregende, Mitreißende, das zu großer Schwärmerei und Begeisterung gehörte. Nur in der Musik sprach sich Eldenfleths Innerstes aus, in den Liedern gab er es von sich, wo ihm ein anderer die Sprache der Empfindung in den Mund gelegt. Aber wenn jetzt Sylvester denen wie früher lauschte, dann kam eine Unruhe, ein Sehnen über ihn, das ihn heraushob aus dem tiefen, doch milden, ruhigen Bann dieser Freundschaft. Dann hatte er das Bedürfnis allein zu sein.

Die Sommertage waren wundersam schön und Sylvester unternahm manchmal abends, wenn er dienstfrei war einsame Spaziergänge. Ein anderer mit ihm, hätte ihn gestört, denn dann mußte er sich seinen Wünschen fügen, mußte sich unterhalten und schließlich irgendwo einkehren: das war immer das Ende. Dazu hatte Sylvester keine Lust und kein Geld. Oft wenn er auf dem Schießstande draußen im Triebischthal hatte schießen lassen, nahm er die Karte vor und suchte nun auf eigene Faust von der Straße weichend die Höhen hinankletternd, einen Weg nach Haus. Freilich blieb er dabei immer auf dem einen Elbufer, denn er war in seinen Ausgaben

so peinlich geworden, daß er nicht einmal die 10 Pfennige Übersetzen für den Schiffer ausgeben wollte, sondern regelmäßig nach Meißen zurückkehrte, um über die Brücke das andere Ufer zu gewinnen.

Diese Stimmung des Sehnens hielt an mit dem schönen Wetter. Je weiter er seine Wanderungen ausdehnte, je mehr schöne Fernblicke er gewann an den Thalrändern der Elbe, über dunkeln Wald, gelbe Saaten, blaue Wasserspiegel, rotgedeckte Dörfer im Grünen, desto mehr begann sich sein Naturgefühl zu entwickeln. Er träumte dann von fernen Gegenden, von der ganzen Welt, die er ja nicht kannte, weil er nie hatte reisen können. Er beschäftigte sich bei seinen Spaziergängen mit seinen Erinnerungen, mit Träumen einer unbestimmten Zukunft.

Er wollte weiter sein, er wollte die Entwicklungszeit des Sekondleutnants durchgemacht und überwunden haben. Als etwas Sicheres erschien ihm der Premierleutnant. Dann war er nicht mehr der Lernende bei der Kompagnie: dann war er der Helfer des Kompagniechefs, der den ganzen Dienst ebenso gut kannte wie dieser und in wenigen Jahren sein Nachfolger wurde. Dann hatte er fünfzehn Mark mehr Gehalt und war vielleicht imstande der Mutter zu helfen, denn er richtete sich jetzt schon finanziell von Monat zu Monat besser ein. Er hatte immer mehr den Wert des Geldes erkannt, und wußte jetzt — was er noch vor einem halben Jahr nicht gekonnt hätte — von den meisten Gegenständen zu bestimmen was sie kosten durften.

Mit einem Male fiel ihm ein neues Ziel ein: die Ehe. Wenn er heirate? Damals als Onkel Gottfried von der Möglichkeit gesprochen, war er fast rot geworden, so wenig vermochte er sich in die Rolle des Ehemannes

hineinzudenken, und jetzt erschien es ihm schon als ferne dämmerndes Ziel, dem er trotz seiner zweiundzwanzig Jahre allmählich zustreben konnte. Das Leben in der Kaserne auf seinem Zimmer hatte er satt, das Essen im Kasino erst recht, und da er verurteilt schien, viele Jahre hindurch so weiter zu leben, so leuchtete ihm aus diesem ewigen Einerlei der Gedanke an den eigenen Herd wie ein freundlicher Stern.

„Meine Frau“, fast schämte er sich es auszusprechen. Dennoch machte er sich immer mehr mit dem Gedanken vertraut. Er dachte an Onkel Gottfrieds Erklärung der Kommiß-Ehe und an seine Theorie mit der Annäherung an ein junges Mädchen und der Entfernung falls man glaubte, daß man sie doch nicht heiraten könnte. So wollte er es machen. Er mußte vernünftig sein.

Aber während er sich das zurechtlegte, kamen ihm wieder Zweifel und er war gewiß, doch nur ein Mädchen zu heiraten, das er liebte und keine andere. Nur kannte er ja niemand, und von selbst machte man keine Bekanntschaften, sondern man mußte sich eben darum bemühen. Deshalb beschloß er sich ein wenig in Gesellschaft in Meißen zu zeigen, das ließ sich schon machen, wenn er dabei alles vermied, wo es Ausgaben gab. Aber er wollte es noch bis zum Winter verschieben.

In seinem Militärleben hatten die Frauen bisher keine Rolle gespielt. Die leichten Siege seiner Kameraden verschmähte er aus Ekel, aus Schüchternheit und aus Geldmangel. In die Nähe anderer Frauen hatte er sich noch kaum begeben. Er kannte eigentlich nur die Regimentsdamen und auch von denen blos eine Anzahl näher, denn in dem großen Offizierkorps war es, da die meisten mit

beschränkten Mitteln rechnen mußten, nicht Sitte, daß die Verheirateten alle Leutnants einluden.

Sylvester hatte von seinen Plänen Eldenfleth nichts gesagt, während er ihm sonst alles anvertraute. Es war ihm, als ob er dem Freunde untreu würde, wenn er mit Heiratsgedanken käme, und dann schämte er sich wieder. Er fürchtete, jener möchte sagen, er sei noch zu jung. Wenn man Sylvester für sehr jung hielt, ärgerte ihn das immer, weil er gern wie dreißig Jahre ausgesehen hätte. Und doch kam zwischen Sylvester und Eldenfleth am Tage vor dem Ausrücken ins Manöver etwas zur Sprache, das wie seine Pläne klang.

Sie hatten ihre paar Habseligkeiten für die Herbstübungen eingepackt und saßen nun in Sylvesters Zimmer, „nur bis zehn", wie sie ausgemacht, weil sie am anderen Morgen sehr zeitig ausrücken mußten.

— Soll ich Dir mal was beichten, Sylvester? — fragte Eldenfleth nach langer Pause, denn sie waren müde beide.

— Nun?

— Vom ersten Oktober ab will ich ein bißchen in Gesellschaft gehen!

— Hier?

— Ja, Dresden ist zu teuer!

Sylvester sah den Freund listig an und forschte:

— Warum?

— Warum zu teuer? Na ich denke, das ist man klar!

— Nee, warum Du in Gesellschaft gehen willst?

— Mein Bataillonskommandeur hat mich heute früh herangekriegt. Er meint, das gehörte dazu. Ich hätte

mich nun mit dem Dienst so'n bißchen eingerichtet, nun sollte ich auch mal tanzen!

— Wenn ich nun mitmachte?

— Was? Das wäre ja famos! — rief Eldenfleth fröhlich, und redete Sylvester zu. Sie besprachen die Kosten, die es verursachen würde und kamen überein, daß der wesentlichste Posten der Mehraufwand an Kleidung sein würde. Und wie sie so ihre Berechnungen anstellten und sich überlegten, wem man denn Besuche machen müsse, warf zwischendurch Eldenfleth so die Worte hin:

— Vielleicht findet man nebenbei noch eine Frau!

— Willst Du denn heiraten?

— Ich habe noch nicht daran gedacht. Aber meine Mutter möchte es gern!

— So, hat sie Dir's gesagt?

Sylvester war begierig auf die Antwort. Er wollte auch gern sein Geständnis machen, doch er traute sich nicht recht, und der Freund fuhr fort:

— Gesagt nicht gerade, aber sie meint man immer nur so: jung gefreit hat niemand gereut!

Nun wagte Sylvester seinen Vorstoß:

— Glaubst Du nicht, daß wir noch zu jung zum heiraten wären?

— Ich glaube, daß es darauf ankommt, wie man sich selber fühlt.

— Du fühlst Dich also danach?

Da fing Eldenfleth an zu lachen und meinte, er habe eigentlich noch nicht recht darüber nachgedacht. Aber im Stillen sagte sich Sylvester, daß sein Freund reif und fertig genug seit langem schon zum Heiraten sei. Nur für sich selbst hatte er Angst wegen seines Mangels an Sicher-

heit und Selbstvertrauen. Er wollte lieber darüber schweigen und auch Eldenfleth nicht ins Vertrauen ziehen, weil es ihm vorkam, als dürfe man solche Angelegenheiten niemandem gestehen, auch nicht dem besten Freunde, doch es quälte und reizte ihn, sodaß er nicht mehr an sich halten konnte, sondern endlich herausplatzte:

— Glaubst Du, daß ich reif wäre zum Heiraten?

— Warum?

— Ich möchte's nur wissen!

— Du Schlaumeier! Warum möchtest Du's wissen?

— Weil ich möchte.

Eldenfleth rief belustigt:

— Du weißt wohl schon eine?

— Nee Du?

— Ich nicht. Ich will ja gerade suchen!

— Ich ja auch!

Nun lachten sie noch über ihr gegenseitiges Geständnis, aber Eldenfleth mußte gehen, die verabredete Zeit war schon überschritten: die Uhr zeigte zwanzig Minuten über zehn.

Als Sylvester allein war, konnte er lange Zeit nicht einschlafen trotz seiner Müdigkeit und obgleich er wußte, daß es galt, am nächsten Morgen so zeitig aufzustehen. Immer wälzte er die bange Frage im Kopf herum, ob er reif sei zur Ehe. Vergebens redete er sich ein, daß man es schon sei, wenn man das Bedürfnis empfände zu heiraten. Er glaubte nicht recht daran. Er hielt sich doch noch für zu unfertig und unreif, für zu jung und ohne genügende Lebenserfahrung und Klugheit.

72.

Seitdem Sylvester Offizier war, hatte er außer beim Tode des Vaters noch niemals einen längeren Urlaub genommen. Nun nach dem Manöver wollte er es thun. Gülsenhaus hatte schon im Juni einen Urlaub von vier Wochen gehabt, angeblich um wegen Magenkatarrh eine Badereise zu machen und Schubart war zu einer anderen Kompagnie versetzt worden. Deshalb fragte Sylvester nach Entlassung der Reservisten, die mit Geschrei und Reservemanns Lieder-Sang eben abzogen, Hauptmann von Trucks:

— Darf ich gehorsamst fragen, ob Herr Hauptmann auf Urlaub gehen?

— Wollen Sie mich gern los sein?

Sylvester lachte:

— Nein, Herr Hauptmann, aber ich wußte nicht, ob genügend Offiziere bei der Kompagnie bleiben, wenn Herr Hauptmann gingen. Ich möchte gern auf ein paar Tage fort, wenns möglich ist!

— Wohl zu Muttern? — sagte der Kompagniechef freundlich, der jetzt immer sehr liebenswürdig gegen Sylvester war, weil sein Leutnant im Dienst brauchbarer und tüchtiger wurde. Dabei faßte er sich an die Stirn, indem er im Ton eines Vergeßlichen rief, dem eben etwas einfällt:

— Weiß der Teufel, ich habe ja ganz vergessen, Ihrer Frau Mutter einen Besuch zu machen!

Und sofort schlug er vor, er wolle Sylvester begleiten, um das Versäumte nachzuholen.

Acht Tage Urlaub erhielt der junge Offizier. „Moltke"

hatte zwar ein wenig gebrummt, doch weiter keine Schwierigkeiten gemacht, da er nur noch ein paar Tage das Bataillon führte. Er war nach Dresden ins Kriegsministerium befehligt worden. Unterwegs wurde Sylvester wieder bange, wie sein Kompagniechef es bei ihnen finden möchte und er bereitete ihn darauf vor, daß es sehr einfach zuginge im Hause seiner Mutter.

— Es kommt doch auf die Menschen an, nicht auf das Äußere? — antwortete der Hauptmann. Sylvester hatte den Besuch angekündigt, den er mitbrachte, nun wurden sie zur genauen Stunde erwartet. Zuerst wollte die Unterhaltung nicht recht in Fluß kommen, aber bald war der Hauptmann mit der Mutter im Gespräch. Tante Gustel hatte sich in ihrer Verlegenheit entfernt, unter dem Vorwand, nach dem Essen sehen zu wollen, obwohl das in der laufenden Woche Idas Sorge war.

Bei der Unterhaltung bemerkte Sylvester etwas, was er nicht für möglich gehalten hätte, auch Onkel Gottfried war verlegen. Er antwortete kaum auf des Hauptmanns Fragen und nach einiger Zeit gab er seinem Neffen einen Wink, ihm in sein Zimmer zu folgen. Dort sagte er zu ihm:

— Warum hast Du denn nicht Deinen Freund Eldenfleth mitgebracht, gegen den hattest Du doch viel mehr Verpflichtungen? Du willst Dich wohl bei Deinem Hauptmann „schustern“?

Doch Sylvester wurde plötzlich wütend. Der Gedanke irgend welcher Vorteile willen sich bei seinem Vorgesetzten einzuschmeicheln, verletzte ihn und er fragte etwas spitz:

— Es paßt Dir wohl nicht, Onkel?

— Warum wirst Du denn so böse?

— Ich werde nicht böse.

— Ce n'est que la vérité qui blesse! — sagt der Franzose.

— Nein Onkel, das wirklich nicht, aber allerdings, wenn Du sagst, ich wollte mich „schustern“, so ärgert mich das! Denn .... denn .... das hasse ich ... Und ich hoffe, daß ich's nie nötig haben werde. Und wenn ich's nötig hätte, würde ich's nicht thun.

Er war ganz rot geworden bei seinen Worten. Onkel Gottfried schob ihm die Hand unter den Arm und sprach begütigend:

— Aber Sylvester, wer wird denn nur gleich so eklig werden!

— Ja, so was ärgert mich eben, Onkel!

— Man muß sich aber im Leben nicht ärgern! Wozu? Das macht alt, häßliche Falten und graue Haare. Und wer sich ärgert, wird heftig, wer heftig wird, wird ausfallend. Damit setzt man sich aber ins Unrecht, wo man vorher im Recht war und begiebt sich so seiner besten Waffen.

— Ich kanns aber nicht!

— Du mußt es eben können!

— Ja, wenn ich erst mal alt bin ... und ganz meiner Sache sicher ... Du hast gut reden, Onkel ..... Du beherrschst Dich eben ..... aber wahrscheinlich hast Du's auch nicht immer gekonnt!

Onkel Gottfried unterbrach ihn hastig:

— Sei mal ruhig, Sylvester: kanns heute noch nicht!

— Wieso?

— Nun, ich will Dir mal ein Geständnis machen,

mein Junge: je älter ich werde, desto unangenehmer sind mir neue Bekanntschaften. Ich mag niemand mehr kennen lernen. Ich habe gar kein Bedürfnis nach Geselligkeit. Und dabei bin ich erst siebenundfünfzig Jahr, mein alter Junge. Und soll ich Dir nun sagen, daß ich so den Verkehr mit Menschen verlernt habe, daß ich wie Du mit Deinem Hauptmann da angeschwirrt kommst ordentlich dem guten Manne gegenüber ein Gefühl wie Verlegenheit empfinde?

Sylvester schwieg, weil er nur bestätigt bekam, was er sich im Stillen schon gedacht hatte und Onkel Gottfried fuhr in bitterem Tone fort:

— Siehst Du, mein Junge, das sind die Folgen davon, wenn man sich zu sehr isoliert. Ich kenne eigentlich jetzt glücklich keinen Menschen mehr als etwa die paar alten Herren, mit denen ich im Café König jeden Donnerstag Domino spiele. Das ist aus der „freien Richtung" geworden ....

— Aber Onkel so schlimm ist's doch nicht ....

— Jawohl .... ich weiß schon, daß Du mich trösten willst. Das ist sehr nett von Dir, mein Junge, aber ich .... ich ... ich kann Dir nur eins raten: Wer nicht die Kraft hat, für sich allein stehen zu können und Fronde zu bilden .... meinetwegen „freie Richtung", der solls lieber bleiben lassen. Da ist es schon besser mit den andern Menschen zu trotten. Da hast Du wieder mal eine Sentenz, Theorie, blasse Theorie. Bei mir ist ja überhaupt alles nur Theorie geblieben, in die Praxis habe ichs nicht übersetzt. Vielleicht war auch daran der Ahnherr schuld, der uns Adligen oft im Blute spukt. Die Geyer's haben eben nicht umsonst den berühmten Feldmarschall hervorgebracht damals anno Toback.

Aber damit hatte er sich den Ärger von der Seele geredet.

Bei Tisch zeigte er sich sogar sehr liebenswürdig und thaute allmählich so auf, daß er begann Scherze zu machen.

Sylvester konnte das nicht. Bei ihm setzte sich die Freude nicht in äußere Anzeichen um. Ein paar Mal dachte er daran, daß er doch als Sohn des Hauses sich mehr an der Unterhaltung beteiligen müsse, aber wenn er sich zwingen sollte, brachte er kein Wort über die Lippen.

— Sie sind ja so still! — bemerkte der Hauptmann.

Sylvester lächelte nur verlegen. Er war so glücklich heute, denn alle schienen zufrieden zu sein, die Mutter, weil ihr der Gast gefiel und sie ihren Sylvester bei seiner Kompagnie in guten Händen glaubte, die Schwestern, weil endlich einmal Gesellschaft war, Tante Gustel, weil sie die anderen fröhlich sah und der Hauptmann, weil ihm seines Leutnants Heim Frieden und Eintracht zeigte, wie er es in der eigenen Familie nicht kannte.

Neben Hauptmann von Trucks saß Mariechen. Sie schien sich vorzüglich mit ihm zu unterhalten und hatte vor Aufregung hochrote Backen bekommen, die zu ihrem schönen Teint und den mattblonden, schweren Haaren ihr sehr gut standen. Aber auch die Mutter war so lebhaft im Gespräch, wie Sylvester meinte, sie seit Jahren nicht gesehen zu haben.

Nach Tisch steckten sich die Herren eine Cigarre an, die ihnen die Mutter im Salon erlaubte. Sylvester rauchte ausnahmsweise eine Cigarette. Vom Regiment wurde erzählt, vom Dienst, von den Manövern, von

Meißen, und als es herauskam, daß die Damen Meißen nicht kannten und Sylvester noch nie in seiner Kaserne besucht hatten, schlug der Hauptmann vor:

— Wenn Sie mal nach Meißen kämen, gnädige Frau?

Die Mutter wußte nicht, wie sie ablehnen sollte, denn sie fürchtete die Ausgabe, aber die drei Schwestern nahmen es ihr ab, indem sie meinten, den Zeitpunkt könnten sie noch nicht angeben. Hauptmann von Trucks schien damit gar nicht einverstanden zu sein und war erst ein wenig getröstet, als Onkel Gottfried sagte, er werde die Sache in die Hand nehmen, sobald Sylvester nach seinem Urlaub wieder in Meißen zurück wäre. Schließlich entschloß sich die ganze Familie bis auf Tante Gustel, die müde war, zu einem Spaziergang, der so eingerichtet wurde, daß sie den Gast zum sieben Uhr-Zug auf den Bahnhof brachten.

Auf dem Rückwege ging Onkel Gottfried mit den Mädchen voraus, Sylvester führte seine Mutter. Er fragte:

— Mutter, wie gefällt Dir denn mein Hauptmann?

Sie lächelte und drückte den Arm ihres großen Sohnes:

— Gut, Kindli! Gut! Ein bißchen lebhaft ist er wohl, aber dafür hat er uns alle doch lustig gemacht. Ich habe manchmal laut aufgelacht, und seitdem wir den Vater nicht mehr haben, ist mirs doch fast niemals zum Lachen gewesen.

— Nicht wahr, er ist doch nett?

— Sehr nett, Sylvester!

— Findens auch alle? Hat Onkel was gesagt?

— Nein, aber Du sahst es ihm doch an, daß er zufrieden war!

Doch Sylvester ruhte nicht, er konnte nicht genug Gutes über seinen Hauptmann hören, er war stolz auf ihn und fragte noch:

— Wie haben ihn denn die Schwestern gefunden?

Wieder lächelte die Mutter:

— Mariechen hat er sehr gut gefallen. Fanny und Ida, das weiß ich nicht. Mariechen ließ sie garnicht zu Worte kommen.

Sylvester hatte eine jähe Idee: Hauptmann von Trucks und seine Schwester könnten einander heiraten, aber zugleich fiel ihm ein, daß er ja von Premierleutnant Gülsenhaus gehört, ihr gemeinsamer Kompagniechef müsse weiterdienen, der Pension halber. Da verwarf er wieder den Gedanken. Doch die Mutter schien etwas Ähnliches gedacht zu haben, denn sie sprach, als wäge sie die beiden für einander ab:

— Wie sie so nebeneinandergingen ... Kindli, fand ich doch Deinen Hauptmann ein bißchen klein. Mariechen hat eben eine sehr stattliche Figur!

Dann dankte Sylvester noch der Mutter für ihre Güte, daß sie ihm erlaubt, den Kameraden mitzubringen. Er fragte ängstlich:

— Hat es sehr viel gekostet?

— Nein, Mariechen hat alles selbst gemacht und wir hatten ja keine teueren Sachen! War's nicht ein wenig knapp?

Sylvester gestand, daß er von der süßen Speise nicht gegessen, aus Furcht, es möchte nicht ganz reichen Damit war das Gespräch zu Ende, denn die Mädchen blieben

zurück, um von Sylvester verschiedenes über den Gast zu erfahren. Fanny und Ida hatten eine Frage über die andere und wußten eins nach dem anderen zu erzählen: Vor allem die Familie Trucks zu Bingen stamme vom Rhein und wäre „Wetterauer Uradel", was den Mädchen sehr viel Spaß zu machen schien, während Onkel Gottfried sich nicht enthalten konnte, zu sagen:

— Kinder, also keene Mesalliance!

— Du mußt doch immer Deine losen Bemerkungen machen! — meinte die Mutter dazu; Mariechen aber sagte sehr ernst:

— Herr von Trucks hat mir von seinen Familienverhältnissen erzählt. Ich glaube, er ist sehr unglücklich!

Und am Abend, als Sylvester sich auf Onkel Gottfrieds Sofa ein Fremdenbett zurecht machte, meinte dieser zu ihm:

— Ein Frauenzimmer, das einen Mann sehr unglücklich findet, ist meistens in ihn verschossen!

— Das arme Mariechen! — antwortete Sylvester.

— Warum arm, lieber Junge?

— Weil er nicht daran denkt!

— Das schadet nichts, wenn sie's nur glaubt!

— Aber sie wird's noch einmal merken müssen, Onkel!

— Nun und?

— Das ist doch traurig!

— Giebt sich alles!

Sylvester fand die Ausdrucksweise des Onkels hart. Ihm that Mariechen leid, wenn es sich wirklich so verhielt, wie sie annahmen. Er sagte kein Wort mehr, sondern streckte sich auf seinem Sofa aus, das ihm zu kurz war,

so daß er die Füße an den Leib ziehen mußte, um liegen zu können.

Die Thür zum Schlafzimmer des Onkels war offen geblieben und er hörte, wie dieser zu Bett ging. Es war Sylvester nie so aufgefallen wie heute, daß bei Onkel Gottfried Theorie und Thatsachen in Widerspruch standen. Warum hatte er eigentlich keinen Beruf? Seine achtundvierziger Vergangenheit konnte ihm doch nicht alle Wege verschlossen haben? Manchmal that er halb wie ein Künstler, er verdammte das Spießbürgertum und war doch selbst ein pedantischer Philister. Er that wie ein Atheist und Freidenker und schien doch keiner zu sein. Er that oft freigesinnt über allem erhaben, und doch steckte er in seiner Geyer'schen Haut unentrinnbar, die durch Jahrhunderte nun einmal so geworden. Er that, als sei ihm die Majestät selbst ganz einerlei geworden und doch wurde er verlegen vor einem einfachen Hauptmann. Und jetzt war er hartherzig, dabei wußte Sylvester, daß er sich alles versagte, um seiner Schwägerin und seinen Nichten zu helfen.

Und wie Sylvester so seinen Gedanken nachhing, hatte sich Onkel Gottfried an sein Sofa geschlichen und bot ihm einen Tausch an, er solle im Bett schlafen, das sei länger. Der junge Offizier widerstrebte und da sagte der Onkel plötzlich zu ihm:

— Lieber Junge, Du sollst keine zu schlechte Meinung von mir kriegen. Sieh mal an: ich alter Knabe habe, als Kerl wie Du, alle Dummheiten meines Lebens begangen, um eine Frau. Ich habe Jahre auf sie gewartet, bis sie frei war und dann hat sie einen anderen genommen. Aber ich habs eben verwunden. Drum meinte ich: giebt sich alles. Das Leben ist kein Trauerspiel, sondern eine

Tragikomödie. Ich bin jetzt am lustigen Teil angekommen. Merke Dir's, mein Junge. Durch anderer Dummheiten muß man klug werden in der Welt. Also halte die Ohren steif .....

Dann gab er ihm die Hand und schloß die Thür zum Schlafzimmer. Es war Sylvester, als habe sich ein Drama vor seinem Geiste abgespielt, und wie es ihm die paar Mal gegangen war, wo er ernste Dichtungen auf der Bühne gesehen: er fühlte sich tief ergriffen.

73.

— Kommt denn nun eigentlich Ihre Frau Mutter nach Meißen? — fragte Hauptmann von Trucks Sylvester, als er sich beim Dienst vom Urlaub zurückmeldete, und auf eine unbestimmte Antwort fuhr er fort:

— Ich habe mit Ihnen nämlich etwas zu besprechen, lieber Geyer!

Dabei that er sehr feierlich und nach beendetem Dienst gingen sie, weil des Hauptmanns Wohnung, die drüben in Meißen lag, zu weit war, auf Sylvesters Zimmer. Sie nahmen Platz und der Vorgesetzte begann sofort:

— Warum soll ich erst lange fragen und mich herumdrücken. Hören Sie einfach. Ihr Fräulein Schwester hat mir gefallen und ich möchte nun, ehe ich anderweitige Schritte thue, von Ihnen wissen: Glauben Sie, daß ich Aussichten hätte?

Er war noch lebhafter als sonst, wie er das sagte und blickte nun Sylvester forschend an. Der wußte gar nicht, was er darauf antworten sollte. Es war so überraschend gekommen, und er war ja nicht einmal im Klaren, welche der Schwestern es sein sollte, wenn er sich auch schon dachte, daß Mariechen gemeint sei:

— Herr Hauptmann, es kommt so unerwartet .... daß ich wahrhaftig nicht weiß .... Ich verstehe die ganze Geschichte noch nicht recht .... ich bitte um Verzeihung ......

— Also ich möchte gern wissen, ob Sie als Bruder meinen, daß ich .... Aussichten hätte .... wenn ich anfragte .... Ich weiß es, ist ein bißchen plötzlich und schnell, und ich habe sie ja nur einen Nachmittag gesehen..... Das weiß ich alles .... aber ich habe am Ende jetzt acht Tage Zeit gehabt, um mir die Geschichte zu überlegen ......

— Ja, Herr Hauptmann, welche meiner Schwestern ist es denn?

— Die Älteste. Das ist ein reizendes, ein schönes Mädchen, ein vorzügliches Mädchen sogar. Ich bin keinen Augenblick im Zweifel!

— Ich freue mich sehr, Herr Hauptmann, für meine Schwester .... aber ich weiß doch wirklich nicht ....

Sylvester war purpurn geworden bis unter die Haarwurzeln. Mit Schrecken fiel ihm ein, der Bewerber um Mariechen möchte sich nicht klar darüber sein, daß sie fast nichts würde mitbekommen können. Wie die Verhältnisse jetzt lagen, war sogar an eine Aussteuer nicht einmal zu denken. Doch ehe er begonnen, hatte auch schon der Hauptmann wieder das Wort ergriffen:

— Lieber Geyer, nun sagen Sie mir mal ehrlich, was Sie denken!

— Ich weiß nicht, ob . . . . Herr Hauptmann über unsere Verhältnisse unterrichtet sind?

— Nun, das haben Sie mir doch schon gesagt, mal früher.

— Aber wie schlecht es steht, wissen Sie wahrscheinlich gar nicht Herr Hauptmann. Meine Mutter wird, glaube ich, ihren Töchtern nichts geben können. Ich glaube absolut nichts.

— Das habe ich mir gedacht.

— Nicht mal die Aussteuer!

— Aber zum Donnerwetter, ich würde doch nicht nach Geld heiraten!

Sylvester seufzte tief auf:

— Aber es ist keine Aussicht, daß sich unsere Verhältnisse mal verbessern könnten.

Erregt stand der Hauptmann auf und lief im Zimmer hin und her, blieb dann vor seinem Leutnant stehen und sagte, indem er den mächtigen Schnurrbart strich:

— Mit anderen Worten, mein lieber Geyer: Ihr Fräulein Schwester will also nicht. Ja . . . ja . . . . nur keine Ausflüchte. Ich habe mich eben geirrt . . . . traurig für mich!

Aber Sylvester rief:

— Nein, denn ich habe keine Ahnung, was meine Schwester dazu sagen würde. Keine Ahnung!

Hauptmann von Trucks fragte hastig:

— Was hat sie über mich gesagt, als ich fort war.

— Herr Hauptmann wären sehr unglücklich . . . . . wegen der Familienverhältnisse wahrscheinlich . . . .

— Ach, deswegen fühlte ich mich doch eben so glücklich bei Ihnen, in Ihrer Häuslichkeit! Ich habe das nie gekannt, bei uns war nur immer Zank und Streit und Mord und Totschlag!

Und nun nahm der Hauptmann sofort Sylvester beim Arm und schleppte ihn zum Telegraphenamt. Er schlug in seiner Ungeduld vor, der Mutter einfach seinen Antrag durch eine Depesche zu übermitteln. Das wollte Sylvester jedoch nicht. Weil er aber wußte, daß der Hauptmann heute Dienst und morgen Ronde hatte, so dachte er sich etwas aus: Onkel Gottfried mußten sie fragen. So telegraphierten denn die beiden Offiziere in nur für den Empfänger verständlichem Wortlaut:

Rp. Gottfried Geyer, Blasewitz, Elbstraße.

Gast von neulich denkt daran, kann jedoch wegen Dienst nicht fort. Behauptet nicht mehr warten zu können. Wenn der andere Teil will, so kommt umgehend Meißen besehen.

Sylvester.

Es entspann sich ein kleiner Streit darüber wer das Telegramm zahlen sollte und sie einigten sich schließlich dahin, daß Sylvester die Kosten ersetzt erhalten sollte, wenn die Antwort günstig ausfiele.

Nach drei Stunden traf sie ein und lautete:

Leutnant Geyer. Meißen. Kaserne.

Kommen morgen Nachmittag drei an.

Gottfried.

Hauptmann von Trucks war glücklich, als ihm beim Nachmittagsdienst sein Leutnant die Depesche gab, und sagte sofort:

— Darf ich Ihnen Brüderschaft anbieten? Herr Schwager in spe?

Sie drückten sich die Hand, und trennten sich, denn der Dienst durfte keine Störung erleiden. Aber noch niemals war Sylvester so wenig bei der Sache gewesen wie heute. Er freute sich herzlich über das Glück seiner Schwester, denn nun schien es doch entschieden zu sein. Der Hauptmann war kein ganz junger Mann mehr, der in blinder Leidenschaft handelte. Er mußte sich seine Berechnungen gemacht haben und mußte gefunden haben, daß es ging auch ohne Beisteuer von seiten der Frau. Ein bescheidenes, einfaches Glück mochte Mariechen finden, aber doch eben ein Lebensschicksal, das Glück hieß. Und Sylvester hatte den tiefen Wunsch, auch erst so weit zu sein.

Als der Dienst beendet war und die weggetretenen Rekruten in die Kaserne strömten, fragte der Hauptmann:

— Willst Du heute Abend mal zu mir kommen? Wir haben viel zu besprechen!

— Zu Befehl, Herr Hauptmann! — antwortete gewohnheitsgemäßig, Sylvester, sodaß ihn sein zukünftiger Schwager bat, ihre Abmachung nicht zu vergessen.

Während sie die Chaussee hinabschritten und zur Brücke einlenkten, um nach Meißen hinüberzugehen, gab Hauptmann von Trucks das ausgelegte Geld für das Telegramm zurück:

— Das ist jetzt meine Sache!

Sylvester fiel lähmend das Alter Mariechens ein. Ob sein demnächstiger Schwager das wußte? Sie war schon siebenundzwanzig und wurde bald achtundzwanzig Jahr. Und mit dem Bedürfnis für Offenheit in allen Dingen, das er immer empfand, sagte er plötzlich:

— Wissen Herr .... Weißt Du auch, wie alt Mariechen ist?

— Das werde ich ja bei der standesamtlichen Wirtschaft erfahren, die uns bevorsteht! Jetzt aber Pst! — antwortete lachend der Hauptmann.

74.

Auf dem Bahnhofe erwarteten Hauptmann von Trucks und Sylvester die Familie. Onkel Gottfried hatte den Kopf aus dem Coupé gesteckt und begrüßte die Offiziere zuerst. Dann stieg die Mutter etwas mühselig aus. Der Hauptmann küßte ihr die Hand, aber sie zog ihn an sich und gab ihm einen Kuß auf die Stirn. Damit war das Eis gebrochen, für die Übrigen, die sich herzlich guten Tag sagten. Nur Mariechen war purpurrot geworden und schien sehr verlegen zu sein. Sylvester fragte sie:

— Hab ich's gut gemacht? — und sie antwortete mit strahlenden Augen:

— Ich will Dir immer dankbar sein dafür, mein lieber Bruder!

Dann richtete es Onkel Gottfried so ein, daß unter Sylvesters Führung, der seiner Mutter den Arm gab, alle vorausgingen und die Verlobten allein folgten.

— Sie müssen sich doch erst mal aussprechen! — sagte er. Und man bemühte sich bis über die Elbbrücke hinüber sich nicht einmal umzusehen, das Paar nicht in Verlegenheit zu setzen. Sylvester hatte Eldenfleth um sechs Uhr auf den sogenannten „Burgkeller“ bestellt, ein Restaurant, das oben auf dem Schloßhofe der Albrechtsburg lag, mit prachtvoller Aussicht auf Stadt, Fluß und Land. Der

Freund sollte dabei sein, weil er das nächste Anrecht darauf hatte, die Freude zu teilen und damit noch ein anderer Herr anwesend wäre, denn die Verlobung konnte erst veröffentlicht werden, wenn der „Konsenz" erteilt worden.

Durch die engen Straßen mit alten Baudenkmälern schritten sie der Burg zu, die droben auf felsigem Hügel thronte. Nur Onkel Gottfried kannte sie. Sylvester hatte zwar ein paar Mal im Burgkeller mit Kameraden ein Glas Bier getrunken und den Schloßhof bewundert mit seinen altertümlichen Gebäuden, die ihn einfaßten, dem uralten Dom und dem Schloß vor dem, wie als Hüter, die Bronzegestalt Albrecht des Beherzten stand, aber von dem Innern der Albrechtsburg wußte er nichts mehr. Ganz in der ersten Zeit als Fähnrich war er darin gewesen an einem regnerischen Sonntage, sodaß ihm nicht einmal die Fernsicht im Gedächtnis geblieben. Damals hatte er nur alles angestaunt, weil man nicht in Meißen leben konnte, ohne in der Albrechtsburg gewesen zu sein. Später aber war er nicht wieder dahin gekommen, weil er das Geld scheute, das die „Führung" in Schloß und Dom kostete, und er es sich zum Gewissen gemacht hätte, das mit Kosten verknüpfte noch einmal zu besehen, was er schon kannte.

Nun erklärte er der Mutter, so gut er konnte, während Onkel Gottfried mit Tante Gustel, Fanny und Ida ging und sie auf alles aufmerksam machte. Die Verlobten ließ man für sich. Langsam schritten sie die Burggasse hinan. Die Mutter stützte sich stark auf des Sohnes Arm. Das Steigen wurde ihr schwer.

— Nicht wahr, Kindli, Deine alte Mutter ist recht

kaputt geworden! — sagte sie, ihn mit liebevollen Blicken betrachtend, und er neigte sich zu ihr:

— Dazu hast Du eben einen großen Sohn, damit er Dir hilft!

Sie schritten über die Schloßbrücke und standen im Hofe der Burg, die mit ihrem grauen Gemäuer vor ihnen lag, in der Mitte der Treppenturm:

— Gott, ist das schön!

— Nein, wie herrlich!

— Oh, das ist aber ... — klang es durcheinander. Nun war auch das Brautpaar herangetreten, und man konnte sehen, daß Mariechen eine Spur größer war als ihr Verlobter. Sie schien sehr glücklich zu sein, und als nun die Führung durch das Schloß begann, machte es sich wie von selbst, daß sie von ihm mit dem Vornamen sprach:

— Josef meint das so! oder: — Josef, komm, o sieh doch das ...

Und die Mutter bemerkte diese Wandlung aus dem zurückhaltenden, sogar etwas steifen, jungen Mädchen zur Braut mit glücklichen Augen. Als sie im kleinen Bankettsaal standen, wo die Wände mit Abbildungen sächsischer Schlösser geschmückt waren und der Führer sie auf den Blick aufmerksam machte ins Meisathal nach der einen Seite, elbabwärts auf der zweiten und gerade hinab auf den Strom vom dritten Fenster aus, da fügte es sich, daß Mutter und Sohn allein an der einen Fernsicht blieben. Und Sylvester hatte in dem Augenblick ein glückliches, weiches Gefühl, wie es ihn als ungewisses Sehnen überfallen, als er in Frühjahr und Sommer seine einsamen Spaziergänge gemacht. Er fragte die Mutter, ohne

sie dabei anzusehen, als ob er in die Landschaft hinaus schaue und über irgend ein Schiff spräche, das gerade die Elbe herabgeschwommen kam:

— Mutter, möchtest Du, daß ich auch erst so weit wäre, wie Mariechen?

— Bräutigam? — fragte sie glückselig und antwortete, als er es bejahte, halb traurig, halb lächelnd:

— Wenn ich das noch erlebte, mein Kindli, dann könnte ich ja ruhig dem lieben Vater folgen, denn dann brauchst Du mich ja nicht mehr.

— Mutter, bitte, sage so was nicht! — bat Sylvester. Durch ihr Gespräch waren sie etwas länger geblieben als die anderen, die schon vorausgegangen waren, und der Führer mahnte zum Aufbruch. Man sah noch alle die Säle und Zimmer des Schlosses an, mit ihren Fernblicken, ihren schönen Säulen, Decken, Wandgemälden, dann ging es durch einen Truppenturm wieder auf den Hof hinab. Auf die Besichtigung des Domes wurde verzichtet. Hauptmann von Trucks behauptete, es sei ohnehin nicht viel daran zusehen, weshalb Onkel Gottfried scherzte:

— Na, für euch beide heute nicht, denn ihr habt auch in der Burg nicht viel gesehen, was?

Mariechen erklärte zwar, sie wisse alles noch ganz genau, aber recht ernst war es ihr damit nicht, und auf allgemeinen Wunsch ging es in den „Burgkeller“, wo schon ein vom Hauptmann bestelltes Zimmer ihrer wartete. Elbenfleth war zur Stelle. Er wünschte Glück, begrüßte alle und man setzte sich zum Abendessen, das Sylvester bestellte, sorgsam bemüht, es ja nicht zu teuer werden zu lassen. Das Brautpaar saß in der Mitte nebeneinander und schien sich so viel zu sagen zu haben,

daß es für die anderen in der Unterhaltung gänzlich verloren war.

Natürlich wurde Meißener Landwein getrunken: „Schieler Katzensprung“ hatte Sylvester bestellt, und in diesem brachte Onkel Gottfried als Ältester der Familie das Hoch auf das Brautpaar aus, indem er begann:

— Wir sind hier zu einem Freudenfeste vereinigt. Ja vereinigt. Alle zusammen ....

Er hielt inne, weil ihm schon die Thränen nahe waren und alles blickte etwas verlegen auf die Teller, bis der Redner fortfahren konnte:

— Es ist nun mal unser Erbfehler, daß wir in der Familie zu nahe ans Wasser gebaut haben ... Ich habe ja auch gar nicht viel zu sagen, Ihr wißt es ja schon ganz genau vorher, daß ich nur die Gesundheit unseres Brautpaares ausbringen möchte. Unser liebes Mariechen, unsere Älteste, und unser neuer Sohn, Neffe, Schwager Josef, sie leben hoch!

— Hoch! Hoch! Hoch! — riefen sie durcheinander und ließen die Gläser klirren, wobei Sylvester der dicken Fanny etwas Wein auf den Ärmel goß, so daß sie laut kreischte. Aber der Freude that es keinen Abbruch: im Gegenteil, alles schrie und jubelte mit. Man küßte sich und umarmte sich, gab sich die Hand. Sie liefen alle herum und Sylvester als Vermittler machte Brüderschaft zwischen den Schwestern und dem neuen Schwager. Er war so guter Laune, daß er am liebsten auch Eldenfleth gebeten hätte, die Mädchen zu duzen.

Im Zimmer, das im ersten Stock lag und nur für besondere Gelegenheiten vergeben wurde, stand ein Klavier. Als der Kaffee gekommen war und die Herren die Mutter

um die Erlaubnis gebeten hatten zu rauchen, mußte sich natürlich Eldenfleth auf allgemeinen Wunsch an das Instrument setzen, um zu spielen. Bald begann er auch zu singen. Da sie aber den Wein aus Römern tranken, so setzte er, als ihm Sylvester sein Glas auf das Pianino stellte, mit dem Rheinliede ein: „Nur am Rheine möcht' ich leben!"

Sylvester sang mit, so gut er konnte. Onkel Gottfried fiel mit mächtiger Stimme ein, die Mädchen summten andächtig. Die Mutter aber vergoß, als sie ihre Kinder so fröhlich bei einander sah und dazu das Brautpaar Hand in Hand, erneut ein paar Thränen und flüsterte Sylvester zu:

— Der arme Vater wäre auch gern dabei gewesen, bei solcher Freude. Er hat nicht viel gehabt in seinem Leben!

Immer wieder klang: „Nur am Rheine möcht' ich leben!"

Sylvesters Gedanken waren wieder in Engers. Er sah sich am Fenster des kleinen Zimmers im Schlosse stehen und hinabschauen auf den mächtigen Strom. Er war nicht immer glücklich gewesen dort. Die Geldsorge hatte an ihm gezehrt und andere Not hatte ihm manche Stunde verbittert, aber das war in der Erinnerung jetzt alles verwischt und vergoldet. Wie die Zeit verging! Er war nun schon im dritten Jahr Offizier! Die Kriegsschule lag so weit zurück! Er wurde alt! Aber das wollte er ja immer! Sein Sehnen und Streben ging ja dahin, überwunden zu haben, etwas hinter sich zu wissen. Da setzte Onkel Gottfried von neuem ein, den Römer mit dem Elbwein in der Hand variierend:

„Nur an der Elbe möcht' ich leben,
Nur in Meißen möcht' ich sein!
Nur an der Elbe giebt es Reben,
Nur der ‚Schieler', der schmeckt fein!"

Er hatte mit einiger Manier zu singen vorgetragen, sodaß Eldenfleth erstaunt fragte:

— Woher können Sie denn das, Herr von Geyer? Haben Sie denn mal gesungen?

— Natürlich! Was hätte ich nicht gethan!

Bald darauf mußte an den Aufbruch gedacht werden, weil nach der Rückkehr, von Dresden aus, noch der Weg bis Blasewitz mit Pferdebahn oder Droschke mindestens eine Stunde in Anspruch nahm. Onkel Gottfried bezahlte, dann gingen sie. Wiederum führte Sylvester die Mutter und das Brautpaar schritt allein.

Es war ein schöner, klarer Abend, die Luft angenehm erfrischend. Beim Hinabschreiten über die alte Schloßbrücke und die Schloßstufen sahen sie drüben jenseits der Elbe unter den Spaarbergen die lange, erleuchtete Front der Kaserne, und als Sylvester das Gebäude zeigte, sagte die Mutter:

— Es ist mir doch eine Beruhigung, nun endlich die Stadt gesehen zu haben, wo mein Kindli wohnt!

— Gefällt sie Dir denn, Mutter?

— Ach, sie ist so schön!

— Siehst Du dort in der Kaserne ganz rechts, das vorletzte, helle Fenster, da geht der Korridor ab zu mir.

Die Mutter nickte, aber sie schien betrübt zu sein, als ob sie irgend etwas auf dem Herzen hätte. Sylvester gewahrte es nicht. Er war so guter Laune wie noch seit undenklicher Zeit nicht mehr. Er war so glück-

lich, daß seiner lieben Mutter nun endlich ein Teil der Sorge genommen werden sollte mit Mariechens Heirat. Da war doch wenigstens eine Tochter untergebracht, die nun einer sichergestellten Zukunft entgegenging. Josef war nicht der reiche Mann, der das arme Mädchen gewissermaßen kaufte, sodaß später der Verkehr mit ihm peinliches haben könnte, weil die Mittel nicht zu einander stimmten. Dann war er von guter Familie, worauf, wie Sylvester glaubte, im stillen die Schwestern doch etwas gaben, und endlich würde er in Meißen sein, sodaß Sylvester ein Haus am selben Ort bekam, wo er Familienleben, Freundschaft und Liebe fand. Schön war Josef nicht, aber darauf kam es ja bei einem Manne nicht an, wenn ihn nur die Schwester lieb hatte.

Eine ganze Weile waren sie so in Gedanken nebeneinander hergeschritten, bis endlich die Mutter ihrem Herzen Luft machte und das sagte, was sie allein bei all dem Glück des heutigen Tages ein wenig bedrückt hatte:

— Mein Kindli, nun haben wir alles gesehen hier in Meißen, das schöne Schloß und alles, aber das, was ich am liebsten gesehen hätte, da hast Du mich nicht hingeführt!

— Aber, Mutter, was denn?

— Deine Wohnung, Sylvester!

Sylvester zog ihre Hand verstohlen an die Lippen, sodaß ein paar Mädchen, die unter einem Thorweg standen, sich anstießen. Um die Mutter zu trösten und ihr eine Freude zu machen, sagte er:

— Die besiehst Du, wenn Du das nächste Mal nach Meißen kommst! Und weißt Du denn, wann das sein wird, Mutter?

— Nun?

— Wenn ich mich verlobt habe, wie Mariechen heute!

75.

Zu Wintersanfang begann Sylvester etwas ausgedehnter seine Besuche zu machen, aber Meißen ahmte größeren Städten und Verhältnissen nach und ließ seine eigentliche „Saison“ der Diners, Abendgesellschaften und Bälle erst nach Weihnachten beginnen.

Der neue Schwager Josef hatte am heiligen Abend zum ersten Mal am Fest in der Familie teilgenommen und dabei wurde der Hochzeitstag auf Mitte April 1883 festgesetzt, wenn die Kompagnievorstellung stattgefunden hätte.

Eine Reihe von Veränderungen waren im Regiment vor sich gegangen. Der Kommandeur, Oberst Freiherr von Gerich-Sehlis hatte den Abschied genommen. Der mächtige Mann, der von Gesundheit zu strotzen schien, war von einem Herzleiden befallen worden und mußte sich vor Anstrengungen hüten. Mit Oberst Graf Götting, seinem Nachfolger, begann neues Leben im Regiment. Er war sehr vermögend und machte ein großes Haus. Von seinen Offizieren verlangte er, daß sie sich an allen gesellschaftlichen Unternehmungen in der Stadt beteiligen sollten und wünschte sogar, das Offizierkorps möchte auf den Gütern in der Nachbarschaft verkehren. Sylvester machte Gräfin Götting seinen Besuch mit Eldenfleth zusammen. Der Kommandeur wohnte in Meißen drüben, in einem großen, alten Hause am Markt, das einst dem Bistum

gehört. Es hatte zwei Geschosse, von denen das erste große Empfangsräume enthielt und einen Saal, der durch beide Stockwerke ging.

Als die jungen Offiziere in den Vorsaal zu ebener Erde traten, der mit Waffen geschmückt war und mit mächtigen, alten, eichengeschnitzten Truhen, stießen sie sich an, während sie der Diener meldete. Sylvester hatte noch niemals solch einen Raum gesehen. Während sie die breite, weißgetünchte Steintreppe hinanschritten, auf der rechts und links an den Wänden Göttingsche Familienbilder hingen, blickte er sich nach allen Seiten um und wie sie dann in einen kleinen Empiresalon traten mit seidenen Vorhängen und Möbeln, mit mächtigen Spiegeln und Kandelabern, da fand er des Staunens kein Ende. Es erschien ihm alles so schloßartig, so voller Geschmack wie er noch nie etwas gesehen.

Gräfin Götting trat ein und reichte ihnen die Hand. Sie war groß, etwas mager und trug in ihrem länglichen Gesicht, mit ausdrucksvollen Augen und ein wenig scharfer Nase, die Spuren früherer Schönheit. Gegen die beiden jungen Offiziere war sie außerordentlich liebenswürdig:

— Ist Ihre Frau Mutter nicht eine Tochter vom verstorbenen General von Schirrmacher? — fragte sie Sylvester, der sich sehr albern vorkam, weil er gerade in diesem Augenblick, auf der Kante seines Stuhles sitzend, auf dem Seidenüberzuge ins Rutschen geraten war.

— Jawohl, Frau Gräfin!

— Meine Schwiegermutter war im Altenburger Stift mit einer Auguste Schirrmacher von der sie immer erzählte. Ist das vielleicht Ihre Frau Mutter?

— Nein, Frau Gräfin, meine Mutter heißt mit Vornamen Elisabeth. Es wird ihre Schwester, meine Tante gewesen sein!

— So, so. Sie sehen, Herr von Geyer, daß man immer Beziehungen findet .....

Sylvester wußte nicht mehr, was er sagen sollte, aber Gräfin Götting wandte sich nun mit ruhiger Sicherheit zu Eldenfleth ihn über allgemeine Meißener Verhältnisse zu befragen und dann zog sie nach einer Weile wieder Sylvester ins Gespräch genau abwägend, daß sie sich mit beiden gleichmäßig unterhielt. Dabei stockte die Unterhaltung nicht einen Augenblick. Als eine gewisse Zeit verstrichen war und Sylvester sich schon fragte, ob sie nicht zu lange blieben, machte sie plötzlich auf den Blick von ihren Fenstern auf den Markt hinunter aufmerksam. Dadurch erhob man sich, und bei dieser Gelegenheit wieder, konnten sie an der Rathausuhr die Zeit sehen, sodaß Gräfin Götting scheinbar erschrocken und besorgt zu ihrem Besuch sagte:

— Aber essen Sie denn nicht im Kasino um halb zwei Uhr?

— Jawohl, Frau Gräfin! — antworteten gleichzeitig die beiden, worauf Gräfin Götting eine schmerzliche Miene annahm:

— Meine Herren, Sie sollen sich doch aber um Gotteswillen nicht meinetwegen verspäten! Ich würde untröstlich darüber sein. Wirklich .....

Und dabei machte es sich, daß die Offiziere ihre Helme von selbst ergriffen und ihr mit halber Bewegung gegen die Thür folgten. Sylvester glaubte, es würde höflicher sein, wenn er erklärte, daß es gar nichts schadete,

wenn sie die Essensstunde auch etwas überschritten, aber ehe er nur ein Wort über die Lippen gebracht hatte, sagte schon Gräfin Götting mit ihrem gewinnendsten Lächeln und in einschmeichelndstem Tone:

— Bitte, lassen Sie sich nicht abhalten. Ich würde mir das nie verzeihen ......

Sie gab Sylvester die Hand. Er zog sie an die Lippen. Dann neigte sie den Kopf und sprach noch, genau ihre Gnaden verteilend, zu Eldenfleth:

— Es wird mich freuen, die Herren bald wieder einmal bei mir zu sehen! — und zu Sylvester:

— Wenn Sie Ihrer Frau Mutter schreiben, erwähnen Sie mich, bitte.

Dann waren Sie entlassen. Gräfin Götting klingelte nicht, begleitete sie auch nicht ein Stück hinaus, wie die anderen Damen in Meißen es machten, sondern draußen wartete schon der Diener, ging die Treppe hinab voran und öffnete stumm die Thür. Auf den dicken Teppichen war jeder Schritt verhallt. Als die Freunde auf der Straße standen, sahen sie sich groß an. Sylvester wollte etwas sagen, doch Eldenfleth zog ihn erst ein Stück fort und als sie nun der Brücke wieder zuschritten, um in das Kasino zum Essen zu gehen, sprach Eldenfleth:

— Du solltest es bloß nicht gerade vor dem Hause sagen!

Sylvester lachte und meinte:

— Woher willst Du denn wissen, daß ich was sagen wollte?

— Wolltest Du etwa nichts sagen?

— Doch. Ich wollte sagen: ich bin paff!

— Ich auch!

— Warum denn?

— Warum denn Du?

Und nun besprachen die Freunde alles, was sie gesehen, was ihnen neu war und auffiel. Die alten Waffen und Truhen im Flur, das schöne Treppenhaus, die Portièren, Vorhänge, Möbel, Teppiche.

— Müssen die aber reich sein! — machte sich Sylvester Luft, und den ganzen Weg bis zum Kasino ging es nun:

— Hast Du die Spiegel gesehen? Und die Bilder?

— Aber erst die Uhr auf dem Kamin!

— Das war doch eingelegt, die Tische ....

— Ist das was Besonderes?

— Natürlich, das muß doch alles mit der Hand gearbeitet werden! Das ist ja riesig wertvoll!

Sylvester war die Art und Weise der Gräfin Götting so neu, daß er mit seinen Gedanken noch immer bei dem Besuche verweilte. Er kannte nur außer seinem väterlichen Hause die Offiziersfamilien des Regimentes und einzelne der Honoratioren von Meißen. Die meisten Damen kämpften mehr oder weniger mit Verlegenheit, wenn sie Besuch erhielten. Gräfin Götting hatte gethan, als ob sie gewohnt sei, täglich hundert unbekannten Menschen die Hand zu schütteln. Wie sie jedem das Passende zu sagen wußte! Wie sie die Möglichkeit gefunden, fast überverbindlich zu bedeuten, daß die Anwesenheit der Herren nun lange genug gedauert hätte!

Im Kasino wurde fast nur vom neuen Kommandeur und von seiner Frau gesprochen.

— Wie hast Du denn die Gräfin gefunden, Sylvester? — fragte Josef, der schräg gegenüber saß.

— O, sehr liebenswürdig! Sehr nett!

Und von den verschiedensten Seiten kamen Zustimmungen:

— Sehr nett! Ganz reizend! Riesig vornehm! Repräsentiert famos!

Am lautesten klang Gülsenhaus' Stimme:

— Charmant! Charmant! 'ne ganz charmante Frau!

Dann erzählte Premierleutnant von Brockwitz, der große, schlanke, ehemalige Regimentsadjutant, der erste Offizier des Regimentes, den Sylvester damals als neugebackener Fähnrich kennen gelernt, verschiedene Einzelheiten von Göttings. Er war in Dresden, wo sie bisher gewesen, als fast einziger Offizier des Regimentes den Winter ausgegangen und kannte die Gräfin aus der Gesellschaft. Daß der neue Kommandeur bis dahin Flügeladjutant gewesen, wußte man, aber man war begierig, mehr zu hören, weil Leutnant von Sczeronowski behauptet hatte:

— Err ist furrrchtbarr rrreich! Ich weiß es von meinem Onkel in Gnesen.

Premierleutnant von Brockwitz wartete, bis die Ordonnanzen sich entfernt hatten, dann sagte er:

— Zu dem Gelde ist der Oberst erst vor etwa zwanzig Jahren gekommen eben durch seine Frau, sie ist eine Polin, eine Gräfin Zaloiski!

Und Leutnant von Sczeronowski verbesserte eifrig:

— Zaloiska!

— Ki oder ka ist doch egal!

— Nein, Gräfin Zaloiski ist unmegglich! Ka! ka! Zaloiska! Und das l spricht man nicht aus, wie sie es sagen, sondern so . . . .

Er sprach es vor und die ganze Tafelrunde zerbrach sich die Zunge, es nachzumachen, worüber ein so großes Gelächter unter den Leutnants entstand, daß die Ordonnanzen hereinkamen, weil sie glaubten, man sei aufgestanden. So erhob man sich denn wirklich, und Brockwitz erzählte drüben im Rauchzimmer, die Gräfin habe mit ihren Eltern in Dresden gelebt wie damals viele Polen, vielleicht aus alter Anhänglichkeit wegen der Verbindung Sachsens und Polens unter August dem Starken. Da habe sich die junge, polnische Gräfin in den wenig bemittelten Leutnant Graf Götting verliebt. Er in sie gleichfalls, und trotz des Unwillens des reichen, alten Grafen Zaloiski, der einen polnischen Schwiegersohn haben wollte, hätten sie sich geheiratet. Als er fertig war mit seiner Erzählung, meinte Leutnant Schubart:

— Das klingt ja ganz romanhaft!

Gülsenhaus, der es liebte, sich bisweilen auf den Kunstkenner zu spielen, sagte etwas laut damit man es hören sollte:

— Bloß daß, wenn's einer schreibt, die Leute sagen, das ist ja charmant ausgedacht, aber es kommt nicht vor. Genau so, wie wenn einer einen kirschroten Himmel malt, wie er immerfort mal aussieht. Dann sagen auch die Leute: charmant, aber so 'ne Farbe giebts nicht!

Sylvester wandte sich an seinen zukünftigen Schwager:

— Ist der Oberst eigentlich wirklich ehe er heiratete so arm gewesen?

— Wie 'ne Kirchenmaus! Gott, ich kann mich noch genau besinnen, wie er Leutnant in Bautzen war und ich dort auf dem Gymnasium. Da hatten wir dieselbe Wäscherin. Sie wusch nämlich für den Konrektor, bei dem ich in

Pension war. Also da weiß ich noch, wie die mal erzählte, er hätte die Waschrechnung stehen lassen, weil er kein Geld hatte. Dabei war er sehr solide. Aber die Wäscherin konnte er nicht zahlen, wie Napoleon!

Sylvester hörte eifrig zu und fragte nach einer Weile Nachdenken:

— Josef, ob er sie wirklich aus Liebe genommen hat?

— Und ob! Ihr jungen Schnapper wißt das eben nicht — ich wollte absichtlich nicht drüber reden, wie Brockwitz vorhin davon anfing — ich war ja auch erst Sekundaner damals, aber ganz Bautzen stand einfach Kopp, weil er sie nämlich heiraten wollte ohne Geld, denn der Alte wollte ihnen keinen Pfennig geben. Erst später ist er reich geworden, weil sie die einzige Tochter war. Man behauptet, der alte Graf hätte dreißig Millionen Mark hinterlassen. Na, nehmen wir eine Null fort, so ist's immer noch genug.

— Drei Millionen! — rief Sylvester und überschlug sich im stillen, daß das zu vier Prozent gerechnet einem jährlichen Einkommen von Einhundertzwanzigtausend Mark entspräche. Eine für seine Begriffe unerhörte Summe. Wem auch so etwas gelänge! Millionär sein und trotzdem aus Liebe geheiratet zu haben. Wie er so darüber sann, überkam ihn die Gewißheit, daß er zu ähnlichem Schicksal bestimmt sei. Einem mußte es ja doch glücken. Warum nicht ihm? Vielleicht lief in Dresden, wo es so viele Fremde gab, irgend eine Engländerin oder Amerikanerin herum, die eigens vom Schicksal für ihn bestimmt war. Jetzt war er keinen Augenblick im Zweifel daß er heiraten wollte, mußte, ja daß er schon die Richtige finden würde.

Der Oberst, dem das geglückt, war nicht einmal etwa besonders schön. Er hatte einen kleinen Schnurrbart in einem regelmäßigen, aber keineswegs hübschen Gesicht. Vielleicht hatte er früher eine gute Figur gehabt, heute war er etwas stark und sein Haar wie eine Tonsur am Hinterkopf gelichtet, sodaß er um den Fehler zu verbergen die Mütze stets auffallend im Nacken trug.

Sylvester wußte, daß er eine hübsche Gestalt besaß, aber sonst meinte er keine Eigenschaften zu haben, um ein Mädchen zu bestechen, und er sprach traurig zu seinem Schwager:

— Es ist doch ein Riesendusel, so was wie unser Oberst!

Der Hauptmann lächelte und sah Sylvester von der Seite an:

— Na, na! Du möchtest wohl auch so'n Goldfisch fangen!

— Warum nicht?

— Ja, willst Du denn schon heiraten? Du bist doch erst dreiundzwanzig!

— Ich möchte schon .....

Josef scherzte:

— Da nimm doch eine von den Töchtern des Oberst!

Sylvester erschrak fast. Er fragte erstaunt:

— Hat er denn welche?

— Allerdings stark! Zwei!

— Wo sind sie denn?

— Ich hörte, sie werden noch nicht gezeigt, weil sie bis jetzt in der Schweiz in Pension waren

— Sind sie denn noch so jung? — erkundigte sich Sylvester vorsichtig, und sein Schwager fing laut an zu lachen:

— Höre mal, ich glaube gar, Du hast Absichten!

Aber Sylvester wich aus und stand auf, um zum Dienst zu gehen.

Auf dem Wege vom Kasino zum Exerzierplatz, den er mit dem Hauptmann zurücklegte, konnte er sich aber doch nicht enthalten, zu fragen:

— Es ist nur, damit ich Bescheid weiß über die Töchter, falls etwa das Gespräch darauf kommt, wenn ich die Kommandeuse wiedersehe.

Es machte dem Hauptmann Spaß, Sylvester noch ein bißchen zu quälen und er that deshalb, als verstünde er nicht, wohin die Frage ziele:

— Was willst Du denn wissen?

— Wie alt die Mädels sind!

— Welche Mädels!

— Ach, Josef, sei doch nicht so, Du verstehst mich ja ganz genau: die beiden Göttings!

Nun that Josef, als sei er sehr erstaunt:

— Die? Ach so, ja die! Na ich denke, so siebzehn und achtzehn.

— Dann gehen sie wohl diesen Winter noch nicht aus? — fragte Sylvester fast ängstlich. Der Schwager entgegnete lachend:

— Habe keine Angst, mir hat die Gräfin gestern bei meinem Antrittsbesuche verraten, daß ihre Töchter Thinka und .... ich habe den Namen vergessen .... diesen Winter hier „herausgebracht“ werden sollen als Vorbereitung für die Hofbälle in Dresden nächstes Jahr! Also Du hast nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, sie mit „einspringen“ zu helfen! Notabene damit, wenn wir braven Zweihundertsechzehner sie ordentlich eingetanzt

haben, sie in Dresden auf dem ersten Kammerball ein Kavallerist wegkapert! So, da hast Du es!

Sylvester fühlte sich ganz erregt über diese Mitteilung. Als ob ihm eine innere Stimme ankündigte: das ist die Richtige. Eine von beiden. „Thinka“, da er nur den Namen wußte. Warum sollte ihm nicht auch einmal in seinem Leben das Glück lachen?

Als er vom Dienst zurückkehrte, fand er, es sei thöricht, solchen Plänen nachzuhängen, wo er die Mädchen beide noch nicht einmal gesehen, dennoch kam ihm der Gedanke sich ein Orakel zu machen:

Es sollte eine günstige Vorbedeutung sein, wenn in seiner Abwesenheit etwas für ihn angekommen wäre. Eigentlich betrog er sich dabei, denn er erwartete bestimmt einen Brief von der Mutter. Doch Sylvester öffnete die Thür und ging zum Schreibtisch. Richtig, da lag ein Brief. Er hob ihn jubelnd auf. Eine unbekannte Schrift. Er zerriß den Umschlag und fand eine Karte:

Oberst Graf Götting und Gräfin Götting geb. Gräfin Zaloiska geben sich die Ehre Herrn Sekondleutnant von Geyer für den 17. Januar 1883 um 7 Uhr zum Diner einzuladen.

u. A. w. g.

76.

Es war das erste, große Diner, das Sylvester in seinem Leben mitmachte, denn sonst wurden in Meißen höchstens zehn Personen in Privathäusern vereinigt. Diesmal hieß es aber, es seien etwa dreißig eingeladen.

Im Saal war der Tisch gedeckt, reich mit silbernen Tafelaufsätzen und Blumen geschmückt. Gegen die anderen Häuser machte schon das Porzellan einen Unterschied. Sonst fand man nur Meißener Service, während hier auf Sèvres gegessen wurde, aus dem Besitz der Zaloiski stammend. In der Mitte saß die Gräfin, rechts von ihr der Amtshauptmann Dr. von Berckend, links Major von Zweenfurth, der älteste Stabsoffizier des Regiments. Seiner Frau gegenüber befand sich der Oberst, der wiederum Frau von Berckend und Frau von Zweenfurth neben sich hatte. Dann kamen Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, der Rektor der Meißener Fürstenschule zu Sankt Afra, ein paar Fabrikanten, Herren von der Regierung und vom Amtsgericht und eine Anzahl von Offizieren des Regiments.

Sylvester hatte seinen Platz ganz unten an, und als Tischnachbarin auf der linken Seite die älteste Tochter seines Kommandeurs, als ob es gerade für ihn ausgerechnet wäre.

Vor Tisch bei dem allgemeinen Vorstellen, das die Gräfin schnell und liebenswürdig nach allen Seiten hin versah, war Sylvester sehr unangenehm zu Mut gewesen. Man stand herum zum Teil, ohne sich zu kennen, etwas steif und eine Unterhaltung kam nicht recht zustande. Auch bei Tisch noch blieb es im Anfang ziemlich still.

Sylvester war sehr befangen. Er hatte seiner Tischnachbarin gegenüber fast schlechtes Gewissen, denn er dachte immer, wenn er ihre mädchenhaft entwickelte, emporgeschossene Gestalt mit den Augen streifte an seinen Plan, eine reiche Heirat zu machen. Die junge Gräfin erschien ihm dann fast wie ein Opfer, dessen er sich mit allen Mitteln bemächtigen wollte. So wagte er es zuerst, gar nicht an sie das Wort zu richten, bis er sich endlich einen Ruck gab und da sie durchaus nicht anfing, fragte:

— Sie sind wohl sehr traurig darüber, daß Ihr Herr Vater nach Meißen versetzt ist?

Das junge Mädchen wendete sich zu ihm, den es, seitdem sie bei Tisch saßen, schon immer verstohlen betrachtet:

— Warum?

— Nun, Dresden ist doch schöner!

— Ich kenne Dresden nur sehr wenig. Ich bin die letzten Jahre in der Schweiz gewesen .....

Sylvester wendete sich seiner Nachbarin zu und musterte sie noch einmal. Sie versprach wirklich nicht nur hübsch, sondern fast schön zu werden. Das Profil hatte sie von ihrer Mutter: die geschwungene Nase, das kleine, runde Kinn, die kurze Oberlippe, und dazu das schwarze Haar mit den dunkeln Augen. Aber sie besaß nicht deren bräunliche Hautfarbe, sondern einen weißen Teint wie ihr Vater. Während Sylvester sie ansah, ließ auch sie ihr Auge zu ihm gleiten, aber als sich ihre Blicke trafen, wendete sie sich hastig ab und er sagte nur, um etwas zu sagen, daß sie es nicht merken sollte, er habe sie gemustert:

— Wo waren Sie denn in der Schweiz, Komtesse?

— In Montreux, am Genfer See. Kennen Sie Montreux?

— Nein, leider nicht.

— So. Das ist schade ......

Damit war die Unterhaltung für den Augenblick wieder zu Ende, und Sylvester suchte ängstlich, doch vergeblich nach einem neuen Gesprächsstoffe. Aber er hatte ein zu schlechtes Gewissen, denn immerfort, wenn er einmal einen Anfang glaubte gefunden zu haben, fiel ihm die böse Absicht ein, die ihm mit dem jungen Mädchen zusammengeführt, obwohl er auch nicht dafür konnte, daß er gerade neben sie zu sitzen gekommen war.

Eine Zeit lang wurde er der Pflicht enthoben, seine Nachbarin zu unterhalten, denn ein Fabrikant auf ihrer anderen Seite sprach mit ihr. Doch es schien Sylvester, als ob die junge Gräfin sich von Zeit zu Zeit ganz naiv nach ihm umsähe. Rechts von Sylvester befand sich ein Referendar vom Amtsgericht. Auf seiner bei Seite geschobenen Tischkarte konnte man den Namen lesen: Wesener. Der langnasige, dürre Mensch mit einem schwarzgeränderten Kneifer, den er beständig auf und absetzte, studirte das Menu und fragte:

— Riesig patentes Diner ist das, was?

Sylvester nahm das dünne Kartenblatt auf, daß die Speisen in französischer Sprache verzeichnet enthielt. Die Namen, die dort prangten, sagten ihm nichts, aber er wollte sich keine Blöße geben, darum prüfte er scheinbar den Inhalt, legte möglichst gleichgültig thuend das Menu aus der Hand und machte die Bemerkung:

— Sehr viel Gänge! Sehr schön!

Der dünne Referendar Wesener schien ein großer Kulinarier zu sein, denn er antwortete eifrig:

— Die Zahl wäre ja einerlei. Aber die Auswahl

macht es. Die Zusammenstellung ist so famos getroffen. Finden Sie nicht?

— Jawohl, allerdings, das ist richtig! — antwortete Sylvester sehr sicher. Der Referendar war erfreut offenbar einen Kundigen gefunden zu haben und wollte eben weitere Auseinandersetzungen beginnen, als Sylvester ihnen entrann in der Befürchtung, seine „mondaine" Unwissenheit zu verraten, indem er sich hastig wieder seiner Nachbarin zuwandte:

— Komtesse, wie gefällt es Ihnen denn in Meißen?

— Mir gefällt es sehr gut hier, nur fehlen mir noch ein bißchen die Berge und der See, der ist in Montreux so schön!

— Ich möchte wohl gern mal nach Montreux!

— Da nehmen Sie doch Urlaub und fahren Sie hin!

Sylvester wollte behaupten, er würde keinen Urlaub bekommen oder etwas dergleichen, aber zugleich hielt ihn der Gedanke zurück, mit dem er sich diesem Mädchen genaht, einen guten Fang zu thun, und er warf hin, in einem trotzigen Bußegefühl, um sich seiner Nachbarin gleich als armer Schlucker zu offenbaren:

— Die Reise würde mir zu teuer sein, Komtesse!

— Oh, die ist gar nicht teuer! Gar nicht!

— Ja, für Sie vielleicht ... oder ... also für Ihre Anschauungen von Geld!

Sie lächelte ungläubig. Sylvester machte sich ein selbstquälerisches Vergnügen daraus, sich in möglichst ungünstigem Licht darzustellen:

— Bestimmt, Komtesse. Sie glauben mir wohl nicht?

— Ach ja ... vielleicht ...

— Ich kann keine Reise machen, ich habe keine ge-

macht und ich werde auch nie eine machen, ich habe kein Geld dazu.

Listig antwortete das junge Mädchen:

— Weil Sie wahrscheinlich im Winter alles verbrauchen!

— Nein, oh nein. Bei mir ist alles haushälterisch eingeteilt und ich kann gar nicht mehr brauchen, denn ich lebe nur von meinem Monatsgehalt.

Bei den letzten Worten hatte er die Stimme sinken lassen, daß nicht andere in seine Verhältnisse Einblick erhielten. Sie hörte ihn aufmerksam an, dann sagte sie plötzlich:

— Das ist unmöglich!

— Unmöglich?

— Ja, denn Papa sagte noch neulich einmal bei Tisch, daß er als Regimentskommandeur bei seinen Offizieren fünfzig Mark Zulage verlangen würde. Er sprach mit dem Major ... Major ... der kleine, der humpelt ...

— Küster!

— Ja, Küster, ja, ja.

— Und wer nun die fünfzig Mark nicht hat?

Sie zuckte die Achseln und meinte, das verstünde sie nicht. Als nun Sylvester noch einmal erklärte, er besitze nichts anderes als sein Gehalt, fragte sie, wieviel das betrage:

— Fünfundsiebzig Mark monatlich!

— Das ist aber doch riesig viel!

Also hatte sie keine Ahnung vom Gelde, denn sonst würde sie nicht eine Reise nach Montreux bei fünfundsiebzig Mark Gehalt für möglich halten. Aber sie hatte alles mit einer solchen Naivität gesagt, daß sich Sylvester ganz von ihrer Art und Weise gefangen fühlte. Den

Augenblick Pause benutzte Referendar Wesener, um zu fragen:

— Wie finden Sie die Weine?

Sylvester hatte fast von nichts gekostet, wenn auch die ganze Batterie Gläser, die vor ihm stand, voll war, denn er ließ sich in seiner Unerfahrenheit statt abzuwehren von jedem neuen Wein einschenken. Der Referendar wiederholte:

— Nicht wahr, der Schloßabzug ist erster Klasse!

— Erste Klasse! — antwortete Sylvester mit demselben Ausdruck, den er eigentlich gar nicht verstand. Da nahm ihn aber auch wieder die junge Gräfin in Anspruch, indem sie zu wissen begehrte, wer eigentlich die Leute am Tisch wären. Sylvester gab sich möglichste Mühe, ihr alle zu nennen und fragte den Referendar, wenn ihn sein Gedächtnis im Stiche ließ. Dieser wußte sehr genau Bescheid und fügte fast jedem Namen eine kleine, ziemlich scharfe Charakteristik bei. Aber Sylvester hörte nur mit halbem Ohre hin, weil nach jeder Erklärung eine neue Frage seiner Nachbarin folgte. Als sie mit der ganzen Tafelrunde zu Ende waren, fragte sie:

— Bitte, seien Sie nicht böse, aber wie heißen Sie? Papa hatte mir kurz vor Tisch die Namen meiner Nachbarn gesagt, aber ich habe nur den hier links behalten, weil der mich führen sollte.

Sylvester schob ihr seinen kleinen Namenszettel zu. Und weil es ihm wieder war, als müsse er sich schlecht machen und er sich erinnerte, wie einmal auf Kriegsschule jemand gemeint, seine Nase sähe einem Geierschnabel wirklich ähnlich, sagte er, auf sein Profil deutend:

— Mache ich meinem Namen nicht Ehre als Geyer?

— Nein, das müssen Sie nicht sagen! Bitte nicht!

Dabei blickte sie ihn an, scheinbar, um seine Nase zu betrachten, in Wirklichkeit jedoch ließ sie ihr Auge wohlgefällig über sein Gesicht gleiten. Er fragte und errötete dabei:

— Warum soll ich das nicht sagen?

Sie wich aus:

— Nur so!

Aber als von Tisch aufgestanden wurde, hatte er die feste Überzeugung, daß in seiner Nachbarin ein leises Interesse für ihn zu erwachen begänne.

Der Kaffee wurde in den anstoßenden Zimmern von den Dienern lautlos herumgereicht. Sylvester hatte hier und da die Hand gegeben und das übliche „Mahlzeit" gesagt. Nun stand er in einer Ecke des kleinen Salons, in dem ihn die Gräfin empfangen, als er seinen Antrittsbesuch gemacht hatte. In Gedanken versunken, besah er sich das bunte Treiben um ihn herum, das Durcheinanderschieben der Gäste, das „Mahlzeit"-sagen, das stumme, steife, leichte, flüchtige, tiefe, neckische, ergebene oder gnädige Verbeugen. Das Anreden von Leuten, die sich vor Tisch noch nicht gekannt, verlegen, gemessen, unsicher, höflich. Das Begrüßen von alten Bekannten, freundlich, herzlich, kriechend, gesetzt oder familiär. Einzelne Herren blickten sich um, überlegend, wen sie mit ihrer Anrede beglücken sollten, bei wem sich niedlich machen, bei wem ein „Zeichnen" nützlich, artig oder Pflicht. Ein paar Damen waren aneinandergereiht, der Herren wartend. Keine sprach mit der andern, sie wedelten nur mit ihren Fächern, ein stehendes Lächeln auf den Lippen. Kam ein Herr in ihre Nähe, so wurden sie erregt und bewegten sich,

ihn aufmerksam zu machen. Sie pochten auf ihren Schein der Einladungskarte, daß sie nun auch ihr Teil Unterhaltung davontragen müßten. Dann standen Gruppen herum in eifriger Unterhaltung vor einem Bilde, das jemand erklärte, an ein paar Bronzen, die betrachtet wurden, vor einem Goblin, den man anfaßte, irgend einen Einzug Johann Sobieskis darstellend. Und alles fand man schön, alles prachtvoll, alles wurde bewundert, wohl auch geschätzt.

Dazwischen bewegte sich die Gräfin wie eine Herrscherin, in modisch gemachtem Seidenkleide, mit echten points d'Alençon, von einem zum andern gehend, um die Unterhaltung in Fluß zu bringen. Sie war eine vorzügliche Wirtin, die es verstand, jedem etwas Angenehmes zu sagen, ihre Gäste geschickt in den verschiedenen Zimmern zu verteilen, die widerstrebenden Elemente zusammenzubringen oder zu scheiden, in schweigende Gruppen im Vorübergehen ein Gesprächsthema zu werfen, das dann eilfertig aufgegriffen und ausgeschlachtet wurde bis zum letzten Blutstropfen. Sie sah Sylvester beobachtend in der Ecke stehen und näherte sich ihm:

— Nun, so in Gedanken, Herr von Geyer?

Er schrack zusammen und erinnerte sich, daß er der Frau des Hauses ja nicht einmal „Mahlzeit“ gewünscht, wie die anderen alle und er küßte ihre beringte Hand, von der ein wundervolles Farbenspiel der Edelsteine ausging.

— Ich sehe mir die Menschen an, Frau Gräfin!

— So ein offizielles Diner ist ja eigentlich schrecklich! Aber es muß eben abgethan werden!

Sylvester machte ein erstauntes Gesicht, so daß sie fragte:

— Sie glauben's wohl nicht?

— Offen gestanden, nein, Frau Gräfin. Ich glaubte nämlich, daß es Ihnen sehr angenehm wäre.

— Wohl, weil ich es nicht zeige? Sie sind ein Menschenkenner! Wissen Sie, Sie können sich doch denken, daß wir nie zeigen dürfen, wie komisch uns oft hier so etwas vorkommt. Denn wir sind eben verwöhnt durch größere Kreise in Dresden. Ich bin als junges Mädchen auch in Paris in die Welt gegangen bei meiner Tante Fürstin Satocka. Unter dem zweiten Empire noch, und nach Paris kam mir auch die Dresdener Gesellschaft klein vor. Aber das ist doch ganz natürlich.

— Jawohl! Allerdings, Frau Gräfin ..... — meinte Sylvester etwas zerstreut, weil ihm die Worte der Gräfin zu denken gaben, und er unwillkürlich sich seinerseits als armer, kleiner Leutnant aus Meißen dieser Frau gegenüber gedrückt fühlte. Doch sie verwischte sofort sein kleinlich ängstliches Gefühl:

— Wirklich nett ist es überhaupt nur en petit comité und da hoffen wir Sie noch oft bei uns zu sehen! Nun Herr von Geyer, muß ich weiter .... Da .. dort drüben, dort sind noch ein paar herrenlose Damen, die sich zu langweilen scheinen. Helfen Sie mir ein wenig!

Gräfin Götting lächelte und ging davon, nachdem sie noch vorher ihrer Tochter, die ein paar Schritte von ihnen stand, zugerufen:

— Thinka, da drüben die Damen .... schnell ... Herr von Geyer hilft Dir!

Und „Thinka“ näherte sich Sylvesterl, indem sie Referendar Wesener, mit dem sie bisher gesprochen, ganz verdutzt stehen ließ:

— Mama meint, wir sollen zusammen die Damen da drüben unterhalten!

Da aber in diesem Augenblick gerade der Oberst zu den Damen trat, sprach Sylvester vergnügt mit dem Gefühl, daß er einen Scherz machen konnte, was ihm, wie er meinte, bisher immer versagt gewesen:

— Ob wir's thun?

Sie lachte schelmisch:

— Thun wir's nicht!

Sie blieben also in der Ecke stehen, und sie klagte ihm, daß sie sich so furchtbar langweile:

— Machen Ihnen denn Diners und so was keinen Spaß, Komtesse? — fragte Sylvester. Einfach gab sie zurück:

— Bis jetzt, nein! Ich kenne sie ja aber noch nicht.

Und sie lachten fröhlich beide. Sie erzählte von Montreux, von ihren Bergen, vom schönen Lac Leman von den anderen jungen Damen in der Pension, von der Pensionsmutter, den Spaziergängen und Fahrten und er von den Beschwerden und Anstrengungen des Dienstes, von Meißens Umgebung, vom Regiment. Sylvester fühlte sich bei jedem Worte mehr zu dem jungen Mädchen hingezogen. Sie war so einfach, so gar nicht verbildet, wie er sie sich im stillen doch vorgestellt, so unbefangen und natürlich, so lieb und herzig. Sie schien keine Ahnung davon zu haben, daß sie eine gute Partie vorstellte, daß sie hübsch war und vielleicht schön wurde. Nichts ahnte sie offenbar davon, daß man ihr den Hof machen würde wegen ihres Äußeren, ihres Wesens, der Stellung ihres Vaters und wegen ihres Geldes.

Da regte sich in Sylvester das schlechte Gewissen wegen

der Hintergedanken, die er gehegt. Aber gekommen wäre es doch, so wie es nun stand, ganz von selbst.

Während sie noch mit einander sprachen, trat der Oberst zu ihnen und musterte freundlich Sylvester:

— Nun, mein lieber Geyer, wie steht's wie geht's?

— Gut, Herr Oberst!

— Benimmt sich denn meine Tochter recht ungeschickt?

— Aber nein, Herr Oberst!

— Ja, es ist nämlich ihr erstes Diner in ihrem Leben!

Sylvester hätte fast das Bekenntnis gethan, daß es eigentlich auch sein erstes, Diner war, aber er wollte nicht unnütz seine Unerfahrenheit bekennen. Im nächsten Augenblicke freute er sich, geschwiegen zu haben, denn der Oberst fuhr fort:

— Ich habe meine Tochter absichtlich neben Sie gesetzt, damit sie möglichst unbefangen sein sollte, was sie wahrscheinlich neben dem Amtshauptmann oder so nicht gewesen wäre, ganz abgesehen davon, daß sie als junges Mädchen unten an gehört, und als Tochter des Hauses erst recht.

— Wir haben uns sehr gut unterhalten, Papa! — meinte die Tochter eifrig. Graf Götting lächelte:

— Na, das ist ja schön. Also hat Dir Dein erstes Diner Spaß gemacht?

— Ja, Papa! — antwortete sie mit freudestrahlenden Augen und dabei betrachtete sie Sylvester so naiv entzückt, daß ihm ein Schauer über den Leib lief. Diese großen, dunklen Augen, die auf ihm ruhten, trieben ihm das Blut eiliger durch die Adern.

Der Oberst wurde von seiner Frau abgerufen: ein paar Eingeladene empfahlen sich. Nun stand Sylvester

wieder allein mit Thinka Götting. Wieder begann sie ihre Fragen nach allem in Meißen und schließlich nach seinen persönlichen Verhältnissen. Sie wollte wissen, wieviel Schwestern er hätte. Sie meinte, die Schwestern sollten doch mal nach Meißen kommen und war sehr erstaunt, als Sylvester erzählte, Mariechen sei mit seinem Hauptmann verlobt:

— Herr von Trucks, den kenne ich doch gar nicht!

— Er ist heute nicht hier!

— Wie sieht er denn aus?

— Klein . . . oder mittel wenigstens, mit sehr feinem Gesicht, aber mächtigem Schnurrbart. Furchtbar lebhaft.

Aber sie erinnerte sich seiner nicht:

— Ich kann mir nicht alle die Namen merken, obgleich Mama, wenn Besuch kommt, uns immer rufen läßt, meine Schwester und mich.

— Wie ich meinen Besuch machte, waren Sie aber nicht da, Komtesse!

Er erwartete, daß sie nichts davon wissen würde, doch lebhaft rief sie:

— Das war ja eben so schade! Ich war nicht angezogen, aber ich habe Sie vom Fenster aus gesehen. Sie gingen mit noch einem Herrn, der auch so schön groß war wie Sie!

— Herr von Elbenfleth!

— Ich weiß nicht . . . . . . — warf sie so hin, als ob ihr das ganz gleichgültig wäre, und das gab ihm Mut zu fragen:

— Mögen Sie denn das gern, wenn jemand groß ist?

Dabei reckte er sich empor, daß er neben der jungen Gräfin, die eine recht ansehnliche Größe für eine Dame

besaß, wie ein Riese aussah. Sie blickte ihn wieder an, indem sie sehr entschieden:

— Ja! — sagte und nachher erst langsam hinzufügte:

— Wir fanden das alle so schön in Montreux!

Aber nun war es Zeit, sich zu trennen, denn allerseits schritt man zum Aufbruch. Sylvester sagte es Gräfin Thinka. Sie war traurig:

— Schon gehen? Aber Sie kommen bald wieder?

— Ich komme wieder! — sprach Sylvester, indem sie sich die Hand gaben und dabei einander in die Augen sahen. Dann drehte er sich schnell herum. Gräfin Götting stand im ersten Salon an der Treppe und eine Dame machte ihr mehrmals tiefe Verbeugungen, ohne sich von ihr trennen zu können. Sylvester sah diesen Kampf und trat auf die Frau seines Kommandeurs zu. Als er ihre Hand küßte, sagte sie:

— Nicht wahr, Sie lassen sich bald einmal wieder sehen?

— Jawohl, Frau Gräfin! Sehr gnädig ....

Durch diese Unterbrechung war die Unschlüssige endlich zur Thatkraft gelangt und hatte den Salon verlassen.

— Gott sei Dank! — stöhnte Gräfin Götting und im Einverständnis lachten sie beide. Der Oberst gab Sylvester nur flüchtig die Hand, er schien beschäftigt zu sein, doch sehr freundlich klang es dabei:

— Auf Wiedersehen!

Es war eine klare, kalte Winternacht und der Schnee knirschte unter den Füßen, als Sylvester, Gülsenhaus und Sczeronowski, die sich zufällig im Flur zusammengefunden hatten, heimzogen. Sie schritten eine Weile wortlos dahin. Gülsenhaus mit hohen Gummischuhen über seinen

Lackstiefeln und in einen Bisampelz mit Otterkragen gehüllt, Sczeronowski mit gewöhnlichen Gummischuhen und einem Anknöpfpelzkragen auf seinem langen, dicken Offiziermantel, Sylvester in Wichsstiefeln mit großer Sorgfalt gewichst und blank, aber eben kein Lack und ohne Pelz, nur in seinem Mantel, der zu seinem großen Leidwesen nicht einmal mehr schön war.

— Charmantes Diner! Wirklich ganz charmant! — meinte endlich Gülsenhaus. Man ging schweigend weiter, bis er wieder anfing:

— Eigentlich haben Sie riesigen Dusel entwickelt neben der charmanten Krabbe der Thinka Götting zu sitzen, lieber Geyer! Ist sie denn so nett, wie sie aussieht?

Sylvester errötete und sprach möglichst gleichgültig:

— Oh ja! Sie ist sehr nett!

Als sie schon über die Brücke waren und am Bahnhof vorüber kamen, sahen sie, daß im „Schieler" einer Weinkneipe dicht daneben, noch Licht war. Gülsenhaus erklärte, er könne noch nicht schlafen und habe sich mit Referendar Wesener verabredet. Er gab schnell den Kameraden die Hand und verschwand in der niedrigen Thür des Restaurants, aus dem beim Öffnen eine Lachsalve heraustönte. Sczeronowski und Sylvester gingen allein weiter der Kaserne zu. Nach einer Weile näherte sich der Pole und begann:

— Erlauben Sie, daß ich Ihnen einen Ratt gebbe?

Sylvester wußte nicht, wo das hinaus sollte, aber er kannte Sczeronowski als einen lieben und guten Menschen, gutmütig und immer dabei, wo es galt, einem Kameraden zu helfen, deshalb antwortete er, daß er sich freuen würde, einen Rat von ihm zu bekommen. Und der Pole sagte:

— Dann ratte ich Ihnen, nehmen Sie sich in Gesellschaft in Acht, zuviel, zu oft und zu lange mit ein und derselben Dame zu sprechen!

Sofort verstand Sylvester, daß dieses auf die junge Gräfin abzielen sollte. Es ärgerte ihn doch:

— Warum denn?

— Weill immer es gemeine Schufte giebt, die ieble Nachredde machen. Immer. Ich glaubbe, Sie sind viell zu gutt, Geyer. Sie beurrteilen die ganze Welt viell zu gutt. Es giebt sovielle Schufte, die sind gar nicht zu zählen.

Sylvester war doch erstaunt über diese Worte und er antwortete fast heftig:

— Ja, warum sagen Sie denn das?

— Ich sagge es, weil es ist. Sie habben serr viel mit der Thinka gesprochen, mit der Älteren. Die Jüngere ist serr häßlich. Die Thinka ist ein stolzes Mädchen, serr schön, sie wird serr schön. Sie hat ganz was von einer Polin, von ihrer Mutter. Wirklich ganz so ......

— Was .... was schadet das denn aber?

— Wenn ein Mädchen hübsch ist, fallen sie alle ieber sie her. Und sie habben es gethan!

Sylvester brauste auf:

— Wer hat das gethan?

— Alle megglichen! Abber sehen Sie, Geyer, ich meine es gutt mit Ihnen. Sie wollen schon beese werden. Das nützt nichts. Kaltes Blut muß man sich anschaffen. Es sagen's alle, wenn Sie abber fragen wer, ist es niemand gewesen. Das ist so in der Welt. Es ist auch nicht schlecht gemeint. 's sind alles ganz gutte Leite, nur sie redden.

— Ja, was haben sie denn geredet?

— Ach, nichts Beeses, abber .... das führt ja zu nichts! Sie müssen eben vorsichtig sein. Sie haben ja mit fast keine andere gesprochen!

Da fiel Sylvester ein, daß er mit Thinkas Schwester, mit der Frau von Berkennd, mit Frau von Zweenfurth, ja mit den meisten Damen kein Wort geredet hatte! Aber es war doch unbegreiflich, wie so etwas gleich bemerkt wurde. Und er ekelte sich über die Gesellschaft, die klatschte und bösen Leumund machte. Das reine Bild des jungen Mädchens erschien ihm wie geschändet. Doch seinen Kameraden mußte er dankbar sein. Er gab ihm die Hand:

— Danke, Sczeronowski. Ich werde mich in Acht nehmen. Aber Sie sprechen auch nicht davon.

— Aber nein, sonst hätte ich Ihnen das nicht gesagt!

Als Sylvester auf seinem Zimmer allein war, überflog er in Gedanken noch einmal die Erlebnisse des Tages und es war ihm, als habe er an diesem Tage viel gelernt an Weltkenntnis und Reife. Wie er sich aber von neuem über das hämische Urteilen der Menge ärgerte, da kam ihm doch die Frage, ob er denn selbst besser sei als die anderen, die gleich etwas darin gefunden, daß er sich mit seiner Nachbarin so viel unterhalten und er gestand sich in Scham, daß er eigentlich gar kein Recht hatte, sich darüber zu entrüsten, da er sich mit berechnenden Gedanken dem Mädchen genaht!

Über allen seinen Grübeleien und Erwägungen aber tauchte wieder Thinkas Auge auf, das ihn immer fort so naiv betrachtet hatte, als spräche es zu ihm:

— Du gefällst mir!

Nachdem Sylvester die Bitternisse überwunden, fühlte er sich doch sehr glücklich.

77.

Sylvesters Glück hielt an, denn in der nächsten Zeit sah er Thinka fast jede Woche wieder. Durch das Beispiel des neuen Kommandeurs angeregt, veranstalteten nun alle Häuser, die in Meißen etwas bedeuten wollten, Diners, Thees oder Bälle. Überall fast waren Graf und Gräfin Götting mit ihren Töchtern.

Immer, wenn er das junge Mädchen erblickte, war er beruhigt und ein heißer Glücksstrom schoß ihm zum Herzen. Sah er sie aber nicht gleich, so fand er keine Ruhe, bis er sich vergewissert, ob sie erst später käme oder etwa garnicht. Dann suchte er sich sogar unter irgend einem Vorwand vor der Zeit aus dem Staube zu machen, weil er meinte, es ohne sie nicht aushalten zu können, denn nur durch sie besaß die ganze Geselligkeit für ihn Reiz.

Aber der Warnung Sczeronowskis eingedenk vermied er es nach Kräften, zu lange mit ihr zu sprechen und richtete vorsorglich an alle Damen das Wort, um jeden bösen Schein zu vermeiden. Doch während er mit den anderen sprach, schweiften seine Blicke verstohlen zu Thinka hinüber. Er beobachtete jede ihrer Bewegungen, er merkte auf, mit wem sie sich unterhielt, welches Gesicht sie machte.

Wo sie ging, stand und saß, verfolgte er sie mit den Augen. Die Damen bemerkten dann wohl, daß irgend etwas anderes Sylvester in Anspruch nahm, aber er war sonst so liebenswürdig und natürlich, daß sie es vergaßen, wenn er im nächsten Augenblick ihnen einen Stuhl hinschob oder sich Mühe gab, von den herumlaufenden Dienern für sie Eis, Sodawasser oder Mandelmilch zu erbeuten.

Die kurze Zeit, wenn Sylvester nun wirklich mit Thinka sprach, war ihm ganz wundersam zu Mut. Mit den anderen Damen wurde ihm, dem das Wort nicht leicht vom Munde ging, die Zeit lang und er fühlte oft quälend die Nichtigkeit der Gesellschaft. Er fragte sich, wozu es im Grunde genommen nötig sei, reihum mit Leuten zu reden, die man im nächsten Augenblick wieder vergessen hatte und mit denen man nur oberflächlich über die gleichgültigsten Dinge sprechen konnte, sodaß man einen Gewinn nicht daraus zog.

Bei Thinka fanden sich die Worte von selbst, das Gespräch stockte nicht einen Augenblick, und wenn sie auseinander gingen, hatte Sylvester noch das Bewußtsein, eine Menge von dem vergessen zu haben, was er ihr eigentlich hatte sagen wollen. Mit einem naiven Wohlgefallen betrachtete sie den jungen Offizier. Sie war zuthunlich zu ihm, wie gegen einen Freund. Sie vertraute ihm alles an, was ihr widerfuhr. Von Zeit zu Zeit, wenn sie auch von einander durch ein ganzes Zimmer getrennt waren, blickten sie sich verständnisinnig an. Das machte Sylvester jedesmal glücklich. Es genügte ihm schon, sie von weitem zu sehen, um sich in erhobener Stimmung zu fühlen.

Aber er fragte sich nicht, was daraus werden sollte,

nur die Gegenwart genießend, ohne an die Zukunft zu denken. Sein alter Drang, den Augenblick zu überwinden, schien erstarrt, sein Wunsch, den Tag hinter sich zu haben, war nun verschwunden.

Wenn er von einer Gesellschaft zurückkehrte, in der er Thinka getroffen, blieb er immer noch lange in seinem Zimmer auf. Wohin er blickte, sah er die schlanke Gestalt des jungen Mädchens vor sich stehen, mit ihren dunklen Augen, die ihn anschauten. Eine große Unruhe erfaßte ihn dann. Er lief auf und ab, vom Schlafzimmer in das Wohnzimmer. Er schob seine Möbel hin und her, weil ihm die Anordnung nicht mehr gefiel, seit er bei Göttings gesehen, wie man stellte und einrichtete. Sie kamen ihm so dürftig und häßlich vor mit ihren altväterischen Formen, dem altersschwachen Gestell, den eingesessenen Sprungfedern, den abgenutzten Bezügen.

Dann mischte sich in sein unbestimmtes, irrendes Glück ein Tropfen Wehmut und Trauer. Er öffnete dann das Fenster, sodaß die frische Nachtluft hereindrang, und merkte nicht viel davon, wie mit ihr oft bittere Kälte von dem Schneefelde des Exerzierplatzes und von der weiten, offenen Ebene der Nassau hereinwehte. In seiner Wohnung war es ohnedies nie warm, denn er hatte dem neuen Burschen Soldat Lebrecht, den Befehl gegeben, soviel als möglich an Kohlen zu sparen. Da Sylvester jetzt bei seinen Einladungen oft im Kasino absagen konnte und das Abendessen ersparte, so gelang es ihm trotz des Mehraufwandes an Uniform und obgleich er sich ein paar „außeretatsmäßige" Lackstiefel hatte für die Gesellschaft machen lassen, gut auszukommen.

Mit seinem zukünftigen Schwager Josef hatte Syl-

vester kein Wort mehr über Thinka gesprochen. Der Hauptmann zeigte sich infolge seiner Hochzeit zu Ostern fast gar nicht mehr außerhalb des Dienstes, sondern fuhr nach Blasewitz so oft er konnte. Aber auch Eldenfleth hatte Sylvester nicht ins Vertrauen gezogen, obwohl sie sich fast immer trafen, denn wo es ein Diner oder eine Soirée gab, vergaß man nicht, ihn einzuladen wegen seines Klavierspieles und Gesanges. Niemals hatte ihm der Freund eine Andeutung gemacht, als bemerke er, was mit Sylvester und der ältesten Tochter des Kommandeurs vor sich ging, und Sylvester wußte nicht, ob er es gewahr geworden, denn es war ihm, als ob zwischen ihnen eine Entfremdung eingetreten sei. Äußerlich machte sie sich nicht fühlbar, aber Sylvester war es, als ob Thinka zwischen ihnen stände. Eine Eröffnung seines Innern erschien ihm wie ein Vertrauensbruch gegen sie. Schon, daß er von ihr sprechen sollte, ihren Namen in den Mund zu nehmen, ihre Worte wiederholen, dünkte ihm wie eine Entweihung.

„Niemand kann zweien Herren dienen", fiel ihm als Selbstrechtfertigung ein. Er hatte die Freundschaft als etwas Hehres angesehen, das sein Inneres ganz erfüllte. Er hatte gemeint, dem Freunde alles entgegenbringen zu sollen, alles anzuvertrauen, und jetzt erschien ihm das aufgelöst. Er mußte zwischen beiden wählen, zwischen Freundschaft und Liebe, teilen konnte er sich nicht. Er mußte die Liebe nehmen. Für nichts anderes mehr hatte er Sinn und Auge.

Er wußte es nun ganz genau, er liebte Thinka. Er hatte sich nicht nach einem Plane verliebt, nicht, wie er sich zuerst vorgenommen, um eine Vernunftheirat zu machen,

sondern es wäre über ihn gekommen, ob er nun gewollt hätte oder nicht. Er sah es als eine Fügung an und als sein Schicksal. Nun erschien ihm die ganze Welt in rosigem Lichte. Alles dünkte ihm leichter zu sein, als ob es gar nichts Schweres auf der Erde gäbe. Sein kleines, enges Leid, die Dürftigkeit seiner Familie, erschien ihm wesenlos. Das würde sich schon noch alles glätten und ebnen und auflösen in eitel Freude und Glück. Er war so über die Maßen glücklich. Er fühlte sich so herausgehoben aus dem bisherigen Leben. Ihm war es, als habe bis jetzt nur so hingedämmert, ohne rechten Zweck. Alle die alten Gedanken und Gefühle von früher, die ihn immer beschäftigt, stiegen nun wieder herauf und einten sich!

Die Wochen gingen hin und er blieb glücklich. Immer, wenn er einmal drohte ungeduldig zu werden, weil er Thinka ein paar Tage nicht gesehen, trafen sie sich am dritten Ort, oder eine Einladung der Gräfin Götting kam, er möchte zum Thee kommen oder er sollte schnell einspringen, um den Dreizehnten bei Tisch zu meiden helfen. Dann war er wieder ruhig und glücklich.

Als Ostern vor der Thür stand und damit die Hochzeit der Schwester, hielt Sylvester endlich Einkehr bei sich selbst und fragte sich, ob er nun nicht Ernst machen sollte und um Thinka anhalten. Der Gedanke erschien ihm so fremd und sonderbar. Früher hätte er es nicht erwarten können, bis sich sein Schicksal entschieden und heute zögerte er und hätte es am liebsten gesehen, wenn es noch lange so geblieben wäre. Dieser Zustand des Ungewissen vor der Entscheidung, mit dem bangen Liebesgefühl im Herzen war so schön, daß er ihn nicht enden mochte.

Und dann: war er ihrer denn eigentlich gewiß? Er

zweifelte nicht daran, aber er hätte es doch eigentlich hören müssen, ehe er den entscheidenden Schritt that. Überhaupt wußte er ja garnicht, wie man das eigentlich anfing, um ein Mädchen anzuhalten, ob es sich schickte, sie geradezu zu fragen. Doch er liebte sie und wollte einfach das thun, was ihm sein Herz eingäbe.

Aber das Grübeln packte ihn wieder ein wenig. Des Kommandeurs glaubte er gewiß zu sein, der hatte ja auch als armer Leutnant die reiche Frau geheiratet, also würde er ihn nicht ungünstig ansehen wegen seiner Armut. Aber Gräfin Götting dachte vielleicht nicht so. Zwar war sie immer außerordentlich liebenswürdig gegen ihn, aber liebenswürdig war sie gegen jedermann und es war Sylvester schon mehr als einmal vorgekommen, als ob einzelne seiner Kameraden gleichfalls meinten, bei der „Kommandeuse“ ganz besonders gut angeschrieben zu sein.

Doch wer liebte — überlegte nicht: er wollte mit Thinka sprechen.

Am Dienstag in der stillen Woche hatte ihn der Oberst aufgefordert, zu Tisch zu kommen. Wie gewöhnlich bei Göttings abends um sieben Uhr. Sylvester fand nur ein paar unverheiratete Offiziere des Regiments: Hauptmann Müller II, einen rothaarigen, sehr netten, etwas stillen Mann, der sich allgemeiner Beliebtheit erfreute, nur sich wegen Kränklichkeit etwas zurückzog, dann den eben Hauptmann gewordenen Gülsenhaus, Premierleutnant Ernst, den Sylvester noch nicht kannte, weil er bisher seit Jahren zur Schießschule in Spandau abkommandiert gewesen, Leutnant von Sczeronowski, als Pole von der Gräfin vielleicht doch ein wenig bevorzugt und Leutnant von Wehn, erst seit dem Herbst Offizier.

Nach Tisch spielte der Oberst mit Hauptmann Müller II und Premierleutnant Ernst eine Partie Skat in seinem Zimmer wie jedesmal, wenn er ein paar Herren bei sich sah. Dieser Skat war seinerseits der eigentliche Grund der Einladung. Sylvester hatte, aus Furcht zu verlieren, niemals ein Kartenspiel gelernt. Nun saß er mit den anderen bei den Damen. Sczeronowski und Gülsenhaus erzählten abwechselnd Geschichten, vor allem Gülsenhaus, dessen „charmant" fortwährend ertönte. Der jüngste Offizier, Leutnant von Wehn, hörte nur leise kichernd, befangen zu.

Sylvester fühlte sich unglücklich an dem Abend. Er konnte nur immer so thun, als ob er sich über die Scherze der anderen freue, denn er wußte keine Geschichten und kam sich, ohne mithun zu können, sehr albern vor. Vor Thinka schämte er sich, die sich, wenn Gülsenhaus im Meißener Dialekt zu sprechen anfing, vor Lachen nicht zu retten wußte. Je mehr sie sich unterhielt, desto ernster wurde Sylvester. Er fühlte seine Schwäche, daß er stumm bleiben mußte wie ein verzagter, junger Leutnant, wie der kaum flügge gewordene Herr von Wehn neben ihm.

— Ist das nicht zu komisch? — fragte Thinka einmal Sylvester, der sich nur mit Aufbietung aller Willenskraft zu einem Lächeln zwang. Als sie das merkte und meinte:

— Was haben Sie denn, Herr von Geyer? — antwortete er mit einem sauersüßem Gesicht:

— Aber nichts. Ich amüsiere mich!

Doch das kam so bitter und ernst heraus, daß die ganze Runde über ihn zu lachen begann und er dunkelrot wurde. Der kleine Wehn erhob plötzlich die Stimme

und spielte mit einem Kadettenhausausdruck unter dünnem, meckerndem Lachen auf sein Erröten an:

— Sie „zinsen" ja!

Sylvester wurde mit einem Mal wütend und der Jähzorn, der als Erbteil der Familie in ihm aufflackerte, ließ ihm das Wort entfahren, lauter als es schicklich war:

— Das verbitte ich mir!

Leutnant von Wehn schwieg, die Gräfin machte ein sehr erstauntes Gesicht, Thinka war erschrocken und es trat ein Augenblick Pause ein, den Gülsenhaus mit Geistesgegenwart durch eine neue Geschichte überwand.

Allmählich kämpfte Sylvester seinen Ärger nieder, die Verstimmung über sich selbst, und als der Oberst mit den anderen Herren hereinkam, um noch ein bißchen bei den Damen zu sitzen und das Geschichten-erzählen aufhörte, weil das Gespräch allgemeiner ward, da hatte der junge Offizier auch seinen Gleichmut wiedergewonnen. Zwei Diener brachten den Theetisch und die Gräfin erhob sich, um den Thee zu machen. Sylvester näherte sich ihr, die allein stand:

— Frau Gräfin, es thut mir leid, daß ich vorhin heftig war ...

— Aber ich habe nichts bemerkt ... — erwiderte sie höflich, gab ihm die Hand und meinte, während er sie an die Lippen zog:

— Nicht wahr, wir reden nicht mehr davon. Wirklich, es ist mir unangenehm ... Ihr Fräulein Schwester heiratet ja in ein paar Tagen, wie mir mein Mann erzählt ... nicht wahr ...

— Jawohl, am Ostersonntag ... Mein Schwager bekommt keinen Urlaub anders ...

— Man sieht Herrn von Trucks so wenig!

— Frau Gräfin, jetzt vor der Hochzeit hat er sich nicht viel in Gesellschaft gezeigt ...

— Allerdings, ja, da thut er recht daran, und dafür haben Sie sich ja überall sehen lassen, um die Familie zu repräsentieren! — meinte sie mit freundlichem Lächeln und fuhr dann fort:

— Werden Sie denn nächsten Winter nicht in Dresden ausgehen? Es wäre doch nett, wenn es ein paar Herren vom Regiment thäten!

Sylvester wollte ausweichend antworten, doch da fiel es ihm ein, es wäre vielleicht gerade gut, wenn sie über seine Verhältnisse unterrichtet wäre:

— Das kann ich leider nicht, Frau Gräfin!

— Warum nicht? Wenn Sie nur wollen ...

— Ich habe die Mittel nicht dazu. Es ist mir zu teuer ...

Sie lenkte sofort ein und erwiderte im Bestreben, darüber hinwegzugehen:

— Ah so ... schade ... daß wir Sie dann nächstes Jahr nicht oder kaum sehen. Ich werde meine Töchter in Dresden ausführen.

Als sie das sagte, was er schon wußte, kam Sylvester einen Augenblick jäh der Gedanke sofort bei ihr seine Werbung um die Tochter anzubringen. Der Salon war groß, das Theewasser brodelte und drüben sprachen die Herren laut durcheinander. Gehört hätte man nichts. Aber er kam nicht zum Entschluß, und sogleich fügte die Gräfin hinzu:

— Ihre Schwestern sind gewiß auch an Hof gegangen, ich muß sagen, ich halte das unbedingt für nötig be-

jungen Mädchen aus unseren Kreisen. Sie sollen erst Welt und Menschen ein bißchen kennen lernen, dann findet sich das weitere ...

Gräfin Götting hatte das nicht gesagt mit irgend einer Beziehung, aber bei den Worten war sein Mut verflogen und er schwieg. Nur von Thinka wollte er durchaus eine Antwort haben. Er wurde einsilbig, weil er sich den Kopf zermartete, wie er es anfangen könnte, sie zu fragen, und in der Aufregung seiner Zweifel und Befürchtungen verlor er alle Sicherheit, die ihn mit seiner Liebe überkommen, und der alte Mangel an Selbstvertrauen überfiel ihn von neuem.

Da sprachen Oberst Graf Götting und Hauptmann Müller II über Gewehrschlösser und ihre Vorteile, wobei der Oberst besonders den Fallblockverschluß lobte. Der Hauptmann war nicht ganz seiner Ansicht und der Kommandeur rief schließlich:

— Thinka, liebes Kind, geh doch mal 'rüber und hole mir das ausgeschnittene Schloß von meinem Schreibtische!

Der Hauptmann erbot sich selbst zu gehen, aber das junge Mädchen war schon fortgelaufen. Gülsenhaus erzählte der Gräfin, Thinkas häßlicher Schwester, Premierleutnant Ernst und Leutnant von Wehn eine Mordsgeschichte aus Corsica, sodaß sie nicht aufmerkten. Da stand, als Thinka nicht gleich zurückkam, Sylvester auf und fragte:

— Vielleicht kann ichs finden, Herr Oberst?

Da er schon halb in der Thür stand, rief ihm der Kommandeur nach:

— Danke sehr, lieber Geyer. Sie wird wohl Kon-

fusion machen. Links auf dem Schreibtisch. Es sind drei Schlösser von „Mannlicher“, ein „Gras“ und ein „Fallblock“.

Sylvester eilte durch zwei Zimmer hinüber und drüben fand er Thinka, die über den Schreibtisch gebeugt die Gewehrschlösser ratlos betrachtete, im Zweifel, welches sie wählen sollte. Sie sagte lachend:

— Schnell, Herr von Geyer, damit ich mich nicht blamiere und Papa böse wird. Welches ist „Fallblock“ oder „bock“!

Ihm schlug das Herz zum Springen. Eine Blutwelle jagte ihm in den Kopf. Er zitterte, stammelte stockte:

— Ich wollte ... wollte ...

Thinka sah ihn fast ängstlich an und endlich fand er das Wort:

— Komtesse, Sie werden nächsten Winter fortgehen?

— Nach Dresden! Ja.

— Das ist traurig.

— Traurig?

— Ich kann nicht nach Dresden.

— Warum nicht?

— Mir fehlen die Mittel.

Sie schwieg. Er hatte eine Antwort erhofft. Schnell sprach er:

— Ich möchte so gern hingehen können!

— Warum?

— Weil Sie da sind!

Da schien sie zu begreifen und sie blickte ihn groß an, während ihre Unterlippe sich nervös bewegte. Einen Augenblick sahen sie sich in die Augen, dann bat sie hastig:

— Geben Sie mir das Schloß.

Als sie es in der Hand hielt, flüchtete sie davon. Er folgte langsam.

Sylvester begriff selbst nicht, wie er den Mut gehabt hatte, so zu sprechen. Aber es war ihm sehr leicht und frei, sehr wohl und entlastet zu Sinn, denn er meinte nicht anders als gewonnen zu haben.

78.

Doch mit Thinkas Vater konnte Sylvester noch nicht sprechen. Der Oberst war auf Urlaub gegangen und fand sich erst wieder ein zu Mariechens Hochzeit, wozu er trotz der wenigen Teilnehmer sonst als Kommandeur eingeladen worden war. Vom Regimente hatten noch Einladungen erhalten: Gülsenhaus als langjähriger Premierleutnant in Josefs Kompagnie, Elbenfleth und der Bataillonskommandeur, Major Küster und Frau. Die Gräfin war mit ihren Töchtern verreist und hatte abgesagt.

Erster Brautführer war Hauptmann von Lichtensee, ein Altersgenosse und Freund des Bräutigams, der die dicke Fanny als Brautjungfer führte, während Sylvester als zweiter Brautführer Elbenfleths Schwester erhalten hatte.

— Wie kommt Ihr eigentlich zu der als Brautjungfer? — meinte Sylvester am Polterabend, der ganz still nur in der Familie abgehalten wurde, und Onkel Gottfried meinte:

— Na, mein Junge, Du kannst doch nicht Deine eigene Schwester führen!

Aber er wollte wissen, wie sie gerade auf den Gedanken gekommen, Fräulein von Eldenfleth eigens zu der Hochzeit von Hannover „zu verschreiben", wie er sich ausdrückte, und er erfuhr, daß sich seines Freundes Schwester seit ein paar Tage in Dresden befand, um sich bei einem schwedischen Masseur in Blasewitz behandeln zu lassen. Sie hatte vor einigen Jahren, auf Glatteis ausrutschend, das Bein gebrochen und war lahm seitdem. Sie befand sich allein da und wohnte in der Anstalt. Der Kosten wegen war ihre Mutter nicht mit.

— Sie kennt keinen Menschen hier, das arme Ding, da ist sie gleich zu uns gekommen und ich habe sie zur Hochzeit gebeten. Eine Brautjungfer brauchen wir doch noch und Josef ist ja mit seiner Familie ganz auseinander! — erklärte die Mutter. Sylvester küßte sie:

— Du bist immer so gut, Mutter! Ich hätte ja gar nicht Brautführer zu sein brauchen und dann hätte die arme Ida den Scherz gehabt. Das wäre viel besser gewesen. Mir machts so wie so keinen Scherz!

Die Mutter sah ihn vorwurfsvoll an.

— Es ist doch die Hochzeit Deiner Schwester! Und Du sagst, es macht Dir gar keinen Scherz?

Sylvester wollte sie nicht kränken und streichelte ihre liebe, alte Hand, indem er lächelnd sagte:

— Ich meine es ja gar nicht so, Mutter. Du weißt ja, wie ich oft rede!

Aber im Grunde seines Herzens meinte er es doch so, denn er war derartig von seiner Liebe zu Thinka erfüllt, daß er am liebsten die ganze Hochzeit nicht mitgemacht

hätte. Er dachte nur noch an sie, überall stand ihr Bild ihm vor Augen. Ihre Worte von jenem Abend wiederholte er sich hundert Mal, deutete sie, vergegenwärtigte sich ihre Blicke, ihren Ton, ihre Bewegungen und kam immer mehr zur Sicherheit, daß auch sie ihn liebe. Die Notwendigkeit, am Polterabend zu Haus zu bleiben, war ihm schrecklich. Nun mußte er still sitzen und zuhören, wie über die Zukunft des jungen Paares gesprochen wurde, er mußte mitreden, nicht lieblos zu erscheinen, und doch hätte er am liebsten ganz geschwiegen, um nur still in seiner Ecke seinen Gedanken nachhängen zu können. Immerfort klang es durcheinander:

— Mariechen wird die größte Dame im Regiment.

— Die neue Wohnung drüben in Meißen wird reizend.

— Ob das Offizierskorps was schenkt?

— Wenn nur das Brautkleid ihr gut steht.

— Es ist doch sehr angenehm, daß wir keinen großen Polterabend haben.

— Onkel muß das Hoch auf das Brautpaar ausbringen.

— Nein, der Kommandeur.

— Mariechen ist ein bißchen blaß heute.

— Hast Du schon versucht, Deinen neuen Namen zu schreiben, Mariechen?

— Mariechen, schreibt man Trucks mit „ck" oder „k"?

— Mit „G"! — rief dann Onkel Gottfried und alle lachten, nur Sylvester nicht, der durch Fragen, Raten, Zusagen, Abraten, Necken ganz nervös geworden war und schließlich aufstand, um einen Augenblick in den Garten hinunterzugehen und frische Luft zu schöpfen.

— Wo gehst Du hin, Sylvester? — fragte sofort Mariechen und er rief ärgerlich:

— Komme gleich wieder, habe nur keine Angst!

Dann irrte er im kahlen Gärtchen umher, in dem der Schnee geschmolzen war und große Pfützen hinterlassen hatte. Er beschmutzte sich die Stiefel und bekam nasse Füße, doch er merkte nichts davon. Er dachte nur immer an Thinka, an ihre Stimme, ihre Augen, den naiven hingebenden Blick. Nichts Liebreizenderes konnte er sich denken als sie. Wieder vergegenwärtigte er sich die Scene seiner halben Werbung, und wenn er an ihre Flucht dachte, die fast wie ein „Ja“ aussah, dann überlief es ihn heiß. Er erinnerte sich des weichen Flaumes ihrer Wangen, wie auf einer Frucht, der Rundung des Mundes, der kurzen, so auffallend kurzen Oberlippe. Jetzt war es ihm, als ob er Heimweh hätte nach ihrer Gegenwart.

Er begriff nicht, wie es gekommen, daß er sich damit begnügt, den ganzen Winter hindurch sie nur immer von weitem zu sehen. Er verstand sich selbst nicht, wie es nur möglich gewesen, daß er sich dabei beruhigt, daß es ihn nicht schon längst gedrängt durch ein Wort, eine Anfrage beim Oberst sein Schicksal zu entscheiden. Morgen konnte er es sagen. Aber wie? Kurz und bündig oder mit langer Einleitung? Sollte er erklären, daß er glaube, Thinka sei einverstanden? Durfte er das sagen? Mußte er von seiner Armut sprechen? Er war ja irre an allem! Er wußte keinen Rat, nicht aus noch ein ...

Und er lief wieder hinauf.

Als er eintrat, klirrten gerade die Gläser aneinander. Um doch irgendwie den Polterabend zu feiern, hatte Onkel Gottfried Glühwein gemacht. Ganz wenig nur, denn die Damen leerten ja höchstens ein Glas.

— Wir trinken auf das Brautpaar! — rief Ida

ganz fröhlich, obwohl sie eigentlich ein bißchen traurig darüber war, daß sie nicht morgen Brautjungfer sein sollte. Nun wurde Sylvester ein Glas Glühwein in die Hand gedrückt und er mußte trinken, ob er nun wollte oder nicht, wenn ihn auch die lärmende Fröhlichkeit der Familie traf, wie ein Eimer Wasser über den Kopf.

Die harmlose Freude der Geschwister, die sonst doch auf des Lebens äußeres Glück verzichtet hatten, mutete ihn albern an, wie den in ernster Stimmung befindlichen, nüchternen Mann, der auf einen Maskenball gerät. Er hatte das Bedürfnis, den Wein fortzuschütten und zu rufen, rauh und unwirsch:

— Seid Ihr verrückt mit Eurer Narrenfreude?

Doch plötzlich, wie er das Glas in der Hand hielt, kam ihm ein anderer Gedanke: er wollte einmal für sich selbst sorgen, Egoist sein, mit sicherem Entschluß. Sein Leben mußte er bauen und zimmern, sein eigenes Glück jetzt bereiten. Auf ein Wohl trinken wollte er, aber nicht auf das Wohl seiner Schwester, sondern auf das Wohl, die Zukunft, das Glück derer, die fern von ihm war, die nicht wußte, daß er jetzt für sie das Glas erhob, aber die es vielleicht mitahnte, wenn ihr Herz wirklich für ihn schlug. Sylvester stieß kräftig mit dem Brautpaar an, daß Onkel Gottfried fröhlich rief:

— So ist's recht, Sylvester, das giebt eine glückliche Ehe! Immer hau die Gläser aneinander. Klirr, klirr! Klirren muß es! In drei Deibels Namen. Himmeldonnerwetter, ihr beiden sollt glücklich sein!

Tante Gustel jedoch bekam Angst bei dem lauten Klirren:

— Sylvester, mein Gott, daß nur nichts zerbricht: Scherben sind Thränen!

Aber Sylvester rief lachend:

— Bei meinem Trinkspruch giebts keine Scherben. Prost Mariechen, Prost Josef: „Was wir lieben!“

Gerührt schüttelte ihm der neue Schwager die Hand und Bruder und Schwester küßten sich. Der Kuß war innig, wie ihn Sylvester nie gegeben, er hatte dabei an die andere gedacht. Alle freuten sich und fanden Sylvesters Spruch schön, nur die Mutter blickte ihren Sohn halb ängstlich, halb glücklich an, ihr war es dunkel, als habe in den Worten ein doppelter Sinn gelegen.

79.

Beim Hochzeitsdiner, das auf Onkel Gottfrieds Verlangen trotz der höheren Kosten nicht zu Haus stattfand, sondern in einem kleinen Saal des Belvedère auf der Brühlschen Terrasse, saß Sylvester neben Fräulein von Eldenfleth. Er hatte sie als Brautführer schon vorher in die Kirche geleitet und sie ihm gleich von Anbeginn gesagt:

— Herr von Geyer, ich bin lahm, wundern Sie sich also nicht, wenn ich mich ein wenig stark auf Ihren Arm stütze.

Danach hatte Sylvester erwartet, sie werde kaum allein gehen können, aber wie die meisten mit einem Gebrechen Behafteteten übertrieb sie ein wenig, und als sie nur ein bißchen das linke Bein nachziehend schritt, fühlte er sich angenehm enttäuscht.

Jetzt, beim Diner, war sie ihm lästig, denn seine Gedanken weilten bei Thinka und er mochte nicht sprechen. Gegen die Schwester seines Freundes wollte er aber nicht unartig sein, deshalb quälte er sich, von Zeit zu Zeit etwas zu sagen. In seiner Stimmung fand er alles thöricht und albern, was er sprach und ärgerte sich über sich selbst. Aber auch Fräulein von Elbenfleths Antworten erregten ihn, denn man spürte aus ihnen etwas heraus, wie: Glaube nur nicht, daß ich nicht merke, wie Du eigentlich immer wo anders bist!

Zweierlei störte Sylvester an seiner Nachbarin: die stark hannöversch gefärbte Sprache in Tonfall und Wortbildungen ungleich norddeutscher als sein Freund, und die große Ähnlichkeit mit ihrem Bruder. Dieselben Augen, die gleiche Haarfarbe, der Ton beim Sprechen, einzelne Bewegungen, das Lachen alles gleich. Und das, was er bei seinem Freunde mochte, woran er sich gewöhnt hatte, was ihm geradezu gefehlt hätte, wenn es nicht vorhanden gewesen, berührte ihn bei der Schwester so fremdartig, daß er sich nicht enthalten konnte zu bemerken:

— Sie sehen Ihrem Bruder täuschend ähnlich, gnädiges Fräulein! ...

— Das sagt man mir immer ...

Dann schwieg wieder die Unterhaltung. Sylvester dachte an Thinka und maß den Oberst mit den Blicken. Nach dem Diner wollte er mit ihm reden, die Gelegenheit würde sich schon finden. Aber vielleicht wäre es richtiger, wenn er in Meißen zu ihm in seine Wohnung käme. Doch er konnte es nicht mehr erwarten, er war wie krank in seiner Begierde, nun endlich die Antwort zu erhalten. Die Tafel dünkte ihm unerträglich lang. Immerfort

wälzte er in seinen Gedanken die Worte herum, die er an Thinkas Vater richten wollte, und immer wieder verwarf er sie. Wenn er einmal glaubte, sie gefunden zu haben, ward er fiebrig erregt und vergaß seine Nachbarin ganz, sodaß ihm Onkel Gottfried vorsichtig ein Zeichen mit Kopf und Augen gab, mit ihr zu sprechen. Irgend etwas Beliebiges fragte er:

— Wie lange bleiben Sie hier?

— Bis mein Fuß besser ist.

Nun konnte Sylvester nicht aufhören, sondern mußte etwas Mitleid zeigen:

— Wie ist denn das gekommen?

— Ich bin auf Glatteis ausgerutscht und habe mir den Knöchel gebrochen. Nun ist es nicht ordentlich geheilt und ein bißchen steif geblieben.

— Wie lange ist es denn her?

— Ach, schon zwei Jahre.

— Wird es denn besser?

— Es ist schon bedeutend besser geworden, seit ich hier in der Anstalt bin.

— So, so! — sagte Sylvester, wieder zerstreut werdend. Da erhob sich der Oberst, um die junge Frau im Regimente willkommen zu heißen und überreichte dabei ein silbernes Präsentierbrett als Geschenk des Offizierkorps. Er schloß mit einem Hoch auf das Brautpaar und die fünf Musikanten, die Onkel Gottfried bestellt hatte und die in einer Ecke schreckliche Musik veranstalteten, spielten einen Tusch.

Onkel Gottfried als Haupt der Geyerschen Familie hatte das Gefühl als müsse er auch etwas thun, nur wußte er nicht, auf wessen Gesundheit er eigentlich trinken sollte

und zögerte solange, bis ihm der Geistliche den letzten Toast nahm und die Damen leben ließ. Dadurch kam die Unterhaltung, die zuerst ein wenig spärlich geflossen war, allmählich in Gang und schließlich unterhielten sich alle eifrig bis auf das Brautpaar und Sylvester.

Mariechen war blaß, aber sie sah sehr gut aus in ihrem einfach gehaltenen, weißseidenen Kleide, woran Tante Gustel und die Schwestern seit Wochen gearbeitet hatten. Sie trug den Myrtenkranz über dem Schleier, durch den man ihr mattblondes Haar schimmern sah. Josef hatte sein eisernes Kreuz zweiter Klasse angelegt und den Kronenorden, den er bei einem Fürstenbesuch in Meißen empfangen, als er die Ehrenkompagnie auf dem Bahnhofe befehligte. Er war etwas bekümmert darüber, daß auf seiner Hochzeit seine Familie nicht vertreten war. Nervös kaute er an dem Schnurrbart. Mit seiner jungen Frau sprach er kein Wort, aber beide blickten sich ab und zu verstohlen an und drückten sich unter dem Tische die Hand.

Die Mutter hatte ihr altes, schwarzseidenes Kleid wieder hergesucht und ein wenig modernisieren lassen, Tante Gustel hatte sich ein neues anschaffen müssen, so sauer ihr auch die Ausgabe gefallen war. Es ging nicht anders, denn sie besaß nichts anderes, was sie tragen konnte.

Sylvester beobachtete die Tafelgesellschaft und dabei kam ihm unwillkürlich der Gedanke, wie es wohl sein würde, wenn er einmal mit Thinka auch so in der Mitte der Tafel säße. Er wunderte sich über das Brautpaar, das so wenig miteinander sprach. Er würde es bestimmt anders machen, er fühlte es, daß er ihr soviel zu sagen

hatte, daß ihm gewiß nie die Worte ausgegangen wären. Dabei dachte er an die Absage der Gräfin Götting, in der gestanden, sie seien auf längere Zeit an die Riviera verreist. Heute war aber doch erst der fünfundzwanzigste März! Sylvester ahnte nicht, daß gerade jetzt die schönste Zeit dort war und bildete sich ein, Gräfin Götting habe nur eine Ausflucht gesucht, um nicht zu ihnen zu kommen. Den Gedanken empfand er als eine Zurücksetzung.

Ihm gegegenüber saß Gülsenhaus neben Ida. Sie unterhielten sich ohne Unterbrechung. Ab und zu schnappte im Lärm der Musik Sylvester etwas auf, was sie sagten, und er mußte laut auflachen über die ernste Miene, mit der Gülsenhaus einmal erklärte:

— Mein gnädiges Fräulein, das Offizier-sein ist zwar charmant, aber es legt doch große Entbehrungen auf. Ich sage Ihnen, ich lebe oft . . . oder . . . mein Leben ist oft einfach . . . verzeihen Sie den harten Ausdruck, sozusagen wie ein Hund, wie ein Zughund, der sich bemühen muß, den ganzen Tag von früh bis abends nur um sein elendes Brot zu verdienen.

Sylvester dachte an Gülsenhaus' „elendes Brot" und mußte wieder lachen. Fräulein von Eldenfleth fragte ihn da:

— Warum lachen Sie so?

— Ich hörte eben etwas von drüben.

Als nun Sylvester wieder hinüberblickte und Idas mitleidig angstvolles Gesicht sah, wie sie ihres Nachbarn Erklärungen folgte und dann bemerkte, wie ihr Gülsenhaus allerhand Schmeichelhaftes zu sagen schien und sie sich offenbar darüber freute, da gab er seinen Gedanken laut Ausdruck und sprach:

— Die Damen lieben es doch alle, wenn man ihnen den Hof macht!

Fräulein von Eldenfleth antwortete nicht.

Als endlich die Tafel aufgehoben wurde gestand sich Sylvester ein, daß er eigentlich mit seiner Brautjungfer so gut wie nichts gesprochen hatte. Doch es war ihm gleichgültig.

Man lief nun herum, um sich „Mahlzeit“ zu sagen, dem jungen Paar Glück zu wünschen und ein Wort miteinander zu plaudern. Sylvester sprach mit allen der Reihe nach. Mit Major Küster eine Weile, der ihm zu seinen Schwestern Glück wünschte. Er fand sie alle drei liebenswürdig, hübsch und gut erzogen. Mariechen sei geradezu schön zu nennen. Seine Frau stimmte dem bei, nur fand sie Ida die schönste. Dann kam Hauptmann von Lichtensee, um zu erklären, daß es „sehr animirt“ sei und er sich mit Fanny vorzüglich unterhalten habe. Der Geistliche sagte, er würde gern noch einen Toast auf das nächste junge Paar unbekannter Weise ausgebracht haben, wenn er nicht das Unglück gehabt hätte, daß man gerade in dem Augenblick, wo er ans Glas habe klopfen wollen, aufgestanden sei. Onkel Gottfried fragte:

— Lieber Junge, glaubst Du denn, daß alles so gut gewesen ist? Ich meine, so wie es bei euch Soldaten Sitte ist? Da ich nun mal mit dem Konsistorialrat der einzige Frackmensch bin!

— Sehr schön, Onkel! Alles war sehr gut!

Onkel Gottfried sagte noch ärgerlich:

— Denke Dir, übrigens hat mir der Mann aus dem Konsistorium meinen Toast weggenommen, worüber ich nebenbei ganz zufrieden bin, denn ich eigene mich nun mal nicht zum Festredner.

Da kam Elbenfleth und gab den beiden Herren die Hand:

— Du hast Dich wohl mit meiner Schwester riesig geödet, Sylvester?

— Nein, aber ich bin ungezogen gewesen, ich habe fast gar nicht mit ihr geredet!

— Ach was!

— Jawohl, ich habe nur Angst, daß sie's übel genommen hat!

Elbenfleth lachte laut auf:

— Die übel nehmen? Da kennst Du sie schlecht! Das ist ein so gutes Tier! Du hättest ja aber so leichten Gesprächsstoff gehabt. Sie hat Dir ja, wie wir auf Kriegsschule waren, einen Kuchen gebacken! Weißt Du's nicht mehr?

Sylvester erinnerte sich dessen und versprach, ihr noch nachträglich zu danken. Doch er vergaß es. Vergebens spähte er nach der Gelegenheit, den Oberst abseits von den anderen sprechen zu können, er ging vorsorglich reihum, an jeden ein Wort zu richten. Als er sich mit Ida unterhielt, näherte sich Hauptmann Gülsenhaus, der bis jetzt das junge Mädchen noch keinen Augenblick losgelassen, Sylvester:

— Nein, aber mein lieber Geyer, Ihr Fräulein Schwester ist ja charmant! Wirklich, so was habe ich mir ja gar nicht träumen lassen! Wie ich so hierherkomme, denke ich: na, 's wird wohl auch nicht anders werden, wie andere Hochzeiten. Ich kenne ja das. Ich habe mindestens schon tausend Menschen verheiratet. Warum sollte ich auch nicht?

Sylvester glaubte, daß Gülsenhaus ein wenig angeheitert sei und meinte daher:

— Natürlich, Herr Hauptmann! Natürlich!

Aber der andere fuhr fort in nicht zu dämmernder Rede:

— Also, ich komme her, und was finde ich da? Ein wirklich reizendes Diner. Ganz entre nous. Nicht so 'ne große Abfütterung und dazu eine Tischnachbarin, wirklich charmant! Allerhand Hochachtung vor so einer Schwester. Wir haben uns unterhalten, ich sage Ihnen, da war's Ende schon weg.

Da schienen Ida und Graf Götting auseinander zu kommen. Gülsenhaus wandte sich ihr sofort wieder zu. Der Oberst sah die beiden an, dann lächelte er und sprach zu Sylvester:

— Der brave Gülsenhaus redet ja wie ein Wasserfall. Mir scheint, mir scheint ...... Das kommt vom Wein, der macht so heiter.

Dabei wiegte er den Kopf hin und her und summte die Melodie. Endlich hatte Sylvester den Oberst allein. Er kämpfte noch eine Sekunde mit sich, aber alle Überlegungen, ob der Augenblick richtig gewählt sei, waren dahin, er sah nur noch sein Ziel vor Augen. Blindlings darauflos flossen ihm die Worte, ganz anders, als er sie sich zurechtgelegt:

— Gestatten, Herr Oberst, daß ich mit einer Angelegenheit komme, die mich schon seit längerer Zeit beschäftigt. Ich weiß nicht, ob der Augenblick recht gewählt ist, aber ich kann einfach nicht anders, ich muß es durchaus jetzt sagen. Doch ehe ich anfange möchte ich noch Herrn Oberst gehorsamst mitteilen, daß ich keine Zulage von meiner Mutter beziehen kann, und daß ich kein Vermögen habe. Ich habe auch nie ein solches zu erwarten .....

Der Oberst hatte verbindlich, wie er immer war, zugehört, aber da er nicht verstand, wohin Sylvester zielte, unterbrach er ihn:

— Erlauben Sie, ist es eine rein persönliche Sache?

— Zu Befehl, Herr Oberst.

— Doch also nichts Dienstliches ....

— Nein, Herr Oberst.

— Ja, um was handelt es sich denn?

Sylvester war verzweifelt. Durch die Zwischenfragen verwirrt, wußte er jetzt nicht mehr, wie er sich erklären sollte, und platzte heraus:

— Es handelt sich um Komtesse Thinka.

Graf Götting schien ungeheuer verblüfft zu sein, als habe er etwas ganz anderes erwartet, doch er faßte sich schnell und sprach liebenswürdig, indem er Sylvester die Hand auf die Schulter legte:

— Ich bin ein bißchen verblüfft gewesen, weil mir das sehr unerwartet gekommen ist. Ich muß Ihnen auch gestehen, daß ich diese Eröffnung hier und zu dieser Stunde kaum erwarten konnte. Sie sind ein braver, tüchtiger, junger Offizier und Sie wissen, daß ich Sie sehr gern habe. Das haben Sie ja schon daraus ersehen können, daß ich Sie in mein Haus gezogen habe, mehr wie andere Herren des Regiments. Aber ich bin ganz unvorbereitet über Ihre Eröffnung, lieber Geyer. Gänzlich. Glauben Sie nicht, daß es irgend wie ein Mißtrauensvotum sein soll, wenn ich Ihnen sage, daß wir jetzt hier darüber unmöglich sprechen können. Eine so ernste Frage kann nicht gut so behandelt werden. Also kommen Sie ein ander Mal zu mir, wann Sie wollen, und ich stehe zu Ihrer Verfügung.

Damit gab der Oberst Sylvester die Hand, schüttelte sie kräftig und wandte sich der Mutter zu, indem er, sich umsehend, rief:

— Nun, das junge Paar ist ja schon verschwunden?

Sylvester wußte nicht, wie ihm geschehen. Er war ganz ernüchtert nun. Taktlos erschien er sich, denn es war taktlos, hier, wo der Oberst Gast der Mutter war, ihn so etwas zu fragen. Er kam sich so thöricht, so albern vor! Aber ganz zerschmettert fühlte er sich nicht, denn eigentlich hatten Graf Göttings Worte nicht böse, nicht ablehnend geklungen. Die Hoffnung brauchte er deshalb noch nicht aufzugeben. Einen Korb hatte er nicht bekommen. Sein Vertrauen zu seiner Liebe war zu groß, das konnte ihn nicht abschrecken. Nun schämte er sich, um in den Boden zu sinken und bildete sich ein, die Scene mit dem Oberst müsse von den anderen beobachtet worden sein. Er sah sich um: die Mutter sprach ganz ruhig mit Graf Götting, sie schien sich eine Thräne aus dem Auge zu wischen. Der Geistliche hatte in seiner Ecke einen Kreis um sich gesammelt, denen er erzählte: Tante Gustel, Major Küster und Frau, Fanny, Hauptmann von Lichtensee. Eldenfleth sprach mit seiner Schwester. Auf dem Sofa saßen Gülsenhaus und Ida. Er predigte, sie hörte aufmerksam zu. Onkel Gottfried betrachtete sie verstohlen.

Das junge Ehepaar war verschwunden.

Sylvester trat an ein Fenster, schlug den Vorhang bei Seite und blickte in die Nacht hinaus, wo unten die Elbe Meißen zufloß, Meißen, wo ihn sein Schicksal morgen erwartete, denn morgen wollte er sofort in die Garnison zurückkehren, um mit dem Oberst zu sprechen. Er blieb noch eine Weile hinter den Vorhängen ver-

borgen stehen, bis er hinter sich im Saale größere Bewegung hörte: man brach auf. Graf Götting verabschiedete sich allerseits. Er gab dem verlegenen Sylvester wie immer die Hand und sagte dazu:

— Auf Wiedersehen in Meißen!

80.

Sobald Sylvester wieder in Meißen war, ging er zum Oberst:

— Herr Graf läßt bitten! — sagte der Diener und Sylvester trat mit dem Helm in der Hand in das Zimmer, wo er am Schreibtisch mit Thinka gesprochen. Graf Götting war noch nicht da und der junge Offizier blickte sich um. Er verglich diese gediegene Pracht mit seinem Zimmer, mit den Räumen bei der Mutter und Onkel Gottfried. Wie er das so erblickte, die schweren Teppiche, die Elfenbeingarnitur des Schreibtisches, die unendliche Bücherzahl auf den Regalen an der Wand, da überkam ihm doch wieder ein klein wenig Verzagtheit. Er gedachte der Ungleichheit der Verhältnisse in den beiden Häusern und leise schlich sich in seine Seele die Befürchtung, Thinka möchte sich bedrückt fühlen in seiner Familie durch die ängstliche Sorge um jede Ausgabe, die Dürftigkeit der Lebensführung.

Aber auch nur einen Augenblick kam ihm der Gedanke, dann stand das junge Mädchen wieder vor seiner Fantasie, als ob er sie körperlich vor sich sähe, dort drüben

am Schreibtisch über die Gewehrschlösser gebeugt und plötzlich zur Thür hinausflüchtend. Dort, wo er sie verschwunden wähnte, erschien der Oberst, bewillkommnete ihn freundlich und sagte:

— Bitte, legen Sie doch ab! Nehmen Sie Platz.

Sylvester ließ sich Graf Götting gegenüber auf einem kleinen, türkischen Tabouret nieder und legte den Helm aus der Hand. Seine Finger umspannten den Säbelknauf und unwillkürlich bemerkte er dabei, wie verbraucht und geflickt das Paar Handschuhe war, das er zufällig vorhin herausgegriffen. Der Oberst bot ihm eine Cigarre an, dann begann er nach einigen Augenblicken feierlicher Stille, da Sylvester nicht zu reden wagte:

— Wenn ich recht verstanden habe, sprachen Sie neulich mit mir über meine älteste Tochter?

— Zu Befehl, Herr Oberst!

— Sie scheint Ihnen, wie sich aus Ihren Andeutungen entnahm — gefallen zu haben.

— Jawohl, Herr Oberst! — antwortete Sylvester sehr sicher, fast begeistert, und Graf Götting drehte die Cigarre ein paar Mal in den Fingern herum, bis er schnell fragte:

— Glauben Sie, daß das gegenseitig ist?

— Jawohl, ich glaube.

— Sie haben aber keinen bestimmten Anhalt dafür?

— Nein, Herr Oberst.

— Es handelt sich also lediglich um eine Vermutung?

— Zu Befehl, Herr Oberst.

— Gut. Nun, ich habe meiner Frau noch nichts geschrieben von Ihrem Antrage und meiner Tochter natürlich ebenso wenig. Ich werde ... erst möchte ich noch

ein paar Fragen an Sie richten. Sind Sie Ihrer Sache ganz sicher, das heißt, haben Sie sich den Schritt, den Sie vorhaben, reiflich überlegt?

— Zu Befehl, Herr Oberst!

— Haben Sie schon mit Ihrer Frau Mutter darüber gesprochen?

— Nein, Herr Oberst!

— Oder sonst mit irgend jemand?

— Mit niemandem habe ich darüber gesprochen, Herr Oberst!

— Gut, das gefällt mir, lieber Geyer. Nun möchte ich nur noch eins wissen, wie alt sind Sie? Wenn ich nicht irre wohl vierundzwanzig!

— Ich werde dreiundzwanzig Jahre, Herr Oberst!

— So, so, dreiundzwanzig. Meine Tochter ist siebzehn. Da würden Sie beide etwas jung sein. Na, im allgemeinen halte ich es für keinen Fehler, jung zu heiraten. Ich war auch nur zwei Jahre älter, als ich mich mit meiner Frau verlobte ..... Sie sind ja ein ziemlich fertiger Mensch, wie ich Sie beurteile, aber meine Tochter ist noch ganz unreif, kaum herausgekommen. Ich als Vater muß doch in erster Linie für meine Tochter sorgen so lange sie vielleicht doch noch nicht recht für sich sorgen kann. Sie dürfen mir's also nicht übel nehmen, lieber Geyer, wenn ich finde, daß für sie der Zeitpunkt noch nicht gekommen ist, um für das Leben ihre Wahl zu treffen.

Sylvester war sehr erschrocken. Das war also mit anderen Worten ein Korb. Und er war so zuversichtlich gewesen! Nun waren alle seine Pläne zu nichte geworden. Seine Züge spiegelten die tiefste Niedergeschlagenheit wieder, sodaß der Oberst begütigend sagte:

— Sie brauchen sich es gar nicht so zu Herzen zu nehmen, lieber Geyer. Was nicht ist, kann ja noch werden. Im Ernst! Wenn sich meine Tochter einmal für Sie entscheiden sollte, bin ich gewiß der Letzte, der Ihnen irgend welche Schwierigkeiten in den Weg legen würde. Ich habe mir vorgenommen, meine Kinder einfach wählen zu lassen, wie sie wollen, und ich will mein väterliches Veto nicht einlegen, wie es im polnischen Reichstage die Zaloiskis gethan haben, um zu stören. Ich will nur dann nein sagen, wenn ich glaube, daß es für das Glück meiner Tochter durchaus notwendig wäre. Damit sie nicht vielleicht eine Dummheit beginge, an der sie dann ihr ganzes Leben zu tragen hätte. Und schließlich, damit sie nicht eines Tages mal käme, um mir Vorwürfe zu machen, weil sie unglücklich geworden ist. Das trifft ja nun in Ihrem Falle gewiß nicht zu, aber ein anderes trifft zu. Thinka ist jetzt siebzehn Jahre, sie kennt die Pension in Montreux und seit diesem Winter die Geselligkeit in Meißen. Das sind doch, Sie werden mir das zugeben, recht enge Lebensausschnitte. Da bin ich der Meinung, daß sie sich noch nicht binden soll, ehe sie nicht mehr kennen gelernt hat. Erst soll sie mal einen Winter oder länger in Dresden ausgehen, um auch dort Menschen und Verhältnisse kennen zu lernen. Ich wünsche, daß sie noch andere Herren sieht, und dann mag sie sich entscheiden. Das ist auch, wenn ich mich in Ihren Standpunkt versetze, viel besser — in Ihrem Interesse. Es thut nicht gut, wenn ein Mädchen sich nicht ein bißchen umgesehen hat, ehe sie in die Ehe tritt.

Mechanisch hatte Sylvester zu seinem Helm gegriffen, der auf dem Boden stand, und nun erhob er sich. Er

war sehr traurig und sehr bewegt. Das hatte er nicht erwartet. Er sagte es offen dem Oberst, der ihm recht gab, meinte ihn vollkommen verstehen zu können, aber schloß:

— Es thut mir leid, lieber Geyer, doch ich halte es für meine Pflicht, so zu handeln. Um Ihnen einen Trost zu sagen, kann ich Ihnen nur die Versicherung geben, daß, falls sich später meine Tochter für Sie entscheiden sollte, ich damit unweigerlich einverstanden sein werde.

— Ich danke gehorsamst, Herr Oberst! — stammelte Sylvester und wollte gehen. Es flimmerte ihm vor den Augen, als ob er nicht mehr scharf sehen könnte, so war ihm das Blut zu Kopf gestiegen. Graf Götting hielt ihn noch zurück:

— Hören Sie noch etwas. Darüber, daß Sie kein Vermögen haben, machen Sie sich keine Gedanken. Ich bin so arm gewesen wie Sie, als ich meine Frau fand. In dieser Beziehung bin ich immer auf Ihrer Seite, darauf können Sie sich verlassen. Ich betrachte es als ein Glück, daß meine Töchter nicht nach Geld zu heiraten brauchen, sondern nehmen können, wen sie wollen .....

Sylvester dachte bei diesen Worten „nach Geld heiraten“ blitzschnell an seinen ursprünglichen Plan. Doch das war ja vorbei, jetzt brauchte er sich nichts vorzuwerfen. Er machte schnell eine Verbeugung und stammelte mit bewegter Stimme:

— Ich danke gehorsamst, ich danke gehorsamst, Herr Oberst.

Graf Götting gab ihm die Hand:

— Lieber Geyer, wir Männer, wir beide unter uns, wollen einen Pakt schließen, was? Wir sprechen mit

niemand über das, was jetzt zwischen uns vorgegangen ist, Hören Sie, mit niemand. Ich werde meiner Tochter nichts davon sagen, damit sie ganz unbefangen bleibt, und meiner Frau auch nichts. Sie desgleichen. Und in .... nun, sagen wir mal heute in zwei Jahren ...

Der Oberst unterbrach sich, sah Sylvester an, der glutrot vor ihm stand und in dessen Augen er Feuchtigkeit zu bemerken glaubte, und über sein gutmütiges Gesicht zuckte ein Zug des Mitgefühls, so daß er sich verbesserte, während er derb noch einmal die Hand seines Leutnants schüttelte:

— Heute übers Jahr, wenn die Saison in Dresden vorbei ist, heute also in einem Jahr, lieber Freund, kommen Sie wieder zu mir. Das mag Ihre Prüfungszeit sein. Einverstanden?

— Zu Befehl, Herr Oberst!

Händedruck, eine Verbeugung, ein paar Schritte über den dicken Teppich und die Thür schloß sich hinter Sylvester. Er war noch immer ganz rot. Darum schämte er sich, so auf die Straße zu treten und verlangsamte nach Möglichkeit seinen Schritt. Jetzt, wo nur der Oberst da war und die Damen verreist, schien es einfacher zuzugehen: kein Diener zeigte sich.

Sylvester blieb im Treppenhaus stehen und atmete tief auf. Er wußte sich noch nicht zu fassen, er mußte das alles erst in seinem Innern verarbeiten, er brauchte Zeit zur Sammlung und Überlegung. Gescheitert war er noch nicht, nur auf den ersten Anlauf hatte er sein Ziel nicht erreicht. Die Entscheidung war hinausgerückt worden um ein Jahr. Sie brauchte ja nicht gegen ihn zu fallen. Sie konnte, sie durfte nicht gegen ihn sein: er war Thinkas

gewiß. Doch ein Jahr sollte er warten? Ein ganzes Jahr? Das schien ihm verloren in seinem Leben.

Das Glück war ihm wieder einmal entwichen vor den Augen.

81.

Thinka kam nicht wieder. Es hieß, die Gräfin würde mit ihren Töchtern von der Riviera aus in die Schweiz gehen und der Oberst dort bei ihnen einen kurzen Urlaub verbringen. Während des Manövers waren sie dann natürlich auch nicht da und man erzählte sich, sie würden erst im Herbst nach Meißen zurückkehren.

Es rang Sylvester die Seele ab, sich irgend jemand mitzuteilen, aber er mußte, seinem Versprechen gemäß, sein Geheimnis für sich behalten. Immer dachte er an Thinka, immer sah er die großen Augen auf sich gerichtet. Er ging abends überhaupt nicht mehr aus, sondern blieb auf seinem Zimmer sitzen und schmiedete Zukunftspläne. Wenn dann wie früher Eldenfleth kam, um mit ihm zu schwatzen, so ärgerte sich Sylvester im stillen darüber, daß er nicht für sich bleiben konnte, sondern sich mit dem Freunde über Dinge unterhalten mußte, die ihm ganz gleichgültig waren. Immer nur schwebte der Name der Geliebten auf seinen Lippen, den er doch nicht aussprechen durfte. Er hatte das Bedürfnis, ihn Eldenfleth tausend tausend Mal an den Kopf zu werfen, statt der Unterhaltung über Dienst und Regiment. Es reizte ihn, in all das Gewäsch von Kommißerlebnissen und Stadtklatsch laut hineinzubrüllen:

— Thinka! Thinka! Thinka!

Dann hatte er wieder Stimmungen, wo er sich selbst zürnte, daß er lieblos gegen Eldenfleth wäre. Der treue, stille Freund, der sich immer gleichblieb, hatte das nicht um ihn verdient. Er konnte doch nichts dafür, daß er nicht ahnte, was in Sylvester vorging, daß Sylvester kälter, zurückhaltender, anders geworden war, weil neben der heißen Flamme seiner Liebe das milde Licht der Freundschaft nicht mehr Platz fand. Bald bemerkte Eldenfleth auch eine Änderung in Sylvesters Wesen und fragte, als er nach des Tages Mühe und Arbeit eines Abends harmlos herübergekommen war, um seine Cigarre zu rauchen:

— Was hast Du eigentlich jetzt immer, Sylvester?

— Was soll ich denn haben?

— Du bist anders als sonst. Du bist brummig und nervös und schlechter Laune. Du fährst mich ab und zu an. Es kommt mir denn so vor, als ob Du irgend was Besonderes im Kopfe hättest.

— Was soll ich denn nur im Kopfe haben? — antwortete Sylvester etwas gereizt, und Eldenfleth sagte lachend:

— Siehst Du, wie Du gleich böse wirst!

— Ich werde doch nicht böse!

Plötzlich nahm Eldenfleth Sylvester bei der Hand und fragte eindringlich:

— Sylvester, hast Du Schulden, Du weißt ja, daß ich ein paar tausend Mark besitze, die meine Mutter in Verwaltung hat, wovon ich die Zulage beziehe ...

Sylvester unterbrach ihn mit von innerstem Herzen kommenden Danksagungen. Wie treu der Freund an ihm hing! Er hätte so gern erklärt, wodurch sie vielleicht

etwas auseinandergekommeu waren in der letzten Zeit, aber der Mund war ihm ja verschlossen, und daran litt er immer und überall. Sein Schwager Josef hatte ihm ja noch scherzweise geraten, er solle doch eine der Töchter des Kommandeurs nehmen, und jetzt mußte er auch ihm gegenüber schweigen. Das bedrückte, lähmte ihn und so kam es, daß er verhältnismäßig selten zu den Geschwistern ging.

Sie hatten es sich so schön ausgemalt, wie er um das Essen im Kasino zu sparen so oft als möglich zu ihnen kommen sollte, aber zum Mittagessen erschien Sylvester nicht bei „Josefs“, wie sie jetzt in der Familie hießen. Die Abende verbrachte er nicht bei ihnen, sondern auf dem Zimmer, glücklich in Träumen allein oder halb gestört durch Eldenfleth oder endlich bei dem Freunde, wenn er auf dem Pianino spielte, das er sich für schwere acht Mark monatlich jetzt gemietet hatte.

Sylvester kam nicht zu den Geschwistern, weil er in dieser Flitterwochen-Zeit das Gefühl hatte, als störe er sie. Nun, wo es schon Juli geworden war, blieb es noch immer dabei, daß sie sich wenig sahen. Sylvester war nicht mehr bei der Kompagnie seines Schwagers, der Kommandeur fand das nicht richtig und hatte ihn zur dritten Kompagnie, zu Hauptmann Heinemann, versetzt. Nun wußte Sylvester nicht, wie seines Schwagers Dienst lag, und als er einmal kam, traf es sich sehr unglücklich, daß Josef den Tag einen anstrengenden Marsch gehabt und nun abgespannt war, sodaß er fast kein Wort sprach. Das fiel bei dem sonst so lebhaften Manne sehr auf. Sylvester, selbst mit seinen Gedanken immer abwesend, redete auch nichts. |So wurde der Abend

eintönig und langweilig und zeitig trennten sich die Geschwister.

Sylvester beschloß aber, sobald nicht wieder „Josefs" zu besuchen. Mariechen machte ihm Vorwürfe, als sie ihn einmal auf der Straße traf:

— Sylvester, hast Du uns denn ganz vergessen?

— Warum soll ich euch denn vergessen haben?

— Du kommst ja nie mehr zu uns!

— Ich habe keine Zeit!

Die Schwester sah ihn vorwurfsvoll an:

— Keine Zeit? Für uns hast Du keine Zeit Sylvester?

Ein wenig beschämt schwieg er und versprach:

— Sobald ich kann, werde ich kommen!

Aber er kam nicht. Er verschob es von Tag zu Tag. Er wußte selbst nicht zu sagen, was ihn abhielt — die junge Ehe seiner Schwester mit ihrem stillen Glück und Behagen paßte nicht in seine Stimmung. Die einzige Zerstreuung, die es für ihn gab, war der Dienst. In den stürzte er sich jetzt mit Leidenschaft. Er hatte immer mehr begonnen, ihn von ganz anderem Standpunkt aus zu betrachten als früher. Er erblickte in ihm nicht mehr bloß ein unerträgliches, doch nicht zu umgehendes Muß, sondern er fing an, seinen Ehrgeiz befriedigt zu finden, wenn er es dahin brachte, daß bei seinen Leuten, im Schießen vor allem, besonders gute Leistungen erzielt wurden.

Auf dem Schießstand befand er sich jetzt stundenlang, auch über seinen Dienst noch hinaus. Hauptmann Heinemann, ein sehr angenehmer Vorgesetzter, etwas trocken und einsilbig, der aber nicht gewöhnliche soldatische Kennt-

nisse besaß, war besonders im Schießen vorzüglich, da er jahrelang zur Militär-Schießschule in Spandau kommandiert gewesen. Sylvester lernte viel von ihm und gewann so von Tag zu Tag mehr Interesse an seinem Beruf.

Doch trotzdem strich ihm die Zeit unerträglich langsam dahin. Dieses Warten und Warten war ihm eine Qual. Wenn er auch wußte, daß seine Werbung ja nun aufgeschoben, daß er sie schon in dreiviertel Jahren etwa wiedersehen konnte, so peinigte ihn doch, wenn er nicht gerade durch den Dienst in Anspruch genommen wurde, eine fürchterliche Unruhe. Er hätte irgend etwas unternehmen wollen, um sich zu betäuben — aber er hatte ja kein Geld! Er war ja festgebannt an die Scholle, festgeschmiedet, ohne sich bewegen zu können. Manchmal kam ihm der Gedanke, all das bißchen Geld zusammenzuraffen, das er besaß, und damit nach der Schweiz zu fahren, um plötzlich Thinka zu überraschen. Sie sollte ihn gar nicht sehen, er wollte sie beschleichen wie ein Wild, sie von weitem zu beobachten, was sie that, mit wem sie sprach und verkehrte. Es hätte ihm genügt, nur sie zu sehen, ihre liebe Gestalt sich von neuem in die Seele zu prägen.

Aber sein bißchen Geld würde nicht einmal reichen bis dorthin, und wenn er es ausgegeben, hätte er ja nichts mehr gehabt, um den Rest des Monats zu leben. Da hätte er hungern können — oder Schulden machen. Seinetwegen auch sogar Schulden machen, denn jetzt war ja alles gleichgültig! Und Urlaub hätte er haben müssen. Aber jetzt vor dem Manöver bekam er ja doch keinen.

Er schlug es sich aus dem Sinn, es waren nur thörichte Träume! Als er zum Manöver die wenigen

Habseligkeiten sich gerade zurechtlegte: seine Waschgegenstände, sein einziges Rasiermesser und alles, weil er nicht die Mittel besessen, sich ein Etui oder Necessaire zu kaufen, einfach in Zeitungspapier wickelte und in eine Pappschachtel that, in der er einmal vom Schneider einen Waffenrock bekommen, da klopfte es und Elbenfleth erschien:

— Sylvester, ich gehe auf Urlaub!

— Was, jetzt? Wir rücken doch aus, da hast Du Urlaub?

— Meine Mutter ist gestorben.

Elbenfleth sagte es sehr ruhig, sehr sicher, wie der ganze Mensch war, aber man sah seinem Gesicht den tiefen Kummer an, der in Falten auf der Stirn und um den Mund lag. Sylvester dachte daran, wie ihm der Kamerad das Telegramm vom Tode des Vaters gebracht und fragte:

— Ist das ganz plötzlich gekommen?

— Ganz unerwartet. Meine arme Schwester ist noch in Blasewitz zur Kur. Nun fast ein halbes Jahr hat sie die Mutter nicht gesehen. Sie hat jetzt niemand mehr ...

Da sah Sylvester doch eine Thräne in seines Freundes Auge und er schlug ihm den Arm um den Nacken, drückte ihn an sich und sprach:

— Armer, armer, lieber Kerl!

82.

Auch im Manöver vergaß Sylvester Thinka nicht. Die Herbstübungen waren in diesem Jahre unerhört anstrengend: große Hitze, stundenweite Anmärsche, dann sehr

ausgedehnte Übungen, weil der Divisionskommandeur neu war und immer kein Ende finden konnte. Bei den Anstrengungen erschien die Geliebte Sylvester wie ein Schutzbild, an das er dachte, das vor ihm einherschritt, das er nie vergaß. Wenn die Märsche in Staub und Sonnenhitze quälend wurden, eintönig auf den schnurgeraden Straßen, dann behielt er immer guten Mut. Er baute fortwährend Traumschlösser, er gedachte unausgesetzt Thinkas. Das kürzte ihm die Wege ab.

Es kam öfters vor, daß ein Soldat seiner Kompagnie in der glühenden Atmosphäre, im steten Sonnenbrand, staubschluckend in der Wolke, die von den vorn marschierenden aufgewirbelt ward, „schlapp“ wurde, wie sie es nannten. Dann wollte sich der Übermüdete oft in den Chausseegraben setzen und wäre so zum Nachzügler geworden. Das litt Sylvester nicht, sondern der große, starke, junge Offizier sagte dann bloß:

— Tornister ab. Geben Sie's Gewehr her.

Er selbst belud sich mit dem Tornister, hängte den Säbel ein und nahm das Gewehr auf die Schulter Die Last spürte er nicht. Die Soldaten mußten ja auch so marschieren. Wenn sie auch nicht auf dem Rendezvous-Platze hin- und herlaufen mußten, nach Ordnung sehen, Befehl empfangen, die Karte studieren und die Anlage der Übung durchdenken. Dann konnten sie sich hinwerfen und sich ausruhen, während die Offiziere in Thätigkeit traten. Sylvester nahm, wenn es nötig wurde, oft noch einem zweiten Manne das Gewehr ab. Er dachte an die fern von ihm, die er sich erobern mußte und in Gedanken an sie verdoppelten sich seine Kräfte und jede Anstrengung erschien ihm wie ein Spiel.

Vom Manöver selbst sah er nicht viel, nur von weitem auffahrende Artillerie, vorbeijagende Reiter, die bloß ihre undurchdringlichen Staubwolken als Gruß in die Reihen der Infanteristen herüberschickten. Stunden hindurch mußte oft das Regiment in einer Senkung warten, hinter einer Anhöhe, im Gehölz, an der Dorfstraße. Warten, warten, warten unausgesetzt, bis endlich der Befehl kam zum Eingreifen oder gar blos zu einer Positionsveränderung.

Das erschien Sylvester immer wie ein Abbild seines eigenen Daseins, warten sollte auch er, warten geduldig, wo er in sich von Jugend auf doch immer einen solchen Drang gespürt nach vorwärts. Es war ihm, als ob er in einem Hügelland schritte, immer den Blick nur am Horizont, wo ein Berg lag nach seiner Schätzung, ein kleiner Hügel in Wirklichkeit. Jedesmal, wenn er ihn überwunden und nun meinte, es sei aus, dann that sich auf dem Gipfel ein neues Thal auf, das er durchschreiten mußte, einen neuen Berg zu erklimmen. Da war es Sylvester, als ob sein Leben etwas Gehetztes hätte. Es war keine Ruhe darin, nur ein Treiben von einem Fleck zum anderen, ohne Rast und Ruh. Aber wiederum, war das nicht gerade der Reiz des Daseins? Er konnte sich einen Stillstand nicht denken, das Leben wäre ja sonst unerträglich gewesen.

Und doch überschlich ihn bisweilen ganz heimlich und verstohlen, auf Sekunden einmal, das Bedürfnis nach Frieden. Mit diesem Gefühl verband er immer den Gedanken an Thinka. Sie sollte ihm den Frieden bringen. Wenn er sie erst besäße, dann würde dieses Hetzen und Vorwärtsdrängen ein Ende nehmen, dann würde er erst glücklich sein!

Auf einem Rendezvous, wo das Regiment zeitig eingetroffen war, weil als am Korpsmanövertage die Übung sehr lange dauern mußte, traf Sylvester mit seinem Schwager Josef zusammen. Hauptmann von Trucks war von seiner Kompagnie herübergekommen. Er lachte über das ganze Gesicht, während er dem Schwager die Hand schüttelte und flüsterte ihm zu:

— Sylvester, auf ein Wort. Aber ein bißchen abseits. Komm ...

Dabei zog er ihn auf ein Kartoffelfeld, ein Stück entfernt vom Regiment, das die Gewehre zusammengesetzt und abgelegt hatte, und Josef strahlte nur so, als er verkündete:

— Du hast Aussicht, Onkel zu werden!

— Wie so denn?

— Na, Du wirst mich doch verstehen!

Nun erst begriff Sylvester. Er wünschte dem Schwager herzlich Glück, aber er konnte seine unbändige Freude nicht teilen. Doch Josef bemerkte gar nichts davon, sondern meinte:

— Wenn's ein Junge ist, weiß ich schon, wie er heißen soll, und wenn's ein Mädel ist, auch. Aber wir sagen's nicht vorher.

Sylvester warnte in seiner trüben Laune:

— Nennt ihn bloß nicht Sylvester, denn das bringt Unglück.

— Sylvester Unglück? Du bist doch ein ganz glücklicher Mensch!

Das Signal „Offiziersruf" riß sie auseinander. Oberst Graf Götting ließ nur eine kurze Ermahnung ergehen, daß beim Verlassen der Rendezvous-Stellung auf

dem Acker neben der Chaussee ja die Böschungsränder des Straßengrabens geschont werden sollten, da beim kommandierenden General eine diesbezügliche Klage eingelaufen sei. Der Kommandeur hielt, als die Offiziere zu ihrer Kompagnie zurückkehrten, Sylvester noch auf. Offenbar absichtlich, um freundlich gegen ihn zu sein:

— Nun, wir haben uns ja lange nicht gesehen! Wie sind die Quartiere?

— Danke gehorsamst, gut, Herr Oberst!

— Das Manöver ist ja nun bald überstanden. Gehen Sie denn auf Urlaub?

— Ich habe noch keinen Urlaub eingereicht, Herr Oberst!

— Aber Sie müssen doch Ihre Frau Mutter besuchen!

Damit trennten sie sich. Sylvester hatte das Bewußtsein, daß der Oberst ihm wohlwollte, und die gleichgültigen Worte, die er gesprochen, berührten ihn angenehm. Der Inhalt war Nebensache, es kam nur darauf an, daß sie Teilnahme bezeugten, denn Graf Götting hatte keine besondere Veranlassung, sich gerade einen der jüngeren Offiziere herauszusuchen, um ein paar Worte an ihn zu richten. Gern hätte Sylvester gefragt, wann die Gräfin mit ihren Töchtern zurückkehren würde, allein er scheute sich, daran zu rühren, und er erfuhr es nicht. Niemand wußte es, da Graf Götting nicht hiervon gesprochen hatte, auch nicht einmal gegen den Regimentsadjutanten.

Das Manöver ging zu Ende und das Regiment rückte in Meißen wieder ein, durch Fußmarsch, da die Übungen nicht weit von der Garnison zwischen Döbeln und Meißen stattgefunden hatten. Sie kamen durch das Triebischthal an der Porzellanmanufaktur vorbei in die Stadt. Die

Regimentsmusik spielte ein Potpourri aus dem Bettelstudenten. Es gellte in den engen Straßen, es schmetterte und rasaunte, wie die Häuser den Schall im Echo durcheinanderwarfen. Schnell öffneten sich die Fenster mit Neugierigen, aus den Läden liefen die Menschen heraus, aus den Nachbargassen stürmten sie herbei, um den Einzug mit anzusehen. Durch eine Häuserlücke tauchte oben links der Dom und die Albrechtsburg auf. Wie ein frohes Heimatsgefühl durchzuckte es Sylvester. Nun bogen sie zum Markt ein, wo des Kommandeurs Haus lag, der alte, bischöfliche, kleine Palast. Sylvesters erster Blick ging dorthin, um zu entdecken, ob die Fenster verhangen wären oder offen. Richtig, ganz links, im kleinen Salon der Gräfin, öffneten sich die Scheiben, gerade, als sie um die Ecke bogen und die Musik auf dem Markte ertönte. Gräfin Götting sah heraus. Als sie das Regiment gewahrte, verschwand sie schnell einen Augenblick und kehrte sofort mit ihrer jüngsten Tochter wieder. Einen Moment später erschien am Fenster daneben Thinka allein.

Der Regimentsstab ritt zwischen der Musik und der ersten Kompagnie. Oberst Götting grüßte froh zu seiner Familie hinauf und der Adjutant auch, ebenso Major Küster mit seinem Adjutanten und Josef vor seiner ersten Kompagnie. Die Damen oben winkten mit den Tüchern.

Da das Regiment im Tritt einmarschierte und die Offiziere die Säbel gezogen hatten, grüßten sie alle mit der Waffe einzeln, wenn sie vor dem Hause vorbeikamen. Sylvester schlug das Herz. Kurz vorher blickte er noch scheinbar gleichgültig geradeaus, weil es ihm in seiner Aufregung war, als müßten alle von seiner Liebe wissen und als beobachtete ihn sein Zug und die Leute auf dem

Bürgersteig des Marktes, um zu sehen, welches Gesicht er machen würde.

Als er fast in Höhe des Fensters war, blickte er auf. Gräfin Götting sah ihn. Er salutierte mit dem Säbel, langsam, weil er hoffte, auch Thinka würde ihn bemerken. Ihre Mutter nickte freundlich, doch die junge Gräfin nicht, sie schien mit dem Blicke weiter die Kolonne des Regimentes hinabzueilen. Vielleicht suchte sie ihn? Nur gesehen hatte sie ihn nicht. Sylvester ließ langsam die Spitze seines Säbels gegen das Pflaster sinken, um sie langsam wieder zu heben, während seine Augen ängstlich Thinkas Augen zu erhaschen strebten.

Sie fanden sich nicht und Sylvester war sehr weh und bitter zu Sinn.

Die Regimentsmusik spielte noch immer das Potpourri aus dem „Bettelstudent“ mit dem von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Refrain, der das Musikstück begonnen und nun immer unter den übrigen Melodien kurz anklang:

„Ich hab' kein Geld
Bin vogelfrei ......“

83.

Endlich war also Thinka wieder da. Sylvester machte sofort seinen Antrittsbesuch. Eine leise Verstimmung trug er noch im Herzen, weil sie ihn beim Einzuge des Regimentes nicht gegrüßt hatte, aber es klärte sich sofort auf:

— Es ist unglaublich, Herr von Geyer, ich habe alle Herren vom Regiment gesehen, bloß Sie nicht, und Mama

hat Sie doch gleich bemerkt. Ich suchte immer bei der ersten Kompagnie! — begann Thinka nach ein paar Begrüßungsworten. Er war glückselig:

— Ich bin inzwischen zu einer anderen Kompagnie versetzt worden, Komtesse!

Nun mischte sich die Gräfin in das Gespräch und erzählte, es habe sie gefreut, Mariechen kennen zu lernen und als neue Regimentsdame zu begrüßen. Vor einer Stunde sei sie mit ihrem Manne dagewesen:

— Ihre Frau Schwester sieht ja sehr gut aus! Sie ist eine Schönheit! — meinte Gräfin Götting und Thinka fügte hinzu:

— Und sie scheint so lieb zu sein!

Sylvester lächelte, er fühlte sich geschmeichelt und es freute ihn, daß seine Schwester der gefiel, die noch einmal näher zu ihr treten sollte, wenn seine Hoffnungen in Erfüllung gingen. Ein halbes Jahr noch und dann war alles entschieden.

Der Amtshauptmann von Berckennd mit Frau war eben gemeldet worden. Während der Begrüßung mit den Neuangekommenen betrachtete Sylvester Thinka von der Seite. Sie schien etwas voller geworden zu sein, ein wenig reifer, aber noch immer zart und mädchenhaft. Ihre Gesichtsfarbe war ein wenig dunkler als im vergangenen Winter. Das mochte von Sonne und Luft des Sommers herrühren. Er fand sie so süß, so lieb, so schön, wie sie in seiner Einbildung geblieben war und er versank so in Gedanken, daß er, der gestanden, gar nicht merkte, wie man sich allgemein gesetzt hatte.

— Hier ist noch ein Platz für Sie, Herr von Geyer! — rief ihm Thinka lachend zu und deutete auf einen kleinen

Rokokopuff neben ihrem Stuhl. Während nun das Gespräch allgemein ward, unterhielt sie sich mit Sylvester allein. Sie erzählte von ihrem Aufenthalt an der Riviera, erst in Nervi, dann San Remo, Mentone, Nizza, und sie stellte in lebhaften Farben dar, was ihr so gerade in die Erinnerung kam. Von Hotels und Tables d'hôtes, von Spaziergängen und -Fahrten zu Wagen und auf dem Meer, von Bekanntschaften, die sie gemacht, von Leuten, die sie schon früher gesehen und wiedergetroffen, von Luxus und Toiletten, von Blumenpracht und Wetter, Sonne, Mondschein, Schönheit der See, des Gestades, der Höhen und Orte. Alles durcheinander und mit glücklich lachenden Augen.

Und diese fröhliche, elegante Welt kam Sylvester wie ein Traumreich vor, wie ein fernes Land mit wundersamen Schönheiten und Genüssen, von denen er ausgeschlossen war. Er, der arme Offizier, der kaum Geld genug besaß, um standesgemäß zu leben. Er hörte still zu und wußte nichts zu erwidern, er kam sich wieder so unbeholfen und thöricht vor, wenn er immer nur sagen konnte:

— Ach so! Ja das muß schön sein!

Ein unangenehmes Gefühl regte sich in ihm. Nicht Neid, denn ihr gönnte er ja alles, aber Betrübnis, nicht mitsprechen zu können und der Mangel an Fähigkeit, so zu thun, als ob er alles verstünde.

Es gab andere, die auch mancherlei nicht kannten, denen vieles fremd geblieben, aber die es geschickt verbargen oder mit ein paar aufgeschnappten Redensarten ihre Unkenntnisse bemäntelten. Er war zu schwer veranlagt dazu, ihm fehlte die Sicherheit, die den Mangel ruhig

zugiebt, die Unverschämtheit, Lebensklugheit, die ihn verbirgt. Er wußte: Eldenfleth hätte ein solches Gespräch nicht gestört, denn über seine etwaige Unkenntnis hätte er sich mit der größten Ruhe hinweggesetzt. Er hörte ihn sagen:

— Das muß sehr schön dort sein, ich kenne die Riviera nicht.

Und Gülsenhaus' Stimme klang ihm in den Ohren:

— Charmant! Charmant! Riviera natürlich! Wer wäre nicht an der Riviera gewesen!

Nun erzählte auch die Gräfin von „da unten“ und sprach dann von der Schweiz, von Luzern, von Sankt Moritz, Interlaken.

— Ach, Sankt Moritz! Wir sind mal einen Urlaub meines Mannes im August dagewesen! — mischte sich nun auch Frau von Berckennd ein und der Amtshauptmann sagte:

— In Mürren waren wir voriges Jahr! Das ist mir fast noch lieber!

— Ja, aber es fehlt das mondaine Treiben! Ein Vetter von mir hat eine Villa in Sankt Moritz und Pferd und Wagen dort. Das ist doch reizend! — antwortete Gräfin Götting. Thinka fügte hinzu:

— Ach, waren die Fahrten schön nach Maloja oder Sils Maria bloß.

— Kennen Sie das Engadin? — fragte Frau von Berckennd Sylvester, der fast beschämt verneinen mußte. Er hatte die ganze Zeit dagesessen ohne mitreden zu können und er sehnte den Augenblick herbei, wo das Gespräch ein Ende nehmen würde.

Endlich stand er auf, um sich zu verabschieden, und

als er nach Haus ging war es ihm, als ob Thinka wie eine Prinzessin über ihm stünde, fast unerreichbar seinen Wünschen. Ihre Welt war nicht seine Welt. Er vermochte sich nicht vorzustellen, daß er einmal darin heimisch werden könnte. Es war darin so vieles anders, das er nicht beherrschte und kannte. Er würde soviel zu lernen haben, es widersprach so manches seinen Anschauungen. Wenn er an das „mondaine Treiben" in dem von der Gräfin geschilderten Sankt Moritz dachte, so überraschte ihn etwas Fremdes, aus dem allmählich das Bild seiner Mutter sich losmachte, die den Freuden des Lebens entsagt hatte, seitdem sie eine Geyer geworden, die heute in ihrem jahrealten, unmodernen, schwarzen Kleide einherging und die ihm in ihrer Dürftigkeit nicht zu passen schien, in das Leben eines Modebades.

Aber Thinka liebte er doch. Er fühlte einen Zwiespalt in seiner Seele entstehen und er wußte heute noch nicht, wie er ihn überbrücken sollte. Doch daß er es vermöchte, glaubte er gewiß, denn er meinte, ein Leben ohne die Geliebte sich nicht mehr vorstellen zu können.

84.

Zum Herbstrennen waren Göttings nach Charlottenburg gefahren. Thinka hatte Sylvester gefragt, ob er nicht auch dorthin käme und er hatte traurig erklären müssen:

— Ich habe kein Geld, Komtesse!

Zuerst hatte sie darüber gelacht, dann war sie nachdenklich geworden und schließlich hatte sie gemeint:

— Sie müssen das nicht immer sagen, Herr von Geyer, das ist zu traurig!

— Traurig, ja, aber es ist die Wahrheit!

— Aber ich mag so etwas gar nicht hören! — hatte sie geantwortet, mit dem Fuß eigensinnig aufstampfend. Das hatte Sylvester verletzt und nachdenklich gestimmt. Sie begriff also garnicht, daß jemand kein Geld hatte, sie wollte es nicht hören! Ihr Dasein hatte sich immer sorgenlos und heiter abgespielt. Wie sollte es dann auch möglich sein, daß sie sich in die Lage eines Menschen hineinversetzte, der jeden Pfennig umdrehen mußte, ehe er ihn ausgab? Er that ihr unrecht, er verlangte Unmögliches, darum bat er ihr im stillen den Vorwurf ab.

An dem Tage ihrer Abwesenheit — dem ersten Sonnabend des Oktober — ging er zu seinen Geschwistern. Er hatte mit Eldenfleth auf dem Zimmer bleiben wollen, aber der Freund war bei seinem Hauptmann zum Thee. Ganz allein wollte Sylvester aber nicht sein.

— Kommst Du auch einmal! — meinte Josef und hieß ihn brüderlich willkommen. Er war unverändert, wie immer heiter und guter Dinge, wie immer etwas übermäßig lebhaft, wozu Mariechens Ruhe sonst ein gutes Gegengewicht gebildet hatte. Nur schien es Sylvester, als ob seine Schwester jetzt nicht mehr ganz so wäre. Sie dünkte ihm auch etwas „fahrig“ zu sein, bestand ein paar Mal beharrlich auf ihrer Meinung und hatte etwas Gereiztes in ihrem Wesen, das ihr sonst durchaus fremd gewesen. Sylvester fühlte sich an dem Abend nicht sehr wohl bei den Geschwistern. Mariechen sprach nur noch von

ihrer jungen Wirtschaft, von der Köchin, die nicht gut that, von Wäsche, Fleischpreisen, Möbeln, die noch mit der Zeit angeschafft werden mußten und dergleichen, aus dem engsten Kreise des Hauses. Diese Verschiedenheit der Interessen und des Gesprächsstoffes fiel Sylvester besonders auf, wenn er an Göttings dachte, wo derartige Dinge kaum erwähnt wurden.

Am Sonntag war Sylvester zu Haus. Es war doch ein gewaltiger Unterschied in allem mit Göttings. Schon die Räume! Die deckenhohen, saalartigen Gemächer im alten, Meißener Palais und hier die kleinen, engen, niedrigen Zimmerchen. Dort seidene Möbelbezüge, schwere Teppiche, tausend moderne Kleinigkeiten an den Wänden und herumgestreut auf den Etagèren, Tischen und Tischchen. Hier die alten Möbel, „Urväter Hausrat" zum Teil, verschossen und geflickt, altersschwach und gebrechlich. Nirgends ein modernes Stück.

Sylvester machte darüber gegen Onkel Gottfried eine Bemerkung:

— Göttings sind so wundervoll eingerichtet! Diese Pracht!

Da dabei fast ein leiser Hauch des Neides herausklang mit einem Blicke rundum, so antwortete Onkel Gottfried den nun schon grau gewordenen Vollbart streichend:

— Mein lieber Junge, jeder muß sich eben nach seiner Decke strecken. Ich will nicht sagen, daß die dümmsten Bauern die größten Kartoffeln bauen, denn das paßt hier nicht ganz, aber jeder nach seiner Art. Warum sollen Göttings sich nicht schön einrichten? Sie habens ja wie es scheint, was so Josef sagt.

Durch den Namen seines Schwagers wurde Sylvester

an Mariechen erinnert und er machte sich gegen den Onkel Luft:

— Onkel, weißt Du, daß Mariechen sich recht verändert hat?

— Worin denn?

— Ich weiß nicht recht, sie ist anders geworden.

— Ach, höre mal, wir verändern uns alle!

— Sie ist so unruhig, so kribbelig, so, so eklig geworden. Auch gegen Josef war sie ein paar Mal wie gereizt. Gar nicht wie früher.

Onkel Gottfried meinte, er vergäße den außergewöhnlichen Zustand seiner Schwester, in dem man das nicht so genau nehmen dürfe und schloß:

— Übrigens, mein Junge, wirst Du das wohl auch noch durchmachen müssen, wenn Du heiratest, denn heiraten wirst Du ja doch Mal müssen als letzter Geyer. Von mir kannst Du's doch unmöglich noch verlangen. Dein Vater hat mir das manchmal gesagt, daß Du einmal seine Hoffnung sein würdest, da er doch sonst nur Mädel hätte. Na, damals habe ich ihm geantwortet, es sei doch kein so großes Unglück, wenn die Geyers nun auch mal ausstürben, wie so manche andere Familie und habe damals sogar noch einen dummen Witz gemacht. Habe nämlich gesagt, die Geyers, die ihren Feldmarschall nun mal im Trocknen hätten, könnten doch nun eigentlich auf ihren Lorbeeren ausruhen! Aber wie ich vorhin sagte: wir verändern uns alle. Heute, wo ich dem Kremarium um einige Etagen näher gerückt bin — so ganz nebenbei, damit Du's nur weißt, daß ich verbrannt sein will — also heute denke ich nicht ganz mehr so, sondern weil ich ein alter Knax geworden bin, finde ich's doch ganz hübsch,

wenn unser alter, schöner Name nicht aufhörte, mein Junge. Du siehst, das klingt gar nicht mehr so recht nach „freier Richtung“, sondern eigentlich verflucht konservativ. Aber ich kann Dir's ja verraten, daß ich auf meine alten Tage so einen kleinen Rückschlag fühle in Zeit und Ansichten, die ich längst überwunden glaubte! Atavismus, mein Junge! Atavismus!

Dabei lachte Onkel Gottfried frisch und kräftig und richtete sich fest auf, als wollte er seine Worte vom nahenden Alter Lügen strafen. Sylvester dachte an Thinka:

— Vielleicht thu ich's mal, daß ich heirate!

Der junge Offizier errötete langsam, während Onkel Gottfried sagte:

— Wie heißt sie, wie alt, wie groß, schön, hübsch, hat sie Geld?

— Ich habe mir noch gar nichts überlegt, nur im Prinzip bin ich einverstanden.

— Gut, aber nur keine Kommißehe!

— Wir sprachen schon einmal darüber!

— So? Wann denn?

— Früher einmal, Onkel. Du hast mich gewarnt damals!

Onkel Gottfried lachte und sprach:

— Siehst Du, Sylvester, wie ich alt werde! Ich habe keine Ahnung mehr davon. Ich wollte mir sogar eben eine große Rede zurechtlegen, die ich reden wollte. Wenn Du sie aber schon mal gehört hast, dann kann ich sie mir ja auch ebensogut schenken. Sela. Drei Kreuze!

Dann gingen sie zu den Damen hinüber und Sylvester wunderte sich über die große Ähnlichkeit Onkel Gottfrieds mit dem Vater, die immer mehr hervortrat. Früher

hatte Onkel Gottfried viel gedrängter gesprochen, jetzt verfiel er in dieselbe Weitschweifigkeit, die der Vater gehabt. Bei diesen Betrachtungen sagte er sich, daß auch er sich sehr verändert in den drei Jahren, seitdem er Offizier geworden.

Als sie beim Durchschreiten nach dem Salon an einem Spiegel vorüberkamen, warf Sylvester einen flüchtigen Blick hinein. Er sah sich ein Viertel im Profil mit der starken Nase, die aber jetzt durch den nun dicht und kräftig gewordenen Schnurrbart einen schönen Schwung bekommen hatte und sehr thatkräftig ausschaute. Onkel Gottfried hatte den Blick gesehen und fragte:

— Bist Du eitel, mein Junge?

— Nee .....

— Na, na .....

— Wirklich nicht, wie ich aussehe, ist ja ganz egal!

— Wenn Du heiraten willst?

— Ach, Onkel, danach gehen doch die Frauen nicht!

— Da hast Du wieder mal recht, Sylvester, die modernen Frauenzimmer gehen nach Rang, Würden, Stellung und solchem Unsinn. Daß Du Leutnant bist, ist schon ein Vorteil, obwohl es für die Weiber doch immer ein Fehler bleibt, daß Du nicht hast Husar werden können! Immerhin, der Leutnant hilft Dir schon! Ich würde, da ich nichts bin, keine Frau finden, auch wenn ich dreißig Jahre jünger wäre . .

Im Salon saßen die Mutter, Tante Gustel, Ida und Fanny mit Handarbeiten beschäftigt.

— Nun setze Dich mal hübsch zu uns! Euer Männergespräch ist wohl zu Ende. Also komm! — bat die Mutter, und Sylvester ließ sich neben der Mutter auf dem Sofa

nieder. Sie legte ihre Arbeit fort, nahm seine großen Hände in die ihren und streichelte den Sohn, während sie bat:

— Wir haben nun so lange nichts mehr von Dir gehört, nun mußt Du einmal ordentlich erzählen. Wie sind denn eigentlich Göttings jetzt?

— Sehr nett, Mutter.

— Ja, Dein Oberst ist ein lieber Mann, das hört man allgemein, und ich hab's ja auch bei Mariechens Hochzeit bestätigt gefunden. Gefällt sie Dir denn?

— Sie gefällt mir sehr gut, Mutter. Sie ist eine Polin. Sie hat etwas sehr Vornehmes und ist sehr artig. Gegen mich auch. Ich bin, wie ich Dir ja gesagt und geschrieben habe, sehr oft eingeladen bei ihnen ..... —

Er stockte. Es war ihm, als ob die ganze Familie ihm besonders aufmerksam zuhöre, und als nun noch Onkel Gottfried wie ganz zufällig sprach:

— Die Töchter sollen auch sehr nett sein! — und Sylvester dabei zu bemerken glaubte, daß man sich verstohlen ansah, da wußte er, daß irgend jemand ihn mit Göttings in Verbindung gebracht haben mußte. Er kam sich vor, als ob er ausgeforscht werden sollte, und in dieser Voraussetzung zürnte er der Mutter. Schnell lenkte er die Unterhaltung auf andere Dinge:

— Habt Ihr von Fräulein von Eldenfleth wieder etwas gehört?

Es wurde ihm erzählt, sie sei jetzt nach dem Tode der Mutter auf kurze Zeit bei einer entfernten Verwandten zu Besuch, dann aber würde sie versuchen müssen, sich irgendwo unterzubringen. Ihre Mutter habe ihr Leben versichert gehabt und sie nun einige sechzigtausend Mark

bekommen, während der Bruder nur ein geringeres Kapital erhalten habe, weil er ja als Offizier sich in einer gesicherteren Lebensstellung befand.

— Was wird dann aus dem armen Ding? — fragte die Mutter, aber niemand wußte Rat. Um nur etwas zu sagen, weil er ein schlechtes Gewissen hatte, nicht besonders liebenswürdig gegen Fräulein von Eldenfleth gewesen zu sein, meinte Sylvester:

— Kann sie nicht in ihrer Massageanstalt bleiben? Das wird ihr vielleicht gut thun!

Alle lachten, weil das junge Mädchen längst als geheilt entlassen war. Onkel Gottfried meinte unter erneutem Gelächter:

— Sie huppt herum wie 'ne Bachstelze!

Sylvester erinnerte sich dunkel, daß man es ihm wohl im Frühjahr schon erzählt hatte. Noch mehrmals kam man im Gespräch auf Fräulein von Eldenfleth zurück und aus allen den Äußerungen wie „riesig nett", „wirklich ein gutes Ding", „ein rührendes Geschöpf", entnahm er, daß sie offenbar in der Familie einen besonderen Eindruck gemacht haben mußte. Es ärgerte Sylvester, daß fortwährend von dieser gleichgültigen Person die Rede war, während er von der nicht sprechen durfte, neben der es überhaupt kein weibliches Wesen für ihn gab, außer seiner Mutter. Um so mehr reizte es ihn, weil jene Bemerkung gefallen war, die ihn mit Göttings irgendwie in Verbindung brachte, darum sagte er ironisch, als Ida wieder einmal von Fräulein von Eldenfleth gesagt hatte, sie sei „so gut":

— Wenn die Sorte auch noch schlecht wäre, dann hörte es doch auf!

Die Mutter meinte traurig:

— Sylvester, das kommt Dir nicht von Herzen! Was hat Dir denn das arme Ding gethan?

— Gar nichts, Mutter, aber es ist schrecklich, man hört überhaupt gar nichts mehr als immer Fräulein von Eldenfleth vorn und Fräulein von Eldenfleth hinten!

Die Mutter strich ihm wieder die Hände und sagte begütigend, weil sie allem Schroffen immer auszuweichen bemüht war:

— Mein Kindli, wir wollen ja von anderem reden. Nicht wahr? Nur sei mir nicht böse, aber so ein Ausfall wie vorhin, der steht Dir nicht, der sieht meinem Sylvester gar nicht ähnlich.

Onkel Gottfried hatte schon längst einen Versuch gemacht zu sprechen, nun platzte er los:

— Von dem besonderen Falle Fräulein von Eldenfleth will ich gar nicht reden, aber eins muß ich sagen: dieses „sie ist so gut" kann ich auch nicht vertragen. Alles wird entschuldigt mit „sie ist so gut". Es kann passieren, daß jemand noch so blödsinnig, albern, dumm ist, immer heißt es: aber er ist ja so gut. Zum Teufel noch mal, es ist doch noch kein besonderes Verdienst, wenn einer gerade niemanden umgebracht hat? Wem nicht gerade nachgewiesen wird, daß er silberne Löffel stiehlt, von dem heißt es mit Augenaufschlag, Mitleidsstimme und Händefalten: „aber er ist ja so gut!"

Erleichtert atmete Onkel Gottfried auf, weil er sich doch nur wenigstens ausgesprochen hatte, und damit war der Fall „Fräulein von Eldenfleth" erledigt.

Vor dem Abschied zog die Mutter noch einmal Sylvester bei Seite:

— Kindli, bist Du mir böse?

— Aber, Mutter, wie soll ich Dir denn böse sein?

— Wegen der Frage nach Göttings! Wir meinten es ja gar nicht schlimm! Und Du weißt doch, daß Deine alte Mutter nichts sagt, was ihren Sylvester böse machen könnte.

— Mutter, ich bin wirklich nicht böse!

— Du warst aber böse!

— Einen Augenblick, ja! Ihr redet immer von Göttings, und als Onkel nach den Töchtern fragte, da saht ihr euch alle so sonderbar an, als ob irgend was dabei wäre, und sieh mal, Mutter, das ärgerte mich ein bißchen!

Sie sagte ihm, sie begriffe vollkommen, nur sollte Sylvester ihr nicht zürnen, denn was alle sich erzählten, das müße er doch wohl auch selbst wissen:

— Wir dürfen Dich doch ein wenig necken! Weiter war es ja nichts!

Sylvester war sehr erstaunt. Er verstand die Worte der Mutter nicht „was alle sich erzählen“:

— Was erzählen sich denn alle, Mutter?

— Nun, das von der einen Götting, meine ich.

— Ja, was denn, welche denn?

— Welche, weiß ich nicht. Es sind ja wohl zwei? Also, denke Dir, Mariechen erzählte uns einmal, wo sie hier waren, ach Gott, schon vor dem Manöver, daß die eine Göttting in Dich verliebt sei.

Er erschrak:

— Die eine Götting in mich verliebt? In mich? Das ist . . . ein . . . Mutter . . . ist das wahr? Wer hat denn das aufgebracht?

— In Meißen erzählen sie es sich!

Er wollte gern herausbekommen, welche der Schwestern in ihn verliebt sein sollte, doch die Mutter wußte es nicht zu sagen, erst nach einiger Zeit erinnerte sie sich, daß es die „Hübsche“ sei.

— Thinka! — entfuhr unwillkürlich Sylvester, und die Mutter merkte auf, sah den glücklichen Ausdruck seines Gesichtes bei diesen Worten und hatte sofort den Zusammenhang gefühlt. Auch er gewahrte ihr Verstehen und flehte:

— Mutter, Du sagst nichts!

Sie küßten sich. Er huschte davon.

Auf dem Wege zum Bahnhof ging die Nachricht, die er eben vernommen, Sylvester unausgesetzt im Kopfe herum. Hatten sie Anlaß gegeben, daß man auf sie aufmerksam werden mußte? Oder nur sie allein? Sczeronowski hatte Sylvester zwar damals gewarnt, aber das war schon eine ganze Zeit her. Warum hatten „Josefs“ ihm nie etwas davon gesagt? Kein Mensch hatte ihn daraufhin angeredet, und „in Meißen erzählte man es sich.“ Alle wußten es, bis auf ihn, und wahrscheinlich Göttings. Aber wie war es möglich, daß Eldenfleth, sein bester Freund, ihm nicht davon gesprochen? Weil Sylvester gegen ihn seitdem er Thinka liebte, nicht mehr ganz wie früher war! Warum mußte die Liebe, die Freundschaft scheiden? Als ob für beide nicht Raum genug in einem Menschenherzen wäre!

Nun begriff er auch Mariechen. Für sie war der Mann jetzt alles und sie, die nun eine neue Familie gründete, stand nicht ganz mehr so zum Bruder wie früher. Er begriff jetzt ihren Egoismus, ihre Reden nur von den eigenen Verhältnissen, ihre Eifersucht auf alles, was

sie und ihren Mann anging. Es war nichts als die Liebe. Durfte er mit den anderen rechten? War er nicht selbst, seitdem ihn die Liebe unterjocht, genau so? War er nicht Egoist geworden, dem alles andere in der Welt gleichgültig erschien neben seiner Leidenschaft?

Man erzählte sich in Meißen, Thinka liebe ihn. Von Mund ging es zu Mund. Er ward als der Auserwählte des reichen, schönen Mädchens bezeichnet. Ein Eitelkeitsrausch überkam Sylvester. Er fühlte sich gestärkt und gehoben, sicherer und fester. Er dachte an Ulrich von Huttens Wort, des großen Hutten, mit dessen Familie die Geyers verwandt gewesen waren, wie der Vater stolz aus den Familienpapieren einmal nachgewiesen hatte, an das Wort, das er als Kadett sogar einmal als eine Stundenarbeit hatte schreiben müssen: „Es ist eine Lust zu leben!“

In seinen Träumen vergaß Sylvester, daß er ja noch immer der arme Infanterieoffizier war, ohne Geld, ohne Zukunft, gebunden an Cölln an der Elbe, vielleicht für sein ganzes Leben, daß er sie, die er liebte, noch gar nicht besaß und noch nichts für sein Glück entschieden war.

Aber er war doch glücklich, unbändig glücklich, glücklich wie er meinte es nie gewesen zu sein, auch nicht, als er sich ihr entdeckt hatte und sie ihm scheinbar sein Glück bestätigt.

Es war eine Lust zu leben!

85.

— Nein, war das Rennen in Charlottenburg schön. Herr von Geyer, Sie hätten da sein sollen! — sagte Thinka zu Sylvester bei einem Thee, den Oberstleutnant von Zweenfurth gab. Der junge Offizier antwortete nur ein wenig ernst:

— So? Ich habe noch nie ein Rennen gesehen!

— Das müssen Sie aber doch. Sie müssen doch ein Rennen gesehen haben!

Und im Laufe des Gespräches erwähnte sie, daß das letzte Rennen des Jahres in Leipzig am nächsten Sonnabend stattfinden werde:

— Kommen Sie doch auch hin! Es wäre zu nett! — bat Thinka und Gräfin Götting erzählte, ein paar Herren des Regimentes hätten ihr schon gesagt, daß sie auch hinüberfahren würden. Doch Sylvester blieb stark und erklärte, er könne nicht. Der Oberst war Zeuge der Unterhaltung, und als die Damen Sylvester noch einmal zuredeten, sagte er sehr bestimmt:

— Aber so beruhigt euch doch. Herr von Geyer wird schon seine Gründe haben ......

Dann hörte Sylvester, während er mit Frau von Zweenfurth ein paar Worte wechselte, trotz des Gespräches deutlich, wie Graf Götting seiner Frau sagte:

— Ihr müßt nicht meine Herren zu Ausgaben verleiten, Kinder. Ich bin als Kommandeur verantwortlich.

Aber im Laufe des Abends kam Thinka immer wieder auf das Rennen zurück, das ihr, wie es schien, sehr großen Eindruck gemacht haben mußte, und als sie wiederholt von den Herren sprach, die sich ihnen hätten bekannt machen lassen und dann mitgeritten wären und daß sie

sich „göttlich unterhalten", da erwachte in Sylvester jäh die Eifersucht. Er kämpfte sein Gefühl nieder, aber er vermochte sich doch nicht zu bemeistern. Immer beherrschte ihn von neuem der Gedanke, daß Thinka von einem Schwarm junger Offiziere umgeben sein würde, alle hübscher, netter, amüsanter als er. Der Gedanke wurde ihm unerträglich. Er träumte in der Nacht vom Freitag zum Sonnabend, an dem das Rennen stattfinden sollte, von Thinka. Er erblickte sie wieder umringt von Herren in glänzenden Uniformen, lauter Kavalleristen. Sein alter Freund Hoicha, der Kürassier von der Kriegsschule, war darunter. Er sprach mit ihr, er sagte ihr angenehmes, und da war es Sylvester, als schaute sie ihn mit denselben großen, naiven Augen an, mit denen sie ihn angeblickt, mit den Augen, die da sprachen: „Du gefällst mir."

Am nächsten Morgen stand sein Entschluß fest, nach Leipzig zum Rennen zu fahren. Er wußte nicht, wie er es mit dem Gelde machen sollte, aber das kümmerte ihn nicht weiter. Alle seine sonstige Ängstlichkeit in Geldsachen, seine Vernunft war verflogen. Wenn er genötigt wäre, Schulden zu machen, gut, so würde er welche machen. Eine Art Raserei hatte ihn gepackt, Luft mußte er sich machen, seinen Leidenschaften wollte er endlich einmal die Zügel schießen lassen. Er wollte sich auch einmal ausleben und nicht immer verdammt sein in dem elenden Neste, dem falschen Cölln, dem an der Elbe, zu sitzen.

Den Urlaub erhielt er, der nun gute, pflichteifrige Offizier, sofort. Geld besaß er noch einiges und, wie er hoffte, genügend: vierunddreißig Mark. Damit trat er die Reise an. Von den „ein paar Herren" des Regiments, von denen Gräfin Götting gesprochen, war nur einer

Hauptmann Gülsenhaus, übrig geblieben. Er wollte eigentlich erster Klasse fahren, begnügte sich aber mit der zweiten, als er Sylvester ein Billet zweiter Klasse nehmen sah. Sylvester hatte seinen besten Überrock angezogen und glaubte darin sehr „comme il faut“ zu sein. Erst als der Zug schon in Bewegung war, sah er, daß sein Begleiter Lackstiefel trug. Das gehörte also offenbar dazu, und Sylvester empfand ein leises Unbehagen über seine Wichsstiefel.

Während der Fahrt suchte sich der junge Offizier bei seinem älteren Kameraden möglichst über das Rennen zu unterrichten, aber jener war müde und schlief sehr bald ein.

In Leipzig nahmen sie gemeinsam eine Droschke, die Gülsenhaus gleich zur Rückfahrt draußen warten ließ. Sylvester mußte natürlich die Hälfte übernehmen. Schon auf der Fahrt zum Rennplatz begegneten sie einer Menge Equipagen und Droschken. Eine lange Wagenkolonne hatte sich gebildet, die sich staute und nur allmählich abwickelte. Endlich kam der Platz in Sicht, die Tribünen tauchten auf, von den hohen Bäumen des Rosenthales umgeben, Flaggen und Wimpel, die grüne Fläche der Bahn, das graue Sand-Geläuf, die Hindernisse, Steinmauern, Gräben und Hürden. Sylvester sah sich alles stumm an. Gülsenhaus aber erklärte ihm sehr liebenswürdig, auch ohne seine Fragen, bis sie hielten und ausstiegen.

— Wo sind Göttings? — fragte Sylvester erwartungsvoll, und sein Begleiter lachte:

— Sachte, sachte mal erst! Wie soll ich das wissen? Entweder in den Logen oder sonst wo auf der Tribüne, oder vor der Tribüne, oder auf dem Sattelplatz, oder weiß der Satan wo.

Und im nächsten Augenblick, während sie durch das Gewühl der Menschen schritten, schüttelte er rechts und links Bekannten die Hand, grüßte, winkte und ließ sein:

— Charmant! Charmant! — ertönen. Sylvester folgte ihm ängstlich, weil er jeden Augenblick ihn zu verlieren fürchtete.

Die Nummern der im ersten Rennen laufenden Pferde waren schon aufgezogen. Sylvester ging mit Gülsenhaus über das Geläuf, das man überschreiten mußte, um zum Sattelplatz zu gelangen, der in der Mitte der Bahn gelegen war. Während er sich kaum dort ein wenig zurechtgefunden hatte, tönte auch schon die Glocke zum Zeichen, daß der Ablauf der Pferde geglückt sei. Die Menge strömte den Barrieren zu, die rings die Bahn abgrenzten und kurze Zeit darauf, ehe Sylvester noch recht wußte, was sich eigentlich zutrug, sausten die Pferde durch das Ziel, von der Menge atemlos, aufgeregt erwartet, und unter erregten Rufen beim Einkommen mit den Augen verfolgt.

Es war ein Flachrennen über zwölfhundert Meter gewesen, das entschieden worden, ohne daß Sylvester es bemerkt. Beim Zurückfluten der Menge verlor er Gülsenhaus und befand sich nun allein unter den tausend Menschen, die ihn umgaben.

Er sah in die bunte Gesellschaft hinein, die sich da durcheinauder schob. Überall suchte er Thinka, aber von ihr war nichts zu entdecken. Vielleicht war sie gar nicht auf dem Sattelplatze, sondern saß drüben auf der Tribüne. So nahm er sein kleines Opernglas „Liliput“ in die Hand, das er sich mit Mühe und Not einstmals unter Versagung anderer Dinge gekauft, weil jeder Offizier für das Manöver

einen Feldstecher brauchte und das kleine Ding blos fünfzehn Mark kostete. Er lief damit die Logen auf und ab, und suchte dann mit bloßem Auge, das bei ihm fast noch weiter trug — vergebens.

Trübselig starrte er in die Runde. Im Offizierkorps war nie von Rennen die Rede. Dieser und jener hatte sich wohl eins angesehen, aber ein Interesse bestand außer bei Gülsenhaus und einigen wenigen nicht dafür. Er sah sich dieses Durcheinander an, von Offizieren aller Waffen, Regimenter und Alter, von Damen der Gesellschaft, von Halbwelt und Blumenmädchen, Jokeys, Buchmachern, eleganten Leuten, Talmiexistenzen, von Stalljungen und reichen Handelsherren, Reserveoffizieren, kleinen Kaufleuten, Pferdehändlern, von Rennstallbesitzern, Journalisten, Restaurateuren, Fähnrichen, gut angezogenen Menschen und falsch nachgeahmten Engländern. Und von dem allem, von diesem Durcheinanderlaufen, Ansprechen, Grüßen, Rufen, Streiten, Geldgeben, Reden, Geheimnisse-zuflüstern, Fortlaufen, Lachen, Rauchen ward ihm ganz wirbelig im Kopf.

Aber Thinka fand er noch immer nicht und Gülsenhaus blieb verloren.

Das zweite Rennen wurde gelaufen: eine Steeplechase. Beim Aufgalopp sah Sylvester die Pferde mit ihren Reitern an sich vorüberfliegen. Es waren meist sächsische Kavallerieoffiziere, von denen er im Manöver diesen und jenen gesehen. Dann kamen nach dem Glockenzeichen die Tiere noch einmal auf der Bahn zwischen Sattelplatz und Tribünen vorbei, wo man eine Hürde gerade vor dem Publikum aufgestellt hatte. Eins der Pferde schlug heftig an, machte einen Rumpler und fiel.

Der Reiter blieb einen Augenblick liegen, erhob sich, faßte nach seinem Arm und drückte ihn sich mit der anderen Hand gegen den Leib. Er war sehr bleich geworden und ging, von einer dichten Menschenmenge gefolgt, vorsichtig und langsam über den Platz. Ein Ulanenoberst vom selben Regiment schritt auf ihn zu und gab ihm das Geleit.

Ganz nahe kamen sie an Sylvester vorbei, der unwillkürlich die Hand an die Mütze legte. Doch der Stabsoffizier dankte nicht, und da das Sylvester bei seinen Ehrenerweisungen schon öfters gesehen, so sagte er sich, daß es hier wohl nicht Sitte sei, zu grüßen.

— Schlüsselbein! Ist nicht schlimm! — erklärte in diesem Augenblick ein dicker Mann in langem Sportüberzieher mit der Miene eines Kenners. Sylvester blickte ihn an und über all dem Neuen, das er sah, hatte er den Ausgang der Steeple-chase vollkommen verpaßt.

— Totes Rennen zwischen Hymne und Aeskulap! — riefen ein paar Herren.

— Aeskulap hat's! — antwortete ein anderer, doch er hatte sich getäuscht: der Richter entschied für totes Rennen.

Plötzlich erblickte Sylvester Gräfin Götting. Sie war von der Tribüne heruntergekommen und schritt eben, nachdem die Offiziere durch das Ziel zurückgeritten, über die Bahn zum Sattelplatz. Im nächsten Moment entdeckte er auch Thinkas Schwester, dann den Oberst und endlich Thinka selbst. Nun war er glücklich. Er ging sofort auf sie zu und freute sich auf die Überraschung, aber Gräfin Götting sagte:

— Ah, da sind Sie ja doch. Wir haben schon von Ihrer Anwesenheit gehört durch Hauptmann Gülsenhaus.

Und Graf Götting fragte erstaunt:

— Sie sind doch hier? Ich denke, Sie wollten nicht kommen?

Da es wie ein leiser Vorwurf klang, so antwortete er, „es wäre doch gegangen.“

Ein paar Herren begleiteten Göttings: ein 30. Dragoner, ein 27. Husar und ein bartloser kleiner Civilist, der einen hellen englischen Anzug trug und ein Einglas in das linke Auge geklemmt hatte. Sie umringten die beiden Gräfinnen Götting und sprachen über das eben gelaufene Rennen:

— Das Tier hat keinen Speed, Gräfin, das ist der Fehler!

— Haben Sie das Finish gesehen und dabei wollte Aeskulap immer unter der Peitsche fortbrechen?

— Es soll übrigens Protest gegen Hymne eingelegt sein.

— Wegen Kreuzens?

— Nein, wegen Anreiten. Eigentlich doll im Offiziersrennen .....!

— Dem kleinen Konnaert kommt der Sturz teuer, der Gaul ist niedergebrochen, außerdem noch.

— Die Stute ist eben kein Gewichtträger.

— Na ja, Aeskulap ist aber in großartiger Kondition!

— Und Konnaert sieht sich die Bahn nie an. Er ist sie garnicht abgeschritten heute früh.

— Dafür läßt er sich führen. Er reitet fast immer auf Warten.

Sylvester verstand nicht ein Wort von der ganzen Unterhaltung. Beide Schwestern hatten ihm freundlich die Hand gegeben und nun trat Sylvester höflich heran

und stellte sich den Herren vor, indem er sich etwas förmlich mit einem Gruß an der Mütze verbeugte und sagte:

— Darf ich mich bekannt machen? — Von Geyer!

Die Offiziere grüßten und nannten ihre Namen, die er nicht verstand. Der Civilist lüftete kaum den Hut und sagte gar nichts. Dann wandten sie sich den Damen wieder zu, die sie so vollkommen in Beschlag nahmen, daß, als sie sich gegen den in der Mitte des Platzes gelegenen Sattelstall in Bewegung setzten, er hinter ihnen herlaufen mußte, als gehöre er gar nicht dazu. Graf und Gräfin Götting gingen mit Bekannten voraus, sodaß er auch ihnen sich nicht aufdrängen wollte. Er schritt nun allein und dachte daran, sich einfach abzuwenden und zu entfernen, weil es ihn ärgerte, als fünftes Rad am Wagen mitzulaufen. Da drehte sich Thinka herum:

— Herr von Geyer, haben Sie vielleicht gehört, wie es Herrn von Konnaert geht?

— Verzeihen Sie, Komtesse, wem?

— Herrn von Konnaert, dem kleinen Konnaert!

— Ich weiß nicht. Ich kenne ihn nicht.

Die drei Herren besahen sich Sylvester ein wenig von oben herab, erstaunt, daß er nicht wußte, wer Konnaert sei, der berühmte Leutnant von Konnaert. Thinka erklärte ihm noch einmal:

— Der Offizier, der vorhin so schrecklich stürzte!

Es lag Sylvester auf den Lippen, lebensklug zu thun und sich zu stellen, als ob er Kenner sei, indem er die Worte wiederholte, die er vorhin von dem Dicken aufgeschnappt: „Schlüsselbein ist nicht schlimm!“ aber sein Trotz erwachte. Er wollte sich nicht seiner Unkenntnis schämen. Was lag ihm daran zu wissen, wer

Konnaert war, diese kleine, lokale Größe des Rennsports, die in ein paar Jahren, wenn sie das Genick gebrochen, kein Geld oder keine Nerven mehr hatte, doch wieder verschwand, ohne daß ein Hahn danach krähte. Sylvester sagte absichtlich laut:

— Ich kenne den Herrn nicht und so habe ich mich auch nicht dafür interessiert, was mit ihm geschehen sein mag!

Der kleine Bartlose mit dem Einglase machte ein ganz verblüfftes Gesicht, aber über Thinka's Züge zuckte ein ärgerlicher Blitz. Die Schwestern setzten mit den drei Herren ihren Weg fort.

Sylvester blieb stehen und ließ sich die anderen entfernen. Das war seine Freude! Es war ihm so bitter, so unglücklich zu Sinn. Er war erzürnt über sich selbst, Thinka diese Antwort gegeben zu haben, die sich aber doch nicht gegen sie hatte richten sollen, sondern gegen diese albernen „Rennonkels“, wie er sie in seinem Ingrimm nannte. Was hatten sie ihm gethan? Ihn vielleicht nicht sehr artig begrüßt, weil das auf Rennplätzen möglicherweise so Sitte war, weil sie ihn nicht kannten, weil er Infanterist war und von Pferden nichts verstand, weil sie sich für ihn nicht interessierten, von ihm nichts wußten und sie in ihrem Hofmachen, Wetten nicht gestört sein wollten. Er aber war thöricht genug gewesen, diese Leute für wert zu halten, sich von ihnen ärgern zu lassen.

Die Menge flutete wieder durcheinander, kam nach dem Glockensignal vom Sattelstalle zurück und verbreitete sich um die Waage. Die Musik spielte. Die Nummern waren aufgezogen und die Pferde zum neuen Rennen sammelten sich schon am Start. Auf den Tribünen wurde

es lebendig. Die Logen begannen sich wieder zu füllen. Einzelne Herren huschten noch vom Sammelplatze hinüber zum Tribünenweg, dann wurde das Geläuf abgesperrt. Die Glocke klang und das Rennen begann. Die Musik schwieg. Man beobachtete. Man rief sich Bemerkungen zu. Immer wurde der Gang des Rennens verfolgt. Nun kamen die Pferde herum und an den Tribünen vorbei, ziemlich dicht geschlossen. Man lehnte sich über die Barrière in drei- und vierfacher Reihe stehend. Ein Sausen und die Reiter waren vorbei. Die Hufe klapperten noch auf dem ein wenig trockenen Rasen. Dann wendete man sich, um die Pferde zu verfolgen, die im Bogen der Stadtseite zujagten. Glatt wurden die Hindernisse genommen. Da:

— Oh! Oh! Oh! — ging es durch die Menge. Einer war ausgebrochen, neben der Steinmauer vorbeigeschossen, ohne Möglichkeit zu wenden, den Sprung zu wiederholen. Man bekrittelte den Fall ein paar Sekunden, darauf war wieder alles ruhig. Die Operngläser stiegen von neuem zu den Augen. Nun verschwanden die Reiter durch Büsche verdeckt. Auf der Höhe eines Walles tauchten sie wieder auf. Einer fehlte. Sofort rief es von rechts und links:

— Wo ist die Stute?

— Wo ist Gardenia?

— Gardenia fehlt. Immer die Wälle, wo sie Fehler macht.

Aber das gab keinen Aufenthalt. Noch die Einlaufshürde, dann steuerte der Sieger schon dem Ziele zu. Die Aufregung wuchs. Die anderen waren abgeschlagen. Mit ungezählten Längen Vorsprung eilte der junge Offizier auf der Schimmelstute dem Richterhäuschen zu. Er blickte

sich um, nach den Gegnern zu schauen: keiner konnte ihm mehr gefährlich werden und er mäßigte den Lauf, parierte fast, klopfte liebkosend dem braven Tier den Hals. Im Trabe ging er durch's Ziel. Die anderen folgten in großen Abständen. Das Publikum war abgekühlt, es hatte den Sieg, wie es schien, erwartet. Noch ein Strohfeuer der Meinungen mit einzelnen Zurufen entspann sich um den zweiten Platz, dann ging die Menge wieder auseinander. Unbeachtet fast kamen die letzten ein. Das alte Treiben der Pausen fing wieder an: das Herumstehen und Laufen, Begrüßen von Bekannten, Trinken am Büffet, Betrachten der Pferde, Laufen zur Waage, Anstreichen im Programm, Wetten-Abschließen, Berechnen ... Glockenton ... das neue Rennen ...

Sylvester war fast gleichgültig allem gefolgt. Nur als der Erste durch's Ziel kam mit seinem schönen, sicheren Siege, fühlte er etwas wie Sympathie für den jungen Offizier. Das andere war ihm vollkommen gleichgültig. Als er endlich Gülsenhaus entdeckte, der eine ganze Zahl von Bekannten getroffen hatte, mit denen er sich eben zum Essen verabredete in Aeckerleins Keller am Markt und der Hauptmann ihm freudestrahlend zurief:

— Na Geyer, was meinen Sie, ist das nicht einfach charmant, so'n Rennen? — antwortete Sylvester griesgrämig:

— Ich kann der Wirtschaft keinen Geschmack abgewinnen!

— Barbar! — rief Gülsenhaus fast böse.

Sylvester machte keinen Versuch mehr, Thinka zu sprechen. Er wollte sie nicht suchen. Ihm war so weh im Herzen, er fühlte sich so fremd hier. Er hätte Geld

haben mögen, ungezähltes Geld, dann hätte er hierher gepaßt. Es gelüstete ihn, alles in Erstaunen zu setzen durch seine Ausgaben, durch sein Auftreten. Von Gülsenhaus hatte er erfahren, wer das kleine Ekel war, das mit Göttings herumlief: der Erbprinz von Wägingen-Züllen-Heinstein. Er hielt sich einen großen Rennstall, aber er ritt nicht selbst.

— Es ist ihm zu gefährlich! — wie Gülsenhaus lachend erklärte. Sylvester hatte ein Gefühl von Eifersucht und fragte:

— Wie ist der eigentlich?

— Albern. Fatzke. Aber sehr reich und wie behauptet wird, auf Befehl seines Alten eben im Begriff, sich zu verloben.

Ängstlich forschte Sylvester:

— Mit wem?

— Weiß der Teufel, mit irgend einer rheinischen mediatisierten Prinzessin. Die Wägingen-Züllen-Heinstein machen nur ebenbürtige Heiraten, sonst kriegt er die Besitzungen nicht, oder so'n Schwindel.

Dann machte er mit Sylvester aus, an welcher Stelle sie sich nach Schluß der Rennen treffen wollten, um ihre gemeinsame Droschke wiederzufinden und ging am Arme eines Bekannten davon. Sylvester aber kam wiederum der sehnliche Wunsch, aus dem Dunkel seiner Armut emporzutauchen, um es denen gleich zu thun, die mit Equipagen und Dienerschaft hier waren, die ihren Rennstall besaßen, die ihn nicht beachteten, weil er der arme unbekannte Infanterieleutnant war aus Cölln an der Elbe. Er hätte nicht gewußt, was er hätte thun sollen, wenn er Geld gehabt, wie er sich hätte bemerklich machen sollen.

Nur heraus aus dem Schwarm. Empor, dorthin, wo einem das Leben offen stand nach allen Seiten. O! wie er das ersehnte. Wie er sich eng und bedrückt fühlte! Wenn er ein anderer gewesen wäre, dann hätte er Thinka auch gleich anders gegenüber treten können, dann hätte er nicht hinterher laufen müssen als der Überflüssige.

Kurz vor dem letzten Rennen sah er sie wieder mit der Mutter und ein paar Kavallerieoffizieren vorüberkommen. Sie blickte nach ihm, der abseits auf den Säbel gestützt allein stand, und über ihre Züge glitt etwas wie die Frage: „Warum so allein? Ich kann nichts dafür. Warum kommst Du nicht?“

Aber statt sich Göttings anzuschließen, blieb er stehen, indem er scheinbar seinen Blick über Thinka in die Ferne fortgleiten ließ, als habe er sie nicht gesehen. Er meinte damit Rache zu nehmen. Es war ihm ein wohlthuendes Gefühl, gezeigt zu haben, daß er gekonnt hätte, aber nicht wollte. Es sollte die Strafe sein. Nun war ihm wohl.

Das letzte Rennen, ein uninteressantes Jokeyreiten ging zu Ende, vom Publikum wenig beachtet, weil jeder bestrebt war, in dem Gedränge bei Zeiten seinen Wagen zu erwischen. Sylvester kümmerte sich nicht um Göttings. Am verabredeten Fleck traf er mit Gülsenhaus zusammen und sie suchten ihre Droschke, in dem Hin- und Herlaufen, Menschenfluten, Rufen, Winken, Schwatzen und Lachen.

Der Tag war schön gewesen. Eine Gewitterwolke stand aber jetzt drohend am Himmel und die Befürchtung des Regens steigerte noch das Gedränge. Als die beiden

Offiziere endlich ihren Kutscher gefunden hatten, fielen die ersten, schweren Tropfen.

— Machen Sie doch's Verdeck hoch, Kutscher! — rief Gülsenhaus ängstlich. Das Lederdach wurde in die Höhe geklappt und kaum war es geschlossen, so pladderte auch schon der Gewitterregen darauf, daß es wie Trommelwirbel klang. Lange mußten sie noch auf dem Fleck halten bleiben, weil hundert andere Gefährte vor ihnen die Abfahrt versperrten. Draußen rief man nach den Wagen, zankte sich um die Plätze, die Kutscher beschimpften einander und endlich ging es fort in eintönigem Trabe an der Rennbahn entlang, auf deren Geläuf sich schon hier und da große Pfützen gebildet hatten.

Gülsenhaus erzählte vom Rennen, von Gewinn oder Verlust, von Fehlern, die begangen worden, von netten Menschen, die er getroffen. Sylvester hörte nicht zu, er nickte scheinbar teilnehmend mit dem Kopf, aber seine Gedanken weilten bei Thinka.

— Wo wollen wir wohnen? Ich denke „Angleterre"? „Hauffe" wohnt der Kommandeur. Da ist „Angleterre" angenehmer. Ist's Ihnen recht? — fragte Gülsenhaus, doch Sylvester schüttelte den Kopf:

— Ich bleibe nicht hier.

— Aber morgen ist wieder Rennen! Da ist ja der Haupttag!

— Ich kann nicht, ich muß zurück.

— Haben Sie denn keinen Urlaub?

— Doch, aber ich muß zurück.

— Wozu denn nur?

— Ich .... mir wird's zu teuer .....

— Soll ich Ihnen was pumpen?

Sylvester dankte. Gülsenhaus forderte ihn auf, mit ein paar charmanten Leuten bei „Aeckerlein" zu essen. Sie hätten schon einen Tisch belegen lassen. Doch Sylvester bestand darauf, abzureisen. Als der Hauptmann aber so nebenbei erzählte, Göttings äßen auch dort, ließ er sich bewegen, zu bleiben. Sein Regimentskamerad wollte ihn einladen, doch er schlug es ab und der Andere bestand nicht weiter darauf.

Als sie in das Restaurant am Markt traten, gewahrten sie an einem Tische linker Hand den Oberst mit einer größeren Gesellschaft, darunter ein paar Kavallerieoffiziere und der Erbprinz von Wägingen=Züllen=Heinstein. Thinka hatte Sylvester sofort gesehen. Sie machte ein erstauntes Gesicht und blickte fort. Graf Götting stand auf und bot den beiden Offizieren seines Regiments die Hand:

— Darf ich Sie bitten, meine Gäste zu sein, meine Herren?

— Danke gehorsamst, wir bedauern sehr, aber wir haben einen Tisch nebenan. Wir sind verabredet, Herr Oberst. Danke gehorsamst! — erwiderte Hauptmann Gülsenhaus. Graf Götting fragte Sylvester noch einmal:

— Aber Sie, Herr von Geyer?

Einen Augenblick kämpfte Sylvester, ob er annehmen sollte. Aber ein Blick genügte ihm, um zu gewahren, daß die junge Gräfin es vermied, ihn anzusehen. Sie zürnte ihm also. Und die Gesellschaft am Tisch behagte ihm nicht. Schnell verbeugte er sich:

— Sehr gnädig, Herr Oberst, aber ich muß mein Versprechen halten. Ich danke gehorsamst.

Sie gingen in's Nebenzimmer, wo sie schon drei Offiziere, ein Jäger, ein Husar und ein Ulan erwarteten.

Der Jäger Premierleutnant, die Kavalleristen Rittmeister. Alle drei waren Kriegsschulkameraden von Gülsenhaus. Sylvester fühlte sich bei ihnen nicht fremd, obwohl er so viel jünger war und keine gemeinsamen Beziehungen hatte. Sie waren sehr liebenswürdig gegen ihn und der Husar, Rittmeister von Neuhof, unterhielt sich fast ausschließlich mit Sylvester. Er hatte die Leitung in die Hand genommen, bestellte nach kurzer Umfrage, der alle beistimmten, das Menu und den Wein und machte auch am Schluß die Abrechnung mit den Worten:

— Elf Mark fünfzig kommt auf die Person!

Sylvester erschrak, als er die Summe hörte. Darauf hatte er doch nicht gerechnet und er bat Gülsenhaus in möglichst gleichgültigem Tone, während er im Innern zitterte wegen der Ausgabe:

— Bitte, legen Sie für mich aus, Herr Hauptmann!

— Charmant! — meinte Gülsenhaus und zog das Portemonnaie. Seine Kriegsschulkameraden lachten über sein „charmant" und Rittmeister von Neuhof erklärte Sylvester:

— Das sagte er, als wir in Erfurt auf Kriegsschule waren auch schon. Er ist doch ein konservativer Mann, der olle, brave Gülsenhaus!

Als sie aufstanden und durch das Zimmer gingen, wo Göttings gesessen hatten, war der Tisch schon leer. Sylvester hatte fast geglaubt, Thinka noch zu sehen und sich überlegt, ob er etwa stehen bleiben sollte und eine Unterhaltung beginnen. Nun war ja alles gleich. Der Tag war unglücklich gewesen, so konnte er auch unglücklich enden. Es war nun doch zu spät geworden, um nach Meißen znrückzufahren, es ging kein Zug mehr. Er mußte

in Leipzig übernachten. Ohne Gegenwehr, ohne Bedauern ging er mit Gülsenhaus in's Hôtel. Das würde wieder eine Menge Geld kosten, aber es war ja alles gleich! Alles gleich! Er freute sich nur darauf, daß ihn Thinka morgen auf dem Rennen vielleicht ängstlich suchen würde, wenn er längst wieder daheim säße in seiner öden Kasernenstube, um nachzudenken, wie er die Summe erübrigen könnte, die ihm dieser unglückliche Tag über seine Mittel hinaus gekostet hatte.

86.

Für die Fahrt nach Leipzig hatte Sylvester an: Billet zweiter Klasse hin und zurück, Droschkenanteil, Eintritt zum Rennplatz, Programm, Essen in Aeckerleins Keller, Hôtelzimmer, Frühstück am andern Morgen und Trinkgeld siebenunddreißig Mark dreißig Pfennig verbraucht. Das bedeutete für 's erste: Schuldenmachen, denn aus dem Laufenden konnte diese Summe nicht bestritten werden. Da Sylvester seine Schuld aber Gülsenhaus sofort wiedererstatten wollte, so mußte er borgen und er ging darum zu Elbenfleth:

— Du mußt mir was pumpen!

Der Freund sah ihn erstaunt an und fragte zögernd:

— Wieviel?

— Vierzig Mark!

Elbenfleth, der, seitdem seine Mutter nicht mehr lebte, besser gestellt war, gab sie ihm sofort.

Nun berechnete Sylvester, wo und wie er sparen

könnte, aber er kam immer zu keinem Ergebnis und schließlich verließ er sich darauf, daß sein Freund ihm gesagt, es hätte keine Eile und er möchte ihm die Summe nur wiedererstatten, wann er wollte.

Sylvester war seit dem Renntage in einem Zustand fortwährender Erregung, er konnte sich seine thörichte Antwort und seine Reizbarkeit nicht verzeihen. Der Blick Thinkas stand immer vor seinen Augen, wie sie ihn bei Aeckerlein betrachtet und sich dann ärgerlich von ihm abgewendet. Er wollte so gern wieder gut machen, aber er sah sie nicht: Gräfin Götting befand sich, da Weihnachten vor der Thür stand, seit ein paar Tagen mit ihren Töchtern in Dresden, um Besuche zu machen. Bei seinen augenblicklichen Geldverhältnissen war jedoch an ein nach Dresden-fahren nicht zu denken, und dennoch mußte er sie sehen. Wenn er nur die Gelegenheit gehabt hätte, eine Minnte mit ihr zu sprechen, daß er sie um Entschuldigung hätte bitten können! Zur Not konnte er ja das wiederholen, was er schon früher gethan: zu Fuß nach Dresden zu gehen. Es war ihm so traurig zu Mute jetzt in Meißen. Früher hatte er sie ja auch lange Zeit nicht gesehen, aber die Möglichkeit war doch immer dagewesen, sie in Gesellschaft irgendwo zu treffen. Er konnte sonst über den Markt gehen mit dem Bewußtsein, daß sie sich dort hinter den Fenstern befand. Er atmete dieselbe Luft wie sie. Er hörte durch ein Zufallswort von Kameraden von ihr. Aber jetzt erschien ihm die Stadt so tot und gleichgültig. Er hatte wieder die Lust am Dienst verloren: er dachte nur immer an Thinka.

Da raffte er sich auf zu einem Entschluß und nahm Urlaub für Sonnabend und Sonntag nach Dresden Er

wollte seinem Plane gemäß gehen, aber ein plötzlicher Schneefall trat kurz vor Weihnachten ein und dann kam Thauwetter mit Regen untermischt. Sylvester gab es also auf und fuhr. Bei der Mutter, die sehr glücklich über seine Ankunft war, ließ er die Mütze, setzte seinen Helm auf und ging ins Hotel Bellevue am Opernplatz, wo Göttings, wie er vom Regimentsadjutanten erfahren hatte, abgestiegen waren.

— Die Damen sind eben ausgefahren, um Besuche zu machen! — sagte der Portier und Sylvester wollte gerade niedergeschlagen davon gehen, als ein großer, schlanker Herr in Civil, sorgfältig, doch einfach gekleidet, nach Göttings fragte. Der Portier wiederholte:

— Die Damen sind eben ausgefahren, um Besuche zu machen!

— Gut! Sagen Sie, ich hätte eine Loge zur „Walküre“ besorgt! — antwortete der Fremde.

Sylvester ging. Sofort war sein Plan gefaßt: er wollte auch die Oper besuchen, damit hatte er das Mittel, Thinka endlich zu sprechen. Er lief sofort an die nächste Anschlagssäule, um zu sehen, wann die „Walküre“ wäre Sonnabend, heute abend, war sie. Dann kehrte er langsam nach Blasewitz zurück, nachdem er noch ein paar Mal die Schloß-, See- und obere Pragerstraße auf und abgegangen, in der vergeblichen Hoffnung, Thinka zu erblicken.

Als er erzählte, er wolle abends in's Theater gehen war allgemeine Freude über seinen Entschluß:

— Das ist mal 'ne vernünftige Idee, Sylvester! — meinte Onkel Gottfried und begann sofort, ihm eine längere Rede über Richard Wagner im allgemeinen und die Wal-

küre im besonderen zu halten, die Mutter aber suchte unter den paar Büchern, die sie besaß, nach einem „Führer durch die Musikdramen Richard Wagners“, den ihr Herr von Hollbeck vor Jahren einmal geschickt, um sie zu veranlassen, Wagner'sche Opern zu sehen. Sie hatte es früher nie gethan, denn sie wollte das Theaterbillet nicht an sich wenden, und jetzt, nach dem Tode des Vaters, ging sie überhaupt nirgends mehr hin. Nun gab sie ihm den Leitfaden in die Hand mit den Worten:

— Mein Kindli, Du siehst es Dir für mich an, und Du kannst mir erzählen, wenn Du wiederkommst. Das ist gerade so gut, als ob ich selbst drin gewesen wäre.

Dann bekam Sylvester noch das alte Opernglas des Vaters mit und aus den „Dresdener Nachrichten“ schnitt ihm Fanny das Personenverzeichnis der „Walküre“ aus, wobei sie ganz stolz sagte:

— Ich habe zuerst daran gedacht, Sylvester. Es sind immerhin zehn Pfennig!

Das Billet mußte er sich an der Kasse nehmen zum vollen Preise, die ermäßigten Kommandanturbillets für Offiziere waren schon vergeben. Er erhielt einen Platz in der Mitte des Parkets und fand das Haus bei seinem Eintritt noch fast leer, so zeitig war er gekommen.

Sylvester war in seinem Leben nur selten im Theater gewesen, sodaß alles für ihn etwas beinahe Feierliches besaß: der große Raum, sehr hoch mit vielen Rängen, oben der mächtige Kronleuchter über dem man die schönen Deckengemälde erblickte. In der Mitte des ersten Ranges die Baldachin-überwölbte, große, königliche Loge, vor der Bühne der Keller'sche Vorhang, das zur Wageroper verbreiterte Orchester mit dem erhöhten Dirigentenpult.

Auf den emporgeklappten Sitz legte Sylvester sein altes Opernglas, drehte der Bühne den Rücken und begann das Haus zu mustern. „Eine Loge“ hatte jener Herr für Göttings genommen, das konnte nur im ersten Rang sein. Bis jetzt war er noch vollkommen leer.

Der Zuschauerraum begann sich erst ganz langsam zu füllen. Das Parkett zeigte noch große Lücken. Ab und zu fiel einmal eine Logenthür ins Schloß oder ein Sitzplatz klappte herab, sonst war es still. Auch im Orchester regte sich noch nichts. Mit einem Mal fing es dort an lebendig zu werden. Die Musiker traten durch die kleinen Orchesterthüren nach einander herein und begaben sich an ihre Plätze. Sylvester hörte sie eintreffen und ihre Instrumente nehmen, die schon hier und da gestimmt wurden. Er wagte es nicht, sich herumzudrehen in der Befürchtung Thinkas Eintreten in die Loge zu verpassen.

Nun erschienen auch mehr Menschen im Parkett: einmal eine ganze Familie, dann ein einzelner Herr, ein Offizier, der sich mit Sylvester durch stumme Verbeugung begrüßte, ein Pensionat von einem Dutzend junger Mädchen, und schließlich ein ununterbrochener Strom einheimischer Damen mit vorgesteckter Spitzenschleife um es etwas feierlicher zu machen oder die älteren mit „Coiffüre“ im Haar, von einheimischen Herren im einfachen, schwarzen Rock, von Engländern oder Amerikanern im Frack mit weißer Binde oder Bummelanzug wenn es halbwüchsige Bengel waren, von ausländischen Damen, gut angezogen, die Mädchen ganz hell. Offiziere, Beamte, Kaufleute, Juristen, Rentiers, Musikbeflissene häuften sich und sehr bald war das Parkett fast voll. Auch die Logen hatten sich zu

füllen begonnen mit Herren und Damen mehr oder weniger in Toilette.

Das Stimmen der Instrumente hatte seinen Höhepunkt erreicht und die Thüren zu den Garderoben wurden schon geschlossen. Das Publikum summte sich unterhaltend, viele lasen im Textbuch. Schon kamen nur noch Nachzügler, und plötzlich ging ein „Pst! Pst! Pst!" durch das Haus. Der Dirigent war durch das Orchester gekommen, hat einzelnen der Musiker noch etwas gesagt, die Konzertmeister mit einem Händedruck begrüßt und thronte nun auf seinem erhöhten Sessel, vor sich die aufgeschlagene Partitur, in der rechten Hand den kleinen Stab, um das Zeichen zu geben.

Sylvester setzte sich. Er drehte sich noch ein paar Mal herum, um den ersten Rang zu beobachten, der ausverkauft schien bis auf eine Mittelloge links, dann aber mußte er still bleiben, denn von der Bühne war das Glockenzeichen gekommen, der Kapellmeister hatte den Taktstock erhoben und das Musikdrama begann.

Es war augenblicklich vollkommene Ruhe eingetreten und man überließ sich dem Zauber der Tonwellen.

Sylvester lauschte nur halb, er wollte gern den ihm so selten gebotenen Genuß der Oper in sich aufnehmen, aber das Fehlen Thinkas beschäftigte ihn zu sehr. Die leere Loge mußte die sein, die Göttings hatten, aber es wäre doch möglich gewesen, daß sie den Theaterbesuch aufgegeben hätten. So fragte er sich immer, wenn er ein paar Takte zugehört, ob nun wohl oben hinter ihm Thinka säße oder noch nicht. Im Augenblick, als der Vorhang in die Höhe ging, wagte er es, sich kurz umzudrehen, und der Augenblick genügte ihm, sie zu sehen. Die

Loge war besetzt. Wer sich noch dort befand, hatte er nicht beobachten können, es war ihm auch ganz gleichgültig: Sie war da.

Nun war er beruhigt. Ihm war zu Sinn, als ob eine große Angst von ihm genommen sei, die ihm die Brust zusammengepreßt. Er hätte laut aufjauchzen mögen, und in seiner Freude schob er sich mit aller Gewalt in seinem Sitze zurecht, sodaß der Säbel ein Stück rutschte, klirrte und ein lautes „Pst! Pst!“ sehr energisch vor ihm erschallte.

Sylvester erschrak, er befürchtete, eine Ungeschicklichkeit begangen zu haben, die Thinka bemerkt haben könnte. Doch bald überließ er sich im Gefühle ruhigen Glückes ganz der Musik, die ihn auf ihren Wogen in Träumen davontrug. Wie das Liebeslied „Winterstürme wichen dem Wonnemond“ erklang, da fühlte er sich tief ergriffen und erschüttert, über sich selbst hinausgehoben. Er vergaß in diesem sehnenden, jubelnden Tönemeer ganz, was er an Verstimmung in sich getragen.

Der erste Akt war zu Ende, man rief Beifall, doch Sylvester hatte nur noch das Bestreben, Thinka zu sprechen. Er bahnte sich seinen Weg aus der Reihe hinaus und eilte zum ersten Rang. In der Loge gab es sechs Plätze zu zwei und zwei. Ganz vorn an der Brüstung saß Thinka mit ihrer Schwester. In der zweiten Reihe hinter Thinka der Herr aus dem Hôtel, der die Billets besorgt hatte, neben ihm Gräfin Götting. Auf den letzten Stühlen hatten der Oberst und ein Infanteriestabsoffizier von einem Dresdener Regiment Platz genommen.

Zuerst wurde Sylvester nur von seinem Kommandeur bemerkt, der ihn dem Stabsoffizier vorstellte und ihn sehr

herzlich willkommen hieß. Die Damen sahen ihn nicht, bis Graf Götting seine Frau aufmerksam machte. Sie streckte ihm die Hand entgegen, die er wegen der Entfernung nur mit einiger Schwierigkeit küssen konnte und rief:

— Das ist aber nett, daß Sie da sind. Wo sitzen Sie denn, daß wir Sie gar nicht bemerkt haben?

— Im Parkett, Frau Gräfin. In der Mitte etwa.

Nun begrüßten ihn auch die beiden jungen Mädchen. Die Schwester sehr freundlich, Thinka etwas ernst, fast ohne Sylvester anzusehen. Er verschlang sie mit den Augen, er zitterte vor Erregung und es gab ihm ein häßliches, bitteres Gefühl, als sie ihn so kalt bewillkommnete. So hatte er es sich nicht vorgestellt. Sie war also böse! Der Herr in Civil erhob sich ein wenig gegen Sylvester von seinem Sitz und sprach, sich vorstellend:

— Graf Deyck.

— Von Geyer! — antwortete Sylvester. Damit war die Unterhaltung zwischen den beiden erschöpft. Graf Deyck wandte sich Thinka zu, mit der er lachte. Er hatte sich Sylvester, obwohl er der Anwesende war, zuerst bekannt gemacht, war also höflicher als notwendig, trotzdem war Sylvester über ihn empört. Er wußte nicht warum. Ob es Eifersucht war darüber, war er sich nicht klar, schon, daß dieser Mensch zwischen ihm und Thinka saß, daß er ihm, indem er mit ihr lachte, jede Möglichkeit nahm, sie zu sprechen, machte ihn wütend.

Wieder kam er sich ein wenig als der Zuviel vor. Man sprach über Wagner, über den Ring der Nibelungen, und er, der die anderen Teile der Tetralogie nicht kannte, vermochte nicht mitzureden. Er fühlte sich plötzlich hier so unglücklich, so wenig am Platze, daß er sich, als noch in

ihm die Vermutung aufstieg, er habe möglicherweise seinen Besuch zu lange ausgedehnt, ganz ohne Vorbereitung, fast brüsk empfahl.

Thinka drehte kaum den Kopf nach ihm um.

Sylvester ging die Treppe hinunter, an die Garderobe, ließ sich seinen Mantel geben und verließ das Opernhaus, aus dem ihm schon der Beginn des neuen Aktes nachtönte. Als er auf dem Theaterplatz stand, in der kalten, aber windstillen Nachtluft des Dezembertages, ward er ruhiger. Er hätte nicht eine Sekunde mehr in der Oper bleiben können. Wenn er dort unten hätte sitzen bleiben müssen, ohne sich zu bewegen, damit das Publikum nicht „Pst! Pst!" machte — er wäre verrückt geworden, meinte er.

Jetzt war ihm wohler, freier, stiller zu Sinn. Es war Mondenschein, der hell den wundersamen, prächtigen Platz bestrahlte, eingerahmt vom Zwinger vom alten Schloß mit dem spitzen, hohen Turm und daneben von der katholischen Hofkirche mit dem durchbrochenen Etagenturm und den ungezählten Figuren auf dem First des Daches. Und dort links unten über dem alten italienischen Dörfchen war die Elbe, seine liebe Elbe, die ihm so heimatlich erschien, weil sie nach seiner kleinen Provinzgarnison floß, wo sein armes Kasernenzimmer lag, in das er besser paßte, mit seiner Dürftigkeit und dem Dienstzettel, der ihn an die eintönige Pflicht des Infanterieoffiziers mahnte, als in die Erste-Rangloge eines glänzenden Hoftheaters unter Herren im Frack und Damen in großer Toilette.

Sylvester schritt über den Platz. Eine Sekunde dachte er mit einer Wehmut, die ihm wohlthat, Thinka würde sich wiederum vergebens nach ihm umsehen, aber dann sagte er sich wieder in Bitterkeit, wahrscheinlich würde

sie gar nicht wissen, wo er gesessen und so dort oben in ihrem ersten Rang nicht ahnen, ob er noch im Theater wäre oder nicht.

Das war also wieder ein verfehlter Tag! Zürnte sie ihm noch vom Rennen? Oder war in ihrem kleinen Herzen eine Wandlung vor sich gegangen zu seinen Ungunsten? Eine Weile nahm er es fast an, doch immer, wenn er sich ihre Augen vergegenwärtigte, konnte er es doch nicht glauben. Und schließlich als er, den ganzen Weg bis Blasewitz der Ersparnis halber und weil ihm die Luft gut that, zu Fuß zurücklegend, in das Haus der Mutter trat, glaubte er bestimmt, daß nur eine Verstimmung zwischen ihm und Thinka läge, und daß in Wirklichkeit .... sie ihn liebe.

Er gab sich das Versprechen, ihr dermaleinst ihre Liebe zu vergelten, wenn sie erst sein Weib wäre!

87.

Weihnachten kam und ging. Sylvester trat am 31. Dezember 1883 in sein vierundzwanzigstes Lebensjahr. Noch drei Monate und er konnte zu seinem Kommandeur gehen und um Thinka anhalten. Er hatte sie seit dem Theaterabend nicht wiedergesehen, da er in Meißen still und unverdrossen seinen Dienst gethan, während sie sich in Dresden unterhielt. Morgen, am ersten Januar, wurde sie am Hofe vorgestellt und dann würde sie bis zu Ostern von Ball zu Ball eilen, von Theater zu Soiréen.

von after-noon-teas zu Wohlthätigkeitsbazaren und wie all die Unterhaltungen hießen, um sich zu zeigen und seiner Eitelkeit zu dienen.

Wie Sylvester daran dachte, überfiel ihn die Angst, Thinka möchte ihn in der langen Zeit vergessen, über all den Lustbarkeiten, in die sie gänzlich verstrickt war. Er sagte sich zwar wieder, daß, wenn sie ihn liebte, sie seiner gedenken müßte, auch wenn Jahre darüber vergingen, aber dann kamen doch von neuem Zweifel, und immer das heiße Begehren, sie zu gewinnen. Er durfte nichts versäumen, es handelte sich ja nur noch um drei kurze Monate. So konnte er überhaupt nicht vor ihren Vater treten, ohne sie wiedergesehen und gesprochen zu haben. Er war ihr noch immer eine Erklärung schuldig, wegen seines thörichten Benehmens auf dem Rennen und er wollte sie einfach gerade ins Gesicht fragen, ob er mit ihrem Vater sprechen sollte.

In Meißen zeigten sich die Damen fast gar nicht. Zu ein paar offiziellen Diners, die Oberst Graf Götting gegeben hatte, war die Gräfin auf einen Tag herübergekommen. Ein paar Leute in der Stadt hielten sich darüber auf, daß die Gräfin in Dresden wäre und nicht in Meißen, doch diese Stimmen verstummten bald, als alle Offiziere einmütig für ihren Kommandeur eintraten. Zu einem eigentlichen Repräsentieren war er nicht verpflichtet, und er betonte immer, daß zu Ostern seine Familie wieder nach Meißen kommen würde, um alles nachzuholen.

Sylvester setzte sein Ausgehen in Meißen nicht fort. Nun, wo er Thinka nicht mehr treffen konnte, erschien ihm eine Gesellschaft ohne sie unerträglich. Wo er es irgendwie konnte, sagte er ab, so daß Mariechen ihm

Vorwürfe machte, als er einmal, Ende Januar, abends bei „Josefs" war:

— Sylvester, Du mußt ein bißchen Rücksicht nehmen auf die Menschen. Es ist uns zu verstehen gegeben worden, daß, wenn man Dich einladet, man grundsätzlich nicht auf Dich zu rechnen braucht, weil Du doch ganz bestimmt absagst.

Darüber wurde Sylvester böse:

— Es ist mir ganz egal, was die Leute finden!

— Das darf Dir nicht egal sein! — meinte Josef und nun brauste Sylvester auf:

— Warum sagt ihr mir das jetzt und warum habt ihr mir seinerzeit nichts von den Gerüchten gesagt, die in ganz Meißen umliefen, daß die älteste Götting in mich verliebt wäre. Ich war wahrscheinlich der einzige Mensch hier, der nichts davon wußte. Und mich ging es doch gerade am meisten an.

Mariechen wurde sehr erregt über den Vorwurf und antwortete heftig, sie hätten es blos nicht gesagt, um ihn nicht befangen zu machen im Verkehr mit Göttings, sie hätten nur ihres Bruders Bestes gewollt und es wäre nicht recht von ihm, das so zu danken. Dann fing sie an zu schluchzen und Josef führte sie hinaus. Allein kam er wieder:

— Du weißt ja, daß sie jetzt alles aufregt, Sylvester. Nun wollen wir Schwäger das mal unter uns besprechen. Natürlich hätten wir Dir's sagen können, aber ist es nicht wahr, was Mariechen meint, daß es Dich befangen gemacht hätte?

Sylvester wurde wieder weich gestimmt, gab dem Schwager recht und versprach, später seiner Schwester

ein beruhigendes Wort zu sagen. Vorher jedoch fragte er:

— Warum wird denn nur soviel geklatscht?

— Gott, das ist überall so!

— Aber warum beschäftigt man sich mit mir?

— Mit Dir doch nicht allein? Mit allen! Mit Göttings, weil er Kommandeur ist, weil sie mehr Geld haben wie die anderen! Weil die Älteste wenigstens hübsch ist! Weil ..... Gott .... ach Gott .... aus tausend Gründen! Beschäftigt man sich mit uns etwa nicht?

Sylvester hörte nicht mehr zu, er dachte nur daran, ob man wohl etwa in Meißen noch über Thinka spräche. Er unterbrach seinen Schwager:

— Josef, redet man jetzt noch immer von .... von der ältesten Komtesse?

— Nein. Ich habe jedenfalls nichts gehört!

— Man bringt sie nicht mehr mit mir in Verbindung?

— Ich glaube nein ....

Das schmerzte Sylvester. Wenn sie doch lieber alles Mögliche gesprochen hätten, aber daß sie jetzt schwiegen! Das hieß also so viel als: zwischen den beiden ist es aus! Er fragte noch einmal möglichst vorsichtig, fast ängstlich:

— Und von mir sagt man nichts?

— Was ich Dir gesagt habe.

— Aber nichts mit der Götting?

Josef wurde aufmerksam, sah ihn groß an und unter seinem Blick wurde Sylvester, seiner unglücklichen Gewohnheit gemäß, purpurrot, sodaß der Schwager lächelnd fragte:

— Du möchtest wohl gern, daß man von Dir etwas sagte?

Da kam Mariechen wieder herein und die Unterhaltung hatte ein Ende. Der Bruder entschuldigte sich bei ihr wegen seiner Worte von vorhin und sie gaben sich einen Kuß. Beim Fortgehen sagte Josef zu Sylvester auf dem Treppenflur, daß es niemand hören sollte:

— Man schmiedet das Eisen, solange es warm ist!

— Was soll das heißen?

— Das soll heißen, Sylvester, wenn Du wirklich Absichten haben solltest, so beeile Dich. Geh' in Dresden aus, damit Du der „Mann an der Spritze" bleibst, wie man sagt.

Hastig bat ihn Sylvester, ohne ein Geständnis zu machen, nur zu schweigen, und Josef fragte ihn, ob er Geld brauche, so würde er ihm welches vorstrecken, denn ein „auf die Bälle gehen" in Dresden von Meißen aus koste nicht wenig. Dadurch kam Sylvester zum Entschluß:

— Nur auf ein paar Bälle will ich gehen, Josef, und wenn's nur einer wäre. Aber wie komme ich zu einer Einladung?

— Laß mich nur machen. Wird schon gehen, und nun Gute Nacht und viel Glück!

Ein paar Tage darauf rief Josef auf dem Kasernenhofe Sylvester zu sich und erzählte ihm, er habe sofort an einen Freund in Dresden geschrieben, Hauptmann von Ebensen, der überall zu finden sei, „wo eine Fiedel klänge". Der habe ihm geantwortet, ein passender Ball für einen sonst in der Gesellschaft nicht Bekannten finde am neunten Februar im Saale des Hotels Steiniger am Neumarkt statt. Er sei nämlich gegen Subskription zu Gunsten seines Waisenhauses in Stolpen. Man brauche sich nur schriftlich an das Comité zu wenden, um gegen zehn

Mark eine Einladungskarte zu erhalten. Höflich würde es sein, bei den Damen, die die Sache in die Hand genommen, eine Karte abzugeben. Josef fragte listig:

— Weißt Du denn, wer diese Damen sind?

— Wie soll ich das wissen? — antwortete Sylvester ein wenig verlegen uud er hörte die Namen:

— Frau von Paarling, die Ministerin Golbach, Baronin von Rhennen und Gräfin Götting!

— Gräfin Götting? Ach!

Er war doch sehr erstaunt und drückte Josef dankbar die Hand. Aber mit keiner Silbe erwähnte er weiter Thinka, wie sehr ihm auch der Name auf den Lippen lag. Nun wollte er vorsichtg sein gegen jedermann. Es war ihm zu Mute, als ob ein einziges Wort sein Glück in Scherben schlagen könne. Er betrieb seine Vorbereitungen ganz heimlich. Ohne irgend einem Kameraden, auch nicht Eldenfleth, eine Silbe zu sagen, schrieb er an das Comité und zahlte die zehn Mark, die ihm Josef borgte. Jener Hauptmann von Edensen erbot sich in einem sehr zuvorkommenden Briefe, Sylvester am Balltage, selbst den Komiteedamen vorzustellen.

Am fünften Februar kam mit der Frühpost die Einladungskarte, die ihm der Bursche zu den Rekruten in das Exerzierhaus brachte. Dabei hielt ihm der Soldat einen Brief hin:

— Vun Herrn Hauptmann vun Trucks!

— Trucks! — verbesserte Sylvester. Er öffnete und fand auf einer Visitenkarte seines Schwagers das „Josef“ und die Worte „Hauptmann und Kompagniechef im 14. Königl. Sächs. Infanterie-Regiment Nr. 216“ durchstrichen. statt dessen stand auf dem dünnen Pappblatte:

„Erich von Trucks zu Bingen
meldet sich gehorsamst bei Onkel Sylvester zur Stelle!"

Auf der Rückseite fand sich die Nachricht:

„Mariechen nach Umständen wohl!"

Sylvester drehte die Visitenkarte ein paarmal in den Fingern herum. Er freute sich aufrichtig des Glückes seiner Geschwister, aber bald hatte er das frohe Ereignis vergessen, steckte das Blatt in den Ärmelaufschlag seines Mantels und betrachtete seine Einladungskarte zum Ball am neunten Februar 1884, die ihm viel wichtiger dünkte als alle Neffen der Welt.

88.

Die nötigen Besuche hatte Sylvester mit Hauptmann von Ebensen gemacht, keine einzige der Damen gefunden und überall nur Karten abgegeben. Abends einhalb neun Uhr gaben sie sich ein Stelldichein im Restaurant des Hotels, um gemeinsam den Saal zu betreten. Sylvester war zu Mut, als ginge er etwas ganz Feierlichem entgegen. Als er bereits um acht Uhr erschien, in seine beste Uniform gekleidet, fand er seinen Beschützer schon vor, an einem Tisch in der Ecke:

— Ich esse zu Abend! Stärke mich auf die heiße Schlacht, — sagte kauend Hauptmann von Ebensen und streckte Sylvester die wohlgepflegte Rechte entgegen. Dem langen, dürren Gesellschaftsmenschen mit dem etwas müden, schmalen Gesicht aus dem ein gebrannter, winziger, weiß-

blonder Schnurrbart abstand, machte es Spaß einen Kameraden „einzuführen". Sylvester wollte ihm ein paar Worte des Dankes sagen:

— Es ist zu liebenswürdig von Ihnen Herr Hauptmann, daß Sie sich um mich kümmern.

— Ach Unsinn, mir macht's ja riesigen Scherz!

— Sie sind nicht etwa meinetwegen bloß auf den Ball gegangen?

— I bewahre! Wie so denn?

— Weil es Herrn Hauptmann doch langweilen muß, stets die gleichen Bälle mitzumachen!

Sylvester konnte nicht begreifen wie jemand Jahre hindurch an derartiger Geselligkeit Geschmack zu finden vermöchte, weil es ihm schien als müßten solche Menschen jeder Sammlung und Vertiefung in ihrem Leben entbehren. Doch Hauptmann von Ebensen lachte ihn aus, etwas lärmend, etwas gespreizt, und nicht ohne sich nach allen Seiten umzublicken, ob seine Ausführungen auch Zuhörer fänden:

— Lieber Herr von Geyer, ich gehe aus seitdem ich Offizier bin, und heute bin ich seit sechs Jahren Hauptmann. Auf diesen Ball wäre ich selbstverständlich gegangen. Es werden eine solche Menge reizender, junger Mädchenknospen da sein, und so viele, schöne, junge Frauen, daß ich mich wirklich freue wie ein Kind. Ganz abgesehen davon, daß man eben dagewesen sein muß!

Sylvester setzte sich noch eine Viertelstunde mit an den Tisch, bis Hauptmann von Ebensen seine Mahlzeit beendet hatte. Er fragte dabei nach den Leuten, denen er sich vor allen vorstellen mußte, ließ sich die Namen der jungen Mädchen nennen die tanzten, erkundigte sich nach

den Damen und immer gab ihm der Hauptmann Aufschluß auch über das allergeringste mit frohem Wohlbehagen weil er gern darüber zu sprechen schien:

— Ich kenne ja die jungen, kleinen Schippchen alle wenn sie zum ersten Male in der Geselligkeit erscheinen, ich stelle ihnen dann ihr Horoskop so zu sagen und es macht mir Freude zu sehen wie sie sich im Laufe der Jahre entwickeln und dann bestimmt das werden und die Sorte Mensch heiraten, die ich ihnen vorausgesagt habe. Denn ich irre mich fast nie mein lieber Herr von Geyer. Wirklich, fast immer stimmt es. Das macht mir solchen Spaß. Wie viele Ehen habe ich so kommen sehen und unterstützt und gemacht. Aus Dankbarkeit werde ich dann immer als Brautführer eingeladen, oder doch wenigstens zur Hochzeit gebeten. Voriges Jahr war ich auf neun Hochzeiten und einer silbernen. Was, das ist doch nett? Nun passen Sie mal auf, ich weihe Sie in alles ein. Macht mir ja Riesen-Spaß!

Er lachte wieder laut. Da kam Sylvester, wie sie so von den Leuten sprachen, die sie treffen würden, die Idee vorsichtig nach Göttings zu forschen:

— Herr Hauptmann ist mein Kommandeur eigentlich viel auf den Bällen?

— Auf den Hofbällen natürlich, als ehemaliger Flügeladjutant.

— Aber sonst?

— Sonst nicht immer, manchmal ist die Gräfin allein da mit ihren Töchtern. Das ist eine Frau: Ah, man merkt bei ihr die Polin nur in den angenehmen Eigenschaften. Diese Vornehmheit, diese Art! Wundervoll! Immer liebenswürdig, gegen jeden! Na

wer die mal als Schwiegermutter kriegt, kann sich bloß freuen!

Nun gab sich Sylvester Mühe ein möglichst gleichgültiges Gesicht zu machen:

— Wer wird sie denn kriegen?

Hauptmann von Ebensen schlürfte behaglich sein Glas Mosel zu Ende und sagte während er sich wie zu einem schwierigen Problem sammelte:

— Das bin ich schon gefragt worden, ich bin ja so der Salonpsychologe für Heiraten. Die Mädels sind so famos erzogen, daß sich schwer was sagen läßt. Aber ich meine so: Die Häßliche würde eigentlich keine großen Chancen haben, aber sie ist nett, wenn auch ein bißchen still, und kriegt viel Geld. Der Vater macht Carrière, Mutter vortrefflich. Keine unangenehmen Familienverhältnisse irgend welcher Art, also: Kavallerieoffizier aus vornehmer Familie. Kein Elegant erster Klasse, kein Krösus, aber guter Kerl. Na was meinen Sie dazu lieber Herr von Geyer!

— Das kann schon sein, Herr Hauptmann! — antwortete Sylvester in einer Erregung, die er kaum verbergen konnte. Doch Hauptmann von Ebensen bemerkte nichts davon denn wohlgefällig überlegte er sich, was er von Thinka sagen wollte, und fuhr fort:

— Die andere, die Hübsche oder vielmehr die Schöne . . . . . . na da würde ich sagen: große Partie. Die gehört in ein Schloß, so mit Riesentrain, Jagddiners, Bällen, Gesellschaften, Reisen mit Reisemarschall und Kammerdiener, Kammerfrau, die zweiter Klasse fahren im Coupé nebenan. Keine Diener, sondern Jäger. Die wird noch mal gerade wie ihre Mutter, nur schöner, vielleicht nicht ganz den Gehalt, äußerlicher, denn die Gräfin

hat immerhin Interessen, liest und so weiter. Das traue ich der Tochter nicht zu. . . . .

Sylvester war diese Kennzeichnung ein Stich ins Herz, aber da sie aufstanden und der Hauptmann zahlte, konnte er seine Empfindung verstecken. Als die beiden Offiziere die Treppe des Hôtels zum Ballsaal hinaufschritten nahm Hauptmann von Ebensen seinen jungen Kameraden vertraulich beim Arm und flüsterte ihm zu:

— Ich will Ihnen übrigens noch eine zweite Version für die schöne Götting sagen: Ganz thörichte Liebesheirat. So etwa der Adjutant des Vaters, oder meinetwegen irgend ein dummer Junge, der sich in Montreux die Lunge kuriert. Von Montreux redet sie ja immerfort.

Sylvester sah seinen Begleiter groß an:

— Weshalb glauben Herr Hauptmann das?

— A: Polnisches Blut. B: Siehe die Mutter. C: Haben Sie mal auf die Augen geachtet, die das Mädchen machen kann?

— Ja! — sagte Sylvester, und ihm war es dabei, als ob Thinka ihn ansehe mit ihren dunkeln Augen und dem Blick der sprach: „Du gefällst mir!“ Und damit beherrschte ihn zwischen Hoffen und Verzweiflung wieder die Zuversicht, daß sie ihn liebte wie er sie.

Er hatte ein wenig Besorgnis gehabt vor dem Eintritt in den Ballsaal, weil er niemand kannte, aber nun hatte er plötzlich seinen vollen Mut wiedergewonnen. Auf der breiten Treppe strömten die Leute hinauf, die Damen in Abendmänteln, mit Spitzentüchern auf dem Kopf und in Gummischuhen, die Herren meist in Uniform, einzelne im Frack. Mit ein paar Worten nur begrüßte man sich, weil

man keine Zeit verlieren wollte zum Ablegen in der Garderobe. Jeder schien besorgt, nur ja zuerst bedient zu werden und seine Sachen möglichst gut unterzubringen. Die Garderobenfrauen hatten alle Hände voll zu thun, die Kleidungsstücke in Empfang zu nehmen und die Nummern dafür einzutauschen. Vor den Spiegeln drängten sich die Damen, um einen letzten Blick auf ihre Toiletten zu werfen, vorsichtig die Spitzen abzulegen, daß sie sich nicht im Haar verfingen. Während man vor der Garderobe noch Mäntel, Pelze und Umhänge sah, erblickte man gegen den Eingang des Saales zu, schon die hellen Toiletten, die nackten Schultern der Damen, die bunten Uniformen, die weißen Kragen der Herren.

Eine Weile mußte Sylvester mit dem Helm in der Hand auf den Hauptmann warten, der rechts und links den Damen ablegen half, Witze machte und vor lauter Verpflichtungen und Bekannten nicht loskommen konnte. Endlich tauchte er auf:

— Verzeihen Sie, lieber Herr von Geyer, aber es ging unmöglich!

Auf seinem Gesicht blieb noch eine ganze Weile das Lächeln stehen, das er den Damen gegenüber angewendet hatte. Dann traten sie endlich in den Saal. Zwischen Thür und Angel noch, begrüßte der Hauptmann einen alten Herrn mit weißen Koteletten, der auf der linken Seite des Frackes eine Anzahl Großkreuze trug, und dabei verkündete er, als müßte die Mitteilung großen Eindruck auf Sylvester machen:

— Exzellenz von Ganz!

Sylvester hatte keine Ahnung, wer die Exzellenz wäre und machte nur:

— Ah so!

Der Saal strahlte im hellsten Licht der Kronleuchter. Das Parkett war besetzt mit Menschen, die sich, einander begrüßend, hin und her schoben. Sylvester mußte ein paar Minuten ein die Kehle zusammenschnürendes Gefühl der Verlegenheit bekämpfen. Er fühlte sich unbehaglich in dieser glänzenden Gesellschaft in seinem einfachen, glatten Infanterierock, weil er niemand kannte und sah, wie alles untereinander Beziehungen zu haben schien. Es kam ihm so albern vor, daß er sich Hauptmann von Edensen so gewissermaßen an die Rockschöße heften mußte und jedesmal, wenn sie an einer Gruppe halt machten und sein Führer ihn nach allen Seiten hin vorstellte, hatte er Lust zu lachen bei diesem:

— Gnädiges Fräulein — Herr von Geyer! Herr von Geyer — gnädigste Gräfin! Darf ich Ihnen bekannt ... Herr von Geyer! Exzellenz gestatten — Herr von Geyer! Herr Geheimrat — Herr von Geyer! Herr von Geyer! Herr von Geyer! Herr von Geyer .....

Die Leute, denen er bekannt gemacht wurde, verbeugten sich meistens nur, weil ihnen nichts einfiel. Einige wenige begannen:

— Es freut mich sehr, ihre Bekanntschaft zu machen! — oder:

— Hatt' ich nicht schon früher das Vergnügen ... nein ... also ... oder:

— Sind Sie verwandt mit den Fräuleins von Geyer, die vor ein paar Jahren ausgingen?

Eine ältere Dame mit einer jüngeren neben sich fragte eifrig:

— Sie stehen in Garnison ... in Bautzen ...

— Nein ... ich bitte um Verzeihung, in Meißen ...

— So, aber das zweihundertdreißigste Regiment steht doch in Bautzen ...

— Ich bin vom zweihundertsechzehnten, gnädige Frau.

Im selben Augenblick zog ihn Hauptmann von Edensen weiter:

— Jetzt müssen wir die Damen vom Comité begrüßen!

Sie gingen langsam herum, so gut, wie man vom Fleck kommen konnte in diesem Gedränge von jungen Mädchen und Frauen, alten Damen, Generälen, Stabsoffizieren, Ministern, Geheimräten, Landedelleuten, Leutnants, Rittmeistern und Hauptleuten, Referendaren, Assessoren, in diesem Gewirr von Uniformen aller Waffen, von Fracks, von leichten Mädchenkleidern und schweren Seidenstoffen der Frauen und älteren Damen. Sylvester suchte überall nach Thinka — er fand sie nicht, auch die Gräfin sah er nicht, ebensowenig wie den Oberst.

— Ob wohl Göttings schon da sind? — fragte er Hauptmann von Edensen.

— Das glaube ich kaum, denn die pflegen immer spät zu kommen. Die brauchen nicht bange zu sein, daß ihre Tanzkarte leer bleibt. Da Frau von Paarling.

Sie steuerten auf eine kleine Dame zu, die furchtbar aufgeregt nach allen Seiten gestikulierte und von mehreren Kavallerieoffizieren umgeben war, denen sie die Überraschungen des Abends auseinandersetzte. Die Herren thaten fortwährend, als verstünden sie nicht, und das gab neue Auseinandersetzungen, Lachen und Geschrei. Als der Hauptmann mit Sylvester herankam, fielen sie sofort über ihn her:

— Herr Hauptmann, Sie müssen uns helfen. Die

gnädige Frau will nicht glauben, daß sie beim Souper als jüngste Dame des Comités ein Hoch auf die Stolpener Waisenkinder ausbringen muß!

Der Hauptmann lachte und sprach augenzwinkernd zu Sylvester:

— Gnädige Frau, das haben Sie nicht gewußt? Natürlich wird das von Ihnen erwartet. Übrigens, darf ich Ihnen Herrn von Geyer vorstellen? Er dichtet reizend. Der macht Ihnen am Ende den Toast!

Sofort nahm die kleine, bewegliche Dame Sylvester in Beschlag:

— Was, Sie dichten?

— Ich bedaure sehr, gnädige Frau .....

Nun packte sie Sylvester am Arme, der ganz erstaunt über dieses burschikos-familiäre Benehmen war, und rief:

— Ach was, Herr von Edensen hat's gesagt. Sie dichten. Machen Sie mir also gleich mal ein paar Verse auf das Waisenhaus in Stolpen! .....

Sylvester wollte sich eben verteidigen, als Frau von Paarling ihn losließ und auf einen Dragoneroffizier losstürzte, der irgend eine boshafte Bemerkung über sie gemacht hatte:

— Was haben Sie eben wieder Böses gesagt? Sofort gestehen Sie! ....

— Ist die immer so? — fragte Sylvester Hauptmann von Edensen.

— Meist! — gab er trocken zurück und stellte seinen Schützling einer stattlichen, alten Dame vor in einem gelben Seidenkleide, das am Ausschnitt an der Schulter einen Orden trug:

— Exzellenz, darf ich Ihnen Herrn von Geyer vorstellen!

Die Ministerin Goldbach reichte Sylvester die Hand:

— Es freut mich, Sie kennen zu lernen, Herr von Geyer. Wie geht es denn Ihren Schwestern? Vor allem Frau von Trucks, die kenne ich am besten!

— Danke gehorsamst, Exzellenz, es geht ihnen sehr gut!

— Grüßen Sie sie recht schön von mir. Sagen Sie nur „Tante Minister", dann wird sie schon verstehen!

Eine dunkle Ahnung hatte Sylvester, daß seine Schwestern zu Haus den Namen „Tante Minister", erwähnt hatten, und er versprach, den Gruß auszurichten. Nun fühlte er sich doch nicht mehr so ganz fremd. Nun gewann er auch Muße, da Hauptmann von Edensen sich in eifrigem Gespräch mit einer hübschen, jungen Dame, dem Schmuck, den sie angelegt nach zu urteilen, einer jungen Frau befand. Er sah sich mehr im Saale um. Durch Säulen getragen erhob sich rundum eine Art Gallerie, und dort an der Stirnseite des Saales saß oben das Orchester. Die Wände waren mit kleinen Fähnchen geschmückt und Füllhörnern, aus denen Blumen herabhingen. Von den Kronleuchtern führten Blumengewinde zu diesen und ganze Ketten von verschiedenfarbigen Rosen rankten sich bis zur Decke empor. Immer neue Menschen fluteten durch den Eingang: Damen, die sich durch einen hilfsbereiten Herrn führen ließen, sofort nach der Mitte des Saales steuerten und Bekannte begrüßten nach allen Seiten. Unsichere, Zaghafte, sich umblickend, wo sie in dem Gewühl am schnellsten verschwinden könnten. Hohe Würdenträger, die mit einem gewissen in Szene setzen eintraten. Junge Herren, erst die Anwesenden musternd, um dann, wenn sie den Standort der jungen Damen gefunden, sich mit der Tanzkarte versehen dorthin aufzumachen. Ein

verspäteter Hausvater, der seine schon vorausgefahrene Familie suchte.

Wie er so durch das Menschengeschiebe sah, entdeckte er in der Thür Gräfin Götting, die eben von mehreren Herren empfangen wurde. Thinka konnte er nicht erblicken.

Sylvester vergaß seinen Führer vollkommen. Er hatte nur noch den einen Gedanken, sich Göttings zu zeigen. Er arbeitete sich so schnell es ging durch die Menschen. Aber wie er fast am Eingang war, hatte er die Gesuchten mit einem Male verloren. Endlich entdeckte er, daß eine Thür zu ein paar Nebensälen hinüberleitete, wo später an kleinen Tischen soupiert werden sollte. Dort standen die Damen. Als sich Sylvester ihnen näherte, trat Gräfin Götting auf ihn zu:

— Ah, Herr von Geyer! Bitte, einen Augenblick... Es ist ein kleines Unglück passiert.

Nun sah er, daß die jüngere Schwester vor Thinka kniete und ihr am Kleide etwas zurechtsteckte. Verlegen blieb er am Eingang stehen, um zu warten, bis die Damen wieder zum Vorschein kämen. Gräfin Götting erklärte:

— Es war nämlich ein kleines Toilettenunglück. Sie war hängen geblieben. Aber das freut mich wirklich, daß Sie da sind. Ich ahnte schon so was, wie ich im Hôtel heute Nachmittag Ihre Karte fand! Wie sind Sie denn gerade auf diesen Ball gekommen?

— Weil Frau Gräfin doch im Vorstand sind! — antwortete Sylvester. Es war ja gerade deshalb dieser Ball ihm als geeignet von Hauptmann von Ebensen bezeichnet worden. Gräfin Götting schien sich zu freuen:

— Das ist wirklich nett von Ihnen. Mein Mann

wird sich sehr freuen, daß das Regiment also auch vertreten ist! Ist denn noch sonst ein Herr von uns da?

— Ich glaube nein, Frau Gräfin!

— Nun, da halten Sie sich aber mal dazu mit den Tänzen, sonst kriegen Sie nichts mehr .....

Damit wandte sie sich den Herren zu, die sie und Töchter umdrängten und in deren Mitte Sylvester sich plötzlich sah. Die beiden jungen Gräfinnen hatten die Tanzkarten in der Hand. Die meisten der Herren trugen einfach ihre Namen irgendwo ein, wo noch Platz war. Von der jüngeren Schwester, die ihm zunächst stand, erhielt Sylvester überhaupt keinen Tanz mehr — alles war vergriffen. Bei Thinka sah er, daß der Souperwalzer noch nicht genommen war und fragte glückselig:

— Komtesse, kann ich den Souperwalzer bekommen?

Sie wendete ihre Karte so, daß Sylvester sie nicht mehr sehen konnte:

— Das thut mir wirklich sehr leid, aber der ist schon vergeben!

Sylvester war erstaunt, da er doch den Raum auf der Karte leer gesehen und stotterte:

— Aber Komtesse, irren Sie sich nicht . . . ich glaubte . . .

— Wirklich, wirklich. Ich . . . neulich im Theater habe ich ihn Graf Deick versprochen!

— Dann einen anderen Tanz, bitte!

— Das thut mir aber wirklich leid — alles, alles fort!

Sylvester war so erschrocken, daß er gar kein Wort fand und sie nun ganz fassungslos ansah. Sie fühlte, was er meinte und wollte ihn trösten:

— Aber Extratouren, so viel Sie wollen!

Doch er sagte mit leiser Wehmut:

— Und ich bin doch eigens zu dem Ball von Meißen gekommen!

— Sie hätten früher kommen sollen! — entgegnete Thinka und aus ihrem Ton klang etwas wie schlechtes Gewissen. Ein Husarenoffizier machte eine kurze, eilige Verbeugung:

— Ich habe den Tanz, Gräfin! Nicht wahr?

Dabei sah er Sylvester fragend an, in der Meinung, jener wolle den Walzer für sich in Anspruch nehmen. Im selben Augenblick begann auch das Orchester zu spielen. Thinka schwebte mit dem anderen davon. Im gehen rief sie ihm, augenscheinlich in dem Gedanken, Sylvester zu versöhnen, nach:

— Also die nächste Extratour!

Der Walzer klang langgedehnt, weich, einschmeichelnd und sofort verwandelte sich das Aussehen des ganzen Saales: Es war ein Durcheinander einen Augenblick, dann hatten sich die Nichttanzenden von den Tänzern gesondert. An den Wänden, unter den Säulen, die das Orchesterpodium und die Gallerie trugen, hatten sich Väter, Mütter, Sitzengebliebene, Ausruhende, Zuschauer gesammelt. In der Mitte, auf der glatten Fläche, wirbelte es hin und her, im Kreise rundum, auf und ab. Uniformen huschten vorüber, glänzende Frauennacken, die aufgelegten Arme mit blitzenden Armbändern und leichte, bunte, helle Ballkleider in allen Farben. Es war ein Wogen von Weiß und Rosa, in das sich grünliche, bläuliche Töne mischten. Sogar ein paar schwarze Kleider — Engländerinnen — huschten durch das Gewirr.

Und immer ging die Musik im Walzertakt: Tá — Tā — Tätá — Tätá — Tā! ......

Man hörte das Schurren, Gleiten der Schuhe, Sporenklirren, ab und zu das Zusammenschlagen von ein paar Absätzen, dann Rauschen der Kleider, Knistern von Seide, das Klappern eines Armbandes. Aus der tanzenden Menge klang silberhelles Lachen, ein hingeworfenes Männerwort, abgerissene Sätze der Unterhaltung.

Und immer ging die Musik im Walzertakt: Tá — Tā — Tätá — Tätá — Tā! ......

Hier und da wurde eine Tänzerin abgesetzt, mit einer Verbeugung an der Wand abgegeben, oder ein neues Paar glitt in den Strudel hinein. Der Lichtschein von der Decke beleuchtete das wogende Tänzermeer, das Farbenspiel an Köpfen, schwarz, blond, kastanienbraun und rot, grau hier und da oder einen kahlen Schädel. Er schien herab auf Achselstücke, schwarze Fräcke, auf blendender Damenschultern vielfarbiges Fleischinkarnat.

Sylvester stand in der Nähe des Eingangs und blickte in das bunte Farbenspiel hinein. Er war enttäuscht und traurig, weil er von Thinka keinen Tanz erhalten hatte. Es war alles wieder so gänzlich anders gekommen, als er es sich gedacht. In dem Gewühl verfolgte er sie. Ihren Kopf, ihr schwarzes Haar sah er von Zeit zu Zeit auftauchen und wieder verschwinden. Dann hörte sie auf mit Tanzen und stand nun ihm gegenüber auf der anderen Seite des Saales, neben dem Husar, mit dem sie lachte und scherzte. Sie war so schön, in ihrem gelblichen, fast weißen Kleide, von dem sich das Dunkel des Teints, das Schwarz des Haares abhob. In dem Ausschnitt erschienen ein paar zarte, schön geschwungene Schultern. Sie war so schön!

Jetzt wäre der Augenblick gewesen, hinüberzugehen und sie um die versprochene Extratour zu bitten. Aber Sylvester hatte ein Gefühl des Trotzes, das ihm sagte, er sei zu gut, um mit den Brosamen vorlieb zu nehmen. Nun war es auch schon zu spät: sie fing wieder an zu tanzen. Kurz darauf endete die Musik. Der Husar machte Thinka eine Verbeugung und ließ sie in der Nähe ihrer Mutter. Überall brachten die Herren die Damen am Arm in die Nebenräume oder zu den Sofas an den Wänden. In der Mitte entstand eine fast leere Fläche, an den Seiten drängten sich die Menschen. Hier und da ließ sich noch jemand vorstellen. Die Herren sprachen, nachdem sie mit der Tochter getanzt, noch mit Vater oder Mutter. Einzelne eilten schon jetzt an das Büffet, um sich zu erfrischen. Durch den ganzen Raum ging ein Summen und Surren von Stimmen.

Hauptmann von Ebensen hatte eben ein paar Schritte von Sylvester eine große Engländerin abgesetzt, die fast schön zu nennen gewesen wäre, wenn sie nicht ein zu starkes, etwas nach vorn gerichtetes Gebiß gehabt hätte, das beim Sprechen störend sichtbar ward. Nun kam er, immer noch lächelnd, als ob er eben eine Artigkeit gesagt hätte, heran:

— Aber pardon, mein lieber Herr von Geyer, daß ich Sie so lange allein gelassen habe. Sie haben wohl getanzt wie ein Wasserfall!

— Nein, Herr Hauptmann, ich habe noch nicht getanzt!

— Ist nicht möglich!

— Ich will mich erst mal ein bißchen umsehen....

— Aber wir wollen die Zeit nicht versäumen. Soll

ich Sie ein paar jungen Damen vorstellen? Entzückende junge Dinger sind da. — Herr Gott, wir haben ja noch die Baronin Rhennen vergessen! Vorstandsdame. Um Gottes Willen, das geht nicht. Nie würde sie mir das verzeihen.

Damit zog er Sylvester ein Stück davon in einen Nebensaal, wo verschiedene Gruppen in der Unterhaltung herumstanden und gleich an der Thür Gräfin Götting mit ihren Töchtern. Der Baronin Rhennen, einer alten Dame mit schönen Zügen und wundervollen blauen Augen wurde er in aller Eile vorgestellt, denn die erste Polka begann in diesem Augenblick.

— Ich überlasse Sie Ihrem Schicksal! — rief der Hauptmann, machte Thinka eine Verbeugung und ging mit ihr in den Saal. Ihre Schwester wurde auch geholt und ein paar Sekunden später stand Sylvester mit Gräfin Götting und der alten Baronin allein.

— Tanzen Sie nicht? — fragten die beiden Damen gleichzeitig. Sylvester sprach:

— Nein, ich habe nicht engagiert.

Gräfin Götting trat in die Thür, um ihre Töchter zu sehen und befand sich bald im Gespräch mit jener Exzellenz von Ganz mit den weißen Koteletten, die Hauptmann von Ebensen vorhin begrüßt hatte. Die alte Baronin fragte Sylvester noch einmal:

— Tanzen Sie denn wirklich nicht? Ein junger Herr muß doch tanzen!

Sylvester erklärte, er wolle bei ihr bleiben, und sie sprach freundlich, in einem Ton, der ihn an die Mutter erinnerte:

— Das ist aber etwas Seltenes. Ein junger Herr,

der, statt zu tanzen und sich mit den jungen Mädchen zu unterhalten, bei einer alten Frau bleiben will! Thun Sie das gern?

— Wirklich, gnädige Frau!

Es kam Sylvester vom Herzen, er suchte jemanden, um sich seine Erregung von der Seele zu sprechen, und er war mit der alten Dame sofort in einem Gespräch, während er mit den Augen Thinka verfolgte, wie sie tanzte, sich ausruhte und wie sie, als sie kaum neben Hauptmann von Ebensen stand, auch schon durch irgend einen Herrn zu einer Extratour fortgeholt wurde.

Die alte Baronin sprach von ihrer Jugend, wo sie sich noch unterhalten hätte und wie das nun so langsam zurückebbte in das Alter hinein, daß sie keinen Spaß mehr an solchen Sachen hätte und nur hier erschienen sei, weil sie ein Gut in der Nähe von Stolpen besäße und daher Protektorin des Waisenhauses geworden. In ihrem Ton lag eine solch stille Entsagung, ein Fügen in das Unabänderliche des Schicksals, daß Sylvester ihr andächtig lauschte.

Da kam jener große, schlanke Graf Deick, der mit Göttings im Theater gewesen, eilig in den Saal. Sobald er Gräfin Götting gewahrte, begrüßte er sie. Die Polka schwieg. Der Hauptmann führte Thinka ihrer Mutter wieder zu. Eine große Gruppe bildete sich in der Tanzpause des Balles. Eine Anzahl von Kavallerieoffizieren umstand die Schwestern Götting. Sylvester wollte sich überwinden, mit Thinka zu sprechen, allein die Herren nahmen ihm den Platz, und als er sich ihr endlich doch näherte, weil ihn ein Blick ihrer Augen gestreift, sprach ihn plötzlich Graf Deick an:

— Es geht uns beiden gleich, keine Möglichkeit, heranzukommen!

Sylvester ärgerte sich über ihn und wollte sich daher den Anschein geben, als sei seine Person nicht wichtig genug, um sich ihrer zu erinnern. Deshalb stellte er sich vor:

— Von Geyer.

Doch Graf Deick entgegnete sehr artig:

— Ich habe schon den Vorzug gehabt, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr von Geyer. In der „Walküre“ vor einiger Zeit. Ich weiß nicht, ob Sie sich erinnern!

— Ach jawohl! Jawohl! — antwortete Sylvester scheinbar erstaunt, und der andere, der wohl Diplomat war, denn trotz seiner fünfundzwanzig Jahre trug er schon zwei Orden im Knopfloch, sprach weiter:

— Ich meinte, wir beiden sind wohl in der gleichen Lage, da wir zu spät gekommen sind, keinen Tanz von den Gräfinnen mehr bekommen zu können!

Sylvester verstand ihn nicht. Er wollte zuerst antworten, daß er nicht zu spät gekommen sei, als ihn plötzlich ein Verdacht durchzuckte: der Graf wollte einen Tanz haben! Und Thinka hatte ihm doch, wenn auch wie verlegen, gesagt, den Souperwalzer habe sie an Graf Deick gegeben! Darum fragte er:

— Mit Komtesse Thinka sind Sie doch schon engagiert?

— Daß ich nicht wüßte.

Sylvesters Erregung stieg:

— Pardon. Sie hätten den Souperwalzer, sagte sie.

— Nein, da irrt sie sich. Aber wenn sie Mischmasch gemacht hat, muß ich ihn natürlich annehmen. Ich thu's ja sehr gern .....

Er näherte sich Thinka und fragte über die Schulter eines kleinen Ulanenrittmeisters hinweg, dem er dabei freundschaftlich die Hand schüttelte:

— Gräfin! Ich habe den Souper?

Sylvester sah Thinka groß an und ihr Auge streifte ängstlich seines, als sie antwortete:

— Ja! Ich habe es mir so aufgeschrieben!

Der kleine Rittmeister rief lachend:

— Na, Deick, Sie machen woll wieder mal Konfusion?

Etwas unsicher, und um eine Dame nicht Lügen zu strafen, murmelte er:

— Scheint so!

Sylvester war ganz kalt geblieben. Er wußte, daß Thinka log, und das that ihm weh bis in's Innerste seiner Seele. Er ließ seine großen, blauen Augen über die umstehenden Herren, die einen Kopf kleiner waren als er, vorwurfsvoll auf Thinka ruhen. Sie schaute die ihn unwillkürlich noch einmal an und ward dunkelrot. Zu ihrem Glück begann der neue Tanz, der sie fortführte. Es war Sylvester einen Augenblick, als drehte sich alles um ihn im Kreise. Er hörte den Rittmeister noch flüchtig Graf Deick fragen:

— Wer ist eigentlich der lange Infanterist?

Aber das traf nur mechanisch sein Ohr. Nun stand er allein. Es war ihm so weh um's Herz. Sie hatte ihn belogen, um nicht mit ihm zu tanzen. Vielleicht schämte sie sich seiner. Und um dieses Mädchen hatte er anhalten wollen? Er verstand das alles nicht. Sich nicht. Sie nicht. Alles empörte sich in ihm. Allmählich bemächtigte sich seiner der Zorn und er faßte unwillkür-

lich den Säbel, den er noch immer nicht abgelegt, mit festem Griff und stieß ihn leise klirrend auf das Parkett. Im Geräusch der Musik und des Tanzens hörte es niemand. Nur die alte Baronin neben ihm sprach:

— Es geht nicht alles in der Welt, wie man möchte! Glauben Sie's einer alten Frau! Es geht mich nichts an, was da geschehen ist, Herr von Geyer, aber man muß nicht verzweifeln. Ich habe meinen Mann vor Jahren verloren und unseren einzigen Sohn, als er so alt war wie Sie .....

Sylvester blickte sie an und fühlte Zutrauen zu ihr, die geahnt haben mußte, was vorgegangen war. Ihre Worte thaten ihm wohl und er antwortete, sich schnell fassend:

— Ihren einzigen Sohn, gnädige Frau?

— Ja, den einzigen. Vielleicht war ich eine schlechte Mutter. Ich hatte ihn zu lieb und da sollte ich vielleicht geprüft werden. Es ist nichts ohne Zweck in der Welt.

— War er krank? — fragte Sylvester, den dieser Lebensausschnitt, der ihm plötzlich wurde, ablenkte von seinem Zorn.

— Es war vielleicht gut für meinen Sohn, denn er war lungenkrank. Man muß nicht egoistisch sein! Er hatte einen so schönen Tod! Fast schmerzlos.

Sylvester fragte teilnehmend:

— Wo ist er gestorben?

— In Montreux ... Weihnachten achtzehnhundertsechzig.

Sylvester zuckte zusammen bei diesem Montreux, von dem auch Thinka immer sprach. Sein Schmerz kam von ihr, von eben jenem Montreux, wo die alte Baronin ihren

Sohn verloren hatte, als er selber noch nicht geboren war. Ein Menschenleben trug sie nun ihr Leid. Über diesem weiten Blick ins Leben, der sich vor ihm aufthat, war er ruhiger geworden, sein Zorn verraucht. Nur die Bitterkeit blieb in seinem Herzen zurück und er bat die alte Baronin, zu der er ein großes Zutrauen fühlte:

— Gnädige Frau, thun Sie mir einen großen Gefallen. Ich bin nicht mehr im stande, hier zu bleiben, sagen Sie Herrn von Edensen ein Wort von mir, wenn Sie ihn sehen, bitte!

Die alte Dame blickte ihn lächelnd an:

— Sie fühlen sich nicht wohl und haben den Ball verlassen müssen. Nicht wahr?

— Jawohl, gnädige Frau! — antwortete er erstaunt.

Sie erklärte:

— Ich höre nämlich für mein Alter noch sehr gut!

Sylvester beugte sich nieder und küßte ihre gelbe, etwas zittrige Hand und sie sprach, noch ehe er ging:

— Wir verstehen uns schon, aber das kann ich Ihnen sagen als alte Frau, die manches junge Mädchen hat groß werden sehen: sie ist ein ganz kokettes Ding! Wenn Sie mal in der Stolpener Gegend in's Manöver kommen, da lassen Sie sich zu mir nach Dehmanitz in's Quartier legen!

Noch einmal küßte Sylvester ihre Hand. Dann ging er durch den Nebensaal davon. Niemand achtete auf ihn. Er hörte noch die Musik hinter sich her tönen und schwächer werden nach der Garderobe zu und verstummen die Treppe hinunter.

Der Neumarkt lag still da, schneebedeckt. Eine einsame Droschke rasselte noch vorbei. Der Mond schien hell

und zeichnete die hohe Kuppel der Frauenkirche scharf in den Umrissen ab. Plötzlich hielt die Droschke. Jemand winkte heraus. Die Stimme des Obersten rief:

— Geyer! Herr von Geyer! So hören Sie doch!

— Herr Oberst! — und Sylvester stand neben dem Wagenschlage.

— Wo wollen Sie denn hin?

— Ich wollte zurückfahren nach Meißen, Herr Oberst!

— Was denn, was denn? Sind Sie denn nicht auf dem Ball?

— Zu Befehl, Herr Oberst, bis jetzt. Ich bin eben weggegangen.

— Es hat aber doch eben erst angefangen! Ich komme eben erst!

— Zu Befehl, Herr Oberst! Aber ich wollte nicht mehr bleiben!

Der Oberst sah, daß mit seinem Leutnant irgend etwas nicht in Ordnung war und beugte sich näher zu ihm, daß es der Kutscher nicht hören sollte:

— Weshalb wollen Sie denn nicht bleiben?

— Ich habe eben eine sehr schmerzliche Gewißheit erhalten.

— Wa ..... was ..... meine Tochter?

Sylvester bejahte. Sie schwiegen beide. Endlich begann der Oberst:

— Sind Sie Ihrer Sache auch sicher?

— Ganz sicher, Herr Oberst!

— Ach, das ändert sich vielleicht wieder! Was?

— Nein, Herr Oberst, es ist schon entschieden. Ich habe keine Hoffnung mehr.

Graf Götting stieg aus und zahlte. Er trug Gummi-

schuhe und brauchte sich um den Schnee nicht zu kümmern. Langsam, Schritt für Schritt, ging er auf dem Bürgersteig vor dem Hotel Steininger auf und nieder. Er schien sehr bekümmert. Nach einer Weile blieb er jäh stehen:

— Ich hatte mich gefreut, daß Sie in meine Familie treten sollten. Sie sind ein lieber, guter Mensch. Sind Sie wirklich Ihrer Sache ganz sicher?

— Zu Befehl, Herr Oberst!

Da begann wieder die Wanderung auf und ab. Im ersten Stock, wo der Saal lag, wurden einige Fenster geöffnet zum Lüften und nun klang plötzlich der Walzer auf den Markt:

— Tá — Tā — Tātá — Tātá — Tā ....

Der Oberst gab Sylvester die Hand. Er schüttelte sie lange und herzlich, dann verschwand er, ohne ein Wort gesagt zu haben, im erleuchteten Eingang des Hotels. Sylvester ging einige Schritte zurück, um die Fenster zu sehen, hinter denen getanzt wurde. Ein paar Schatten huschten vorüber und da kam ihm plötzlich das volle Bewußtsein seines Leides und Thränen traten ihm in die Augen. Er schämte sich seiner Weichheit, er wollte sie niederkämpfen, aber es gelang ihm nicht, und im Bestreben, stark zu bleiben, dachte er an Onkel Gottfrieds Ausdruck, daß die Geyer nun einmal „nahe an's Wasser gebaut hätten". Er mußte weinen, es lag nun einmal in seiner Rasse, seinem Blut, seiner Natur. Und er weinte.

Immer ging oben die Musik im Walzertakt:

— Tá — Tā — Tātá — Tātá — Tā .....

89.

Es war Sylvester, als ob in seinem Herzen irgend etwas auseinandergebrochen sei. Nicht laute Verzweiflung machte sich Luft, sondern er vergrub seinen Schmerz in sich selbst. Immer mußte er an Thinka denken, nicht einen Augenblick gelang es ihm, sich abzuziehen. Früh, wenn er erwachte, war das erste, daß er sich wieder jenen Moment auf dem Ball vorstellte, wo sie mit dem halben Bekenntnis ihrer Lüge ein paar Schritte von ihm gestanden. Diese Erinnerung zog ihn beim Dienste ab, begleitete ihn in der kurzen Freizeit, die er sich gönnte, folgte ihm dann wieder in den Dienst. Er that äußerlich seine Pflicht, aber innerlich war er nicht dabei, denn seine Seele war fortwährend beschäftigt und er fand sich in seinen Gedanken unausgesetzt zu Thinka zurück.

Im Kasino beim Mittagessen war er ein schweigsamer Gast. Er sprach mit den Kameraden nur das Notdürftigste, sie ließen ihn in Ruhe, weil sie Mitleid mit ihm empfanden. Seine schlechte, pekuniäre Lage war bekannt und man nahm an, daß er vielleicht besondere Geldsorgen jetzt haben möchte, wo er noch stiller und zurückgezogener war als sonst. Eldenfleth saß gewöhnlich bei Tisch neben Sylvester und er sagte ihm am Tage nach der Kompagniebesichtigung, als Sylvester etwas lebhafter war, weil die Besichtigung gut gegangen:

— Du, Sylvester, denke Dir, Deine gute Mutter hat Line bei euch aufgenommen. Vom Juli ab!

— Line?

— Meine Schwester!

— Ach, Deine Schwester. Ich dachte in diesem

Augenblick nicht daran, daß Deine Schwester Line heißt!

Ein paar Minuten darauf hatte er das Ereignis, das im Hause seiner Mutter so viel änderte, vollkommen vergessen. Er ging umher wie im Traume und manchmal, wenn er abends allein auf seinem Zimmer saß, bedrängte ihn sein Elend so, daß er voll Unruhe den Schlaf nicht fand. „Thinka" — es schien in diesen beiden Silben eine so süße Musik zu liegen, sie waren ihm der Inbegriff alles schönen und der Inbegriff des Schmerzes, denn immer, wenn er sie sprach, dachte er wieder an die Thinka, die er gekannt, geliebt, und die seine Liebe nicht wollte. Es war ihm, als ob sie ihn verraten hätte, dem sie durch ihre Blicke, ihr Wesen gezeigt, daß seine Annäherung ihr nicht gleichgültig war. Er wollte sie verdammen, verachten, bei Seite stoßen, und er konnte es doch nicht.

Dabei kam ihm, weil er ihr nicht Schuld geben wollte, der Gedanke, ob er ihr vielleicht nicht nur Gefühle untergeschoben, die sie nicht so besessen. Vielleicht hatte sie ihn gern gesehen, aber als er sie damals gefragt, ihm nicht zu antworten gewagt, daß er sich irre und sie überhaupt nichts fühle für ihn. Dann hatte sie keine Schuld. Er wollte, daß sie ohne Fehl wäre. Er wollte keine Enttäuschung erleben. Er wollte allein die Schuld auf sich nehmen, sie sollte rein dastehen. Er fragte sich nicht, wieviel an Gutem und Besonderem er ihr nur angedichtet, er wurde sich nicht klar darüber, daß er etwas Gewisses nie von ihr zu hören bekommen, daß er im Taumel der Liebe sich die Geliebte näher gebracht allein in seiner Fantasie.

Nur ihre Lüge blieb bestehen. Doch er versuchte,

auch sie zu entschuldigen. Sie war vielleicht verwirrt gewesen und hatte sich nicht recht überlegt, was sie sprach, weil sie von Anfang an dem Grafen Deick den Tanz geben wollte, den sie für ihn aufgespart. So war es zu erklären. Es war eine kleine Notlüge nur, weil sie den anderen vielleicht liebte.

Liebte sie den Grafen Deick?

Sylvester fühlte gegen ihn keine Eifersucht, und wenn er auch wirklich sein glücklicherer Nebenbuhler gewesen wäre. Er hatte ihm im Theater nicht gefallen, aber auf dem Ball war er sehr artig, sehr nett, fast herzlich gewesen.

In seiner freien Zeit zog es Sylvester hinüber nach Meißen zu Thinka's Haus. Wieder schritt er, wie einstmals in seinem Begehren, sie zu sehen, an den Fenstern vorbei, die bis auf die des Obersten dicht verhängt waren.

Der Posten machte seine Ehrenerweisung und Sylvester blickte beim Grüßen hinauf. Es that ihm weh, wenn er an Thinka dachte, aber es war still in seinem Innern. Kein großer Zorn erregte ihn, keine heftige Empörung. Alles kam ihm nur gleichgültig vor, nichts war imstande, seine Teilnahme zu erwecken. Er mußte sich oft zwingen zu antworten, wenn er gefragt wurde. Die Obliegenheiten, die er hatte, sein Dienst: alles war ihm gleichgültig geworden. Er fühlte sich nicht mehr fähig, sich für irgend etwas zu erwärmen. Er hatte das Bewußtsein, daß ihn in diesen Stimmungen nichts würde erschüttern können, es mochte sein, was es wollte. Wenn einer seiner Lieben gestorben wäre, meinte er, würde ihn das nur äußerlich aber nicht tief berühren.

Seine Willenskraft schlief ein. Gegen seine Untergebenen war er stets ein gerechter und guter Vorgesetzter gewesen. Nie hatte er die Leute gequält, sie nie barsch angefahren, sondern immer nur in ihnen Menschen gesehen. Aber er war auch wiederum nie in den Fehler der übertriebenen Weichherzigkeit verfallen, die alles durchgehen ließ und so die Disziplin untergrub. Im Dienst hatte Sylvester immer etwas Bestimmtes, Thatkräftiges gehabt, sobald er einmal die Unsicherheiten des ersten Jahres überwunden. Jetzt war das nicht mehr. Es war ihm ja alles so gleichgültig, er hatte seine Thatkraft verloren.

Im Frühjahr bekam das Bataillon einen neuen Kommandeur: Major von Hosch, der bisher etatsmäßiger Stabsoffizier gewesen. Als Sylvester ein paar Mal bei der Bataillonsschule diese vollkommene Gleichgültigkeit gezeigt hatte, die ihn nicht gerade Verstöße im Dienst begehen ließ, doch für den genauer Beobachtenden erkenntlich war, redete ihn Major von Hosch darauf an. Der Bataillonskommandeur war unverheiratet und aß immer mit im Kasino. Nach Tisch zog er Sylvester in eine Ecke:

— Herr von Geyer, ich habe Ihnen etwas zu sagen. Ich hatte die Absicht, Sie zum Bataillonsadjutanten zu machen, aber ich muß offen gestehen, daß ich mit Ihnen augenblicklich nicht sehr zufrieden bin. Mein Vorgänger, Major Küster, bei dem Sie ja als Fähnrich gestanden haben, hat Sie mir an's Herz gelegt. Wenn er nicht die Jäger bekommen hätte, wären Sie jetzt Bataillonsadjutant geworden. Ich wollte Sie gern nehmen, aber Sie lassen sich gehen. Darf ich fragen, warum? Haben Sie irgend einen besonderen Grund?

— Nein, Herr Major! — antwortete Sylvester erstaunt und Major von Hosch fragte ein wenig scharf:

— Herr von Geyer, Sie glauben's wohl nicht!

Sylvester wußte, wie ihm zu Mut war, wie er es äußerlich auch zeigte, und jetzt eben empfand er von neuem dieses Gefühl vollkommenster Gleichgültigkeit. Ob er Bataillonsadjutant wurde oder nicht war ihm so einerlei wie nur etwas auf der Welt. Was sollte ihm das weiter helfen! Bataillonsadjutant! Das war doch keine besondere Stellung! Dazu gehörte keine außerordentliche Leistung! Was sollte denn sein Leben überhaupt? Sein Ziel war Thinka gewesen, das hatte er nicht erreicht, nun fühlte er keinen Drang mehr nach vorwärts und aus dieser Empfindung kam seine Antwort:

— Herr Major, ich habe keinen besonderen Grund: Ich habe keinen Mut mehr, vorwärts zu kommen. Ich erreiche doch nichts Besonderes in der Welt .....

Der Vorgesetzte unterbrach ihn heftig:

— Donner und Doria noch mal! Wie kommen Sie denn auf solche Gedanken?

Sylvester hatte nicht die Absicht, dem Major seinen Kummer mitzuteilen, aber das war ihm nun einmal so entfahren und er mußte jetzt irgend eine Erklärung abgeben:

— Ich habe etwas ... einen Kummer außerdienstlicher Art gehabt, Herr Major. Ich bitte gehorsamst, mich darüber nicht äußern zu brauchen. Ich kann es nicht. Aber das hat mich so gemacht.

Major von Hosch blickte ihn an. Langsam erklärte er:

— Es thut mir leid, Ihnen da nicht helfen zu können. Ich will nicht in Ihre Geheimnisse dringen, aber ich kann

Ihnen nur eins sagen: es mag Ihnen passiert sein, was da will, das ist kein Grund, die Flinte in's Korn zu werfen. Sie sind doch Soldat! Offizier! Da können Sie nicht, weil Ihnen etwas in die Quere gegangen ist, nun einfach alles aufgeben. Da müssen Sie gerade Mut zeigen! Energie! Donner und Doria noch einmal, Herr von Geyer, da rappeln Sie sich! Wir brauchen eines im militärischen Leben, das ist Selbstbeherrschung! Selbstzucht! Der Truppe sollen wir Manneszucht beibringen, uns selbst aber können wir nur dazu befähigen durch Selbstzucht! Wer wird sich denn gleich so gehen lassen! Donner und Doria noch Mal! Selbstzucht! Selbstzucht! Selbstzucht!

Der kleine, hagere Mann mit dem gelblichen Teint, der, wie im Offizierskorps behauptet wurde, seit dem Feldzuge 1870/71 an einem chronischen Magenkatarrh litt, von dem er jedoch, sich in wunderbarer Weise beherrschend, niemals sprach, richtete sich vor dem großen Leutnant möglichst straff auf und fragte:

— Herr von Geyer, wollen Sie Bataillonsadjutant werden? Ich weiß, Sie beziehen keine Zulage, aber ein Pferd würde Ihre Frau Mutter Ihnen wohl anschaffen können? Das Kapital ist ja nicht verloren, nur ein paar Jahre nicht verzinst! Also können Sie? Wollen Sie?

Sylvester stieg alles Blut in den Kopf. Wenn er auch vorhin in seiner gedrückten Stimmung sich nichts daraus gemacht hatte, nun, wo es ihm vor Augen stand und er nur danach zu greifen brauchte, erschien ihm doch die Stellung eines Bataillonsadjutanten erstrebenswert. Es machte bekannt, brachte in den Stab, man sah etwas beim Manöver und er hätte dann ein Pferd besessen!

Ein Pferd sein eigen! Dann war er beritten, dann brauchte er nicht mehr in der Kolonne in Sand und Staub, durch tiefen Boden und Sturzacker zu laufen vom Morgen bis zum Abend, unter den Ausdünstungen schwer vorwärts strebender Menschen! Vielleicht ebnete es doch den Weg nach vorwärts, zum Regimentsadjutanten, zu weiteren Stellungen. Es hob doch heraus aus der Masse, und er fühlte neue Thatkraft! Er wollte ja vorwärts, nur vorwärts immer. Das gab ein neues Ziel, neue Fernen. Vorwärts .....

Aber Sylvester dachte an den Preis des Pferdes, den unerschwinglichen Preis, die Hunderte von Mark, die das Tier kosten mußte, die ihm seine arme Mutter nicht geben konnte, und er antwortete dem Major mit zitternden Lippen:

— Ich danke gehorsamst, Herr Major, aber meine Mutter kann mir kein Pferd halten!

90.

Ein Glück war wiederum Sylvester aus den Händen entschlüpft, aber er berichtete der Mutter nichts davon, um sie nicht traurig zu machen. Helfen konnte sie ihm ja doch nicht. Einen Augenblick später hatte er daran gedacht, ob nicht Josef die Summe hätte hergeben können, doch er wußte, daß, seitdem sein kleiner Neffe da war, die Geschwister noch das Kindermädchen hatten dazu nehmen müssen und Mariechen schon einmal über die neue Ausgabe geklagt.

An Sylvesters Stelle war Leutnant Schramm, ein kleiner, dicker Mensch, der mit Spitznamen „Stramm“ hieß, Adjutant geworden, und Sylvester sah ihm immer mit wehmütigen Blicken nach, wenn er zu den Schießständen in der Julihitze hinauslief und der andere stolz geritten kam.

Nun war fast ein halbes Jahr verstrichen, seitdem Sylvester Thinka verloren. Es war ganz ruhig geworden in seinem Herzen. Er that seinen Dienst einen Tag wie den andern, in dem gleichen Kreislauf, der sich Jahr für Jahr wiederholte: Schießen, gefechtsmäßiges Einzelschießen. Abteilungsschießen, Exerzieren, Felddienst, Turnen, Fechten, Instruktion, Baden, Entfernungsschätzen und wiederum Schießen in allen Formen, Verbänden und Arten. Schießen! Schießen! Schießen! Das Schießen blieb die Hauptsache, vor allem bei Hauptmann Heinemann, der zu sagen pflegte:

— Ein Mann, der auf alle Entfernungen, bei jedem Wetter, in jedem Gelände seine Schießbedingungen mit lauter Spiegeln erfüllt, kann einen Mord begehen. Das ist mir wurscht.

Sylvester war selbst ein guter Schütze geworden. Beim Offiziersschießen gewann er immer Preise und damit schmückte er sich allmählich sein Zimmer, sodaß es nun schon, wo hier und da Humpen und Schalen, kleine Bronzen und Nippsachen standen, etwas weniger kahl auszuschauen begann.

Im Juli kam Ida zu Josefs zu Besuch, sie wollte den kleinen Neffen sehen. Fanny sollte später auf einen Tag folgen, dann Tante Gustel, die alle den neuen Erdenbürger noch nicht erblickt hatten.

Es war jetzt sehr still in Cölln an der Elbe geworden. Göttings waren von Dresden aus nur ganz kurze Zeit dagewesen, um zu packen. Sie mußten einen Frühjahrsaufenthalt an der Riviera nehmen, dann würden sie in die Schweiz gehen wie gewöhnlich. Es hieß, Gräfin Götting wäre leidend. In Wirklichkeit langweilte sie sich wohl in dem kleinen Provinzneste, denn so lange Graf Götting Flügeladjutant in Dresden gewesen, war ihre Krankheit nie hervorgetreten.

Sylvester hatte Thinka nur ein einziges Mal flüchtig von weitem gesehen, er hatte stumm gegrüßt, die Gräfin freundlich, Thinka wie etwas verlegen, seinen Gruß erwidert. Das war alles. Sylvester hatte vor dem Augenblick gebangt, doch er war ganz ruhig vorübergegangen, ohne bitteres Gefühl, daß er sich selbst darüber wunderte. Es war, als ob alles tot sei in seinem Herzen. Den Oberst traf er bei verschiedenen Gelegenheiten in und außer Dienst. Graf Götting that, als ob niemals irgend etwas gewesen wäre. Er war freundlich gegen Sylvester, fast herzlich, und einmal bestellte er ihn außerhalb der Dienststunde in seine Wohnung. Sylvester meinte, er würde über Thinka sprechen, weil er ihm hatte sagen lassen „eine außerdienstliche Angelegenheit", doch der Oberst hieß ihn sich setzen und begann:

— Mein lieber Geyer, wir wollen mal über eine Angelegenheit miteinander reden. Sie sind ein Mensch, der nicht als Durchschnittsfrontoffizier sein Dasein verbringen darf, und Sie wissen, daß ich Interesse für Sie habe. Major von Hosch hat mir mitgeteilt, daß Sie leider aus pekuniären Gründen nicht haben Bataillonsadjutant werden können. Nun, mein lieber Geyer, ich weiß etwas anderes

für Sie und etwas Besseres. Wie wäre es deun, wenn Sie das Examen zur Kriegsakademie versuchten?

Sylvester kam dieser Vorschlag zu plötzlich, als daß er gleich hätte antworten können:

— Ich weiß nicht, Herr Oberst .....

— Na natürlich, Sie können sich nicht eins, zwei, drei entscheiden. Überlegen Sie es sich meinetwegen, so lange Sie wollen. Ich möchte Ihnen nur etwa auseinandersetzen, wie ich darauf komme. Sie sind jetzt .... oder werden am ersten Oktober vier Jahre Offizier. Um zur Akademie zu gehen, müssen Sie fünf Jahre Offizier sein. Wenn Sie sich also diesen Winter vorbereiten und zu Ostern das Examen machen, so können Sie sehr gut am ersten Oktober 1885 die Akademie beziehen. Dann sind Sie drei Jahre in Berlin, werden während der Zeit Premierleutnant, und können bei unserem guten Avancement in Sachsen, wenn das so anhält, bequem in weiteren vier Jahren Hauptmann sein. Wer weiß, am Ende gerade gar noch Hauptmann im Generalstabe! Was meinen Sie dazu?

Die Aussicht war blendend für Sylvester und er sagte schnell:

— Ich danke gehorsamst, Herr Oberst, ich würde sehr gern das Examen versuchen!

Graf Götting fragte:

— Sie wollen also?

— Zu Befehl, Herr Oberst!

— So schnell sind Sie entschlossen?

— Zu Befehl, Herr Oberst ..... Es ist für mich vielleicht sehr gut, auf ein paar Jahre von Meißen fortzukommen!

Der Kommandeur blickte Sylvester scharf an, dann sprach er sehr weich:

— Lieber Freund, da Sie einmal eine Bemerkung dieser Art machen, so kann ich wohl auch darüber reden. Es war ursprünglich meine Absicht, über diese traurige Angelegenheit mit Ihnen nicht zu sprechen, um sie nicht aufzuregen ... nicht unnütz diese Sache ... diese unglückliche Sache wieder aufzurühren. Mir thut das, was meine Tochter gethan hat, sehr, sehr leid, und ... ich habe ihr das auch zu fühlen gegeben.

Sylvester fragte:

— Herr Oberst haben es ihr gesagt?

— Jawohl! Und zwar so, daß sie es, denke ich, nicht so bald vergessen wird!

— Herr Oberst, aber ich glaube nicht, daß sie irgend welche Schuld hat .....

— Das ist sehr edel von Ihnen, jetzt alles auf sich nehmen zu wollen.

— Ich habe es mir, glaube ich, mehr eingebildet!

Doch Graf Götting schüttelte den Kopf:

— Sie irren. Ich habe es selbst sehr wohl gemerkt, wie meine Tochter gegen Sie war, und jetzt habe ich mit ihr eine Scene darüber gehabt. Ihnen will ich es sagen: das ist einfach der Grund, weshalb meine Damen wieder fort sind, denn Sie können sich denken, daß ich nicht ohne Not hier immer als Strohwitwer sitzen will!

Er ging mit großen und hastigen Schritten auf und nieder, blieb dann stehen, gab Sylvester die Hand und sagte:

— Also, nicht wahr, Sie versuchen das Examen? Für eine gute Qualifikation, die auch was ausmacht, lassen

Sie mich nur sorgen! Ich habe mir ja gerade die Geschichte für Sie ausgedacht. Sehen Sie, nach dem Manöver kommen meine Damen zurück. Den Winter werden sie hier wohnen bleiben, aber ab und zu in Dresden ausgehen. Sie jedoch kriegen sie gar nicht zu sehen, denn Sie müssen tüchtig arbeiten! Und nächstes Jahr — sind Sie ja in Berlin! Da kann Ihnen alles einerlei sein. Wenn Sie aber dann erst mal drei Jahre auf Akademie gewesen sind, dann sind Sie auch auf andere Gedanken gekommen, das können Sie mir glauben!

Während er gesprochen, hatte der Oberst Sylvesters Hand in der seinen behalten und kräftig geschüttelt. Sylvester war bewegt und gerührt durch seine Vorsorge und Güte. Er wollte ihm danken, aber viel Worte vermochte er nicht zu machen. Er fand nicht, wie es ihm immer in Augenblicken der Erregung ging, den richtigen Ausdruck, und er wiederholte bloß ein paar Mal:

— Ich danke gehorsamst, Herr Oberst! Ich danke gehorsamst!

Er verließ das Haus sehr glücklich. Ein neuer Horizont im Spiel des Lebens that sich vor ihm auf und mit ihm versank die Erinnerung an Thinka immer mehr in die Vergangenheit. Nun besaß er wieder etwas zu erstreben, zu erkämpfen: ein Ziel!

Sylvester fühlte wieder sicheren Grund und Boden unter den Füßen. In Gedanken überflog er schon, wie sich sein künftiges Leben gestalten sollte: die Arbeit mußte beginnen, so bald als möglich, dann durfte er nicht aufsehen von Dienst und Schreibtisch, bis das Examen gemacht war und endlich, wenn es ihm geglückt wäre, lag Berlin vor ihm. Die Großstadt mit ihrer erhöhten Daseins-

thätigkeit nach den Jahren im kleinen Nest. Endlich ein Aufschwung!

Er hatte nicht die Möglichkeit, das Leben in leichtem Spiel an der Oberfläche zu genießen, und die kurze Zeit während seiner Liebe zu Thinka, wo er versucht, sich aus der Einförmigkeit seines Garnisonslebens zu reißen, hatte ihm nur gezeigt, daß er mit seiner Charakteranlage nicht hineinpaßte in jene andere Welt, daß er zu schwer, zu ernst, durch seinen Geldmangel zu sehr am Boden gehalten war, für sie.

Es war gut, daß er sich dort umgesehen hatte, um desto sicherer zu erkennen, wie er für dieses Treiben nicht geschaffen. Vielleicht war er in der Arbeit an seinem Platz. Dazu bedurfte er keines Geldes.

Sylvester wollte arbeiten.

91.

Mit seinem Plane begann er sofort. Bei Premierleutnant Janssen, der eben erst von der Kriegsakademie zurückgekehrt war, erkundigte er sich nach den Studien, die man treiben mußte, um das Examen zu bestehen. Er erfuhr, daß est im Dezember das Thema zu einer großen, historischen Arbeit gegeben würde, die zu leisten war. Zugleich würde dann das Jahrhundert bekannt gemacht aus dem in Geschichte, und der Erdteil aus dem in Geographie geprüft werden würde. Bis dahin galt es einfach, die Kriegsschul-Leitfäden von Waffenlehre, Befestigungskunst, Terrain-Lehre, Taktik durchzuarbeiten und sein Wissen von

jener Zeit her aufzufrischen, dazu kamen die Exerzierreglements von Infanterie, Kavallerie und Artillerie, sowie die Felddienstordnung und endlich Mathematik und Französisch.

So gab es denn jetzt schon genug zu thun.

Ehe sich Sylvester recht an die Arbeit machte, wollte er aber die Mutter mit dem überraschen, was er vor hatte. Er freute sich darauf wie ein Kind. Wie würde sie strahlen, wenn in Aussicht stand, daß ihr Sohn nach Berlin käme auf die Hochschule militärischen Wissens. Aber sie sollte es erst nach und nach erfahren, damit die Freude größer wäre. Absichtlich erschien er am Sonnabend ganz unerwartet gegen Abend in Blasewitz. Eilig lief er die Treppe hinauf. Das Mädchen hatte ihn gesehen und machte auf, sodaß er hereinschlüpfte ohne zu klingeln. An der Thür horchte er: richtig, sie waren im Salon. Er riß auf und stand im Zimmer:

— Wer ist da? — fragte etwas ängstlich die Mutter.

— Ich bin's!

— Sylvester! Mein Kindli! Mein liebes Kindli!

Sie stand vom Sofa auf, wo sie gelegen, um Augenumschläge zu machen. Sylvester erschrak darüber, er wußte nichts davon, daß die Mutter an den Augen litt:

— Mutter, was bedeutet denn das?

— Nichts, gar nichts, nur ein bißchen Katarrh der Bindhaut oder wie der Doktor sagt.

Trocken warf Onkel Gottfried dazwischen, indem er sich aus dem Dunkel einer Ecke erhob und indem er seinem Neffen die Hand schüttelte:

— Es heißt Bindehaut-Entzündung, liebe Liesbeth, übrigens hast Du gar keine Bindehaut-Entzündung, sondern eine granulöse Erkrankung der Bindehaut .....

Sie lachten und nun erfuhr Sylvester, daß die Mutter seit ein paar Tagen schon daran litte und gar nicht lesen dürfe:

— Fanny könnte es gar nicht allein machen, Ida ist bei Mariechen und Tante Gustels Augen sind auch die besten nicht mehr! Da ist's ein Segen, daß unsere liebe Line nun endlich bei uns ist. Die liest mir immer so schön vor! — sagte die Mutter, und hinter Sylvester antwortete Fräulein von Eldenfleth abwehrend:

— Aber gnädige Frau!

Sylvester hatte sie nicht gesehen und ganz vergessen gehabt, daß sie ja jetzt im Hause war. Sie gaben sich die Hand und wie Sylvester sie bewillkommnete, empfand er das unangenehme Gefühl, als ob das junge Mädchen ein Eindringling sei im Hause der Mutter. Er fühlte sich beengt durch ihre Anwesenheit und nun blieb ihm das Wort im Halse stecken. Fanny und Tante Gustel gab er einen Kuß, dann setzte er sich still und bat, doch ja im Lesen fortzufahren, denn er sah auf Fräulein von Eldenfleths Knieen ein aufgeschlagenes Buch. Doch die Mutter wollte sich zu den Umschlägen nicht mehr hinlegen und nur von ihrem Sohne alles hören, was er neues erlebt, wie es ihm ginge. Aber Sylvester antwortete nicht recht, weil ihm die große Neuigkeit auf der Zunge lag und er sie doch wegen Lines Anwesenheit nicht aussprechen wollte. Man redete von Josefs. Ida hatte geschrieben, sie fühle sich sehr glücklich in Meißen und es wäre ganz reizend dort, nur Sylvester bekäme sie fast gar nicht zu Gesicht, dafür mehrere Herren des Regiments. Hauptmann Gülsenhaus sei öfters dagewesen.

— Charmant! Charmant! — sagte Sylvester zum

Scherz, und weil die anderen darüber lachten und Line erklärte, ihr Bruder nenne in seinen Briefen niemals Hauptmann Gülsenhaus anders als „Charmant“, so wurde er gesprächiger und platzte schließlich mit seiner großen Neuigkeit heraus:

— Wißt ihr, was ich jetzt mache?

— Nun?

— Du drehst die Tischquaste ab! — rief Fanny, weil Sylvester seit ein paar Minuten damit spielte. Doch der Bruder lachte, ließ sich nicht beirren und antwortete:

— Das vielleicht auch. Nebenbei bereite ich mich zur Kriegsakademie vor!

— Ist nicht möglich! Nein, so was! Was ist denn Kriegsakademie? — tönte es durcheinander, daß Sylvester sich die Ohren zuhielt. Er mußte ganz genau erklären, um was es sich handelte, und nun erst war der Jubel groß. Onkel Gottfried rief:

— Das ist mal vernünftig von Deinem Oberst!

Fanny frohlockte:

— Sylvester kommt nach Berlin! Nein, ist das amüsant, nach Berlin!

Die Mutter stand auf und küßte gerührt ihren großen Sohn, der sich beugen mußte, ihren Lippendruck zu empfangen. Man wünschte ihm Glück von allen Seiten und hundert Fragen stürmten auf ihn ein, nur Line hielt sich bescheiden abseits. Den ganzen Abend hindurch wurde von nichts weiter gesprochen als von Sylvesters Arbeit, Aussichten und Zukunft.

Die Nacht kampierte er auf dem Sofa und am Sonntag Morgen machte er mit der Mutter, die ausgehen durfte und Onkel Gottfried einen langen Spaziergang an der

Elbe hin, am Schillergarten vorüber, auf dem Strandwege nach Tolkewitz zu. Tante Gustel war mit Fanny und Line in die Kirche gegangen.

Wie es kam, wußte Sylvester selbst nicht, aber er fing plötzlich an von seiner Liebe zu Thinka zu erzählen, von der er bis dahin niemals ein Wort gesprochen. Zuerst nur vorsichtig, in allgemeinen Andeutungen, aber wie er sich mehr in seinen Gegenstand vertiefte, genauer und immer genauer. Es war ihm ein Bedürfnis, endlich einmal seinem Herzen Luft zu machen. Er verteidigte sich selbst dabei, daß er keine schlechten Absichten gehabt, daß er nach Onkel Gottfrieds Rat, nachdem er von Josef die Verhältnisse der Göttings erfahren, sich gesagt habe, mehr aus Scherz, eine von den beiden Schwestern wolle er heiraten. Daß er dann aber Thinka wirklich lieb gewonnen und geglaubt habe, ohne sie nicht mehr leben zu können.

Als Sylvester schwieg, sagte Onkel Gottfried, indem er lächelnd die Mutter ansah:

— Mein Junge, das wissen wir alles ganz genau!

— Das wißt ihr?

— Glaubst Du denn das merkt man nicht?

— Ich habe doch nie was gesagt?

— Immer hast Du davon gesprochen.

— Wieso?

— Nun weißt Du noch wie damals gesagt wurde die älteste Götting sei in Dich verliebt, wie Du da böse wurdest? Immer hast Du von Göttings erzählt. Göttings waren Dein erstes Wort und Dein letztes, und wenn wir gar nicht einmal von Meißen geredet hatten, sondern von ganz anderen Dingen, kamst Du nach einer Weile auf Göttings zurück.

Sylvester sann nach. Er glaubte eine Verteidigung gefunden zu haben:

— Ich habe aber nie von Thinka Götting gesprochen. Onkel Gottfried lachte ihn aus:

— Eben darum! Die ganze Familie wurde immerfort zitiert, nur um den Namen Thinka bist Du herum gegangen, wie die Katze um den heißen Brei!

Sie schritten am Wasser hin, das heute als am Sonntagsmorgen nur von ein paar Vergnügungsbooten belebt wurde. Drüben lagen die Loschwitzer Höhen, in ihren Baum- und Gartengrün, durchsäet von weißleuchtenden Villen und Landhäusern, mit roten und schwarzen Dächern. Darunter am Wasser streckte sich Loschwitz jenseits der Elbe.

— Wie schön das ist! rief die Mutter aus, im Bestreben vom Thema abzulenken, weil sie Mitleid mit Sylvester hatte. Sylvester erriet ihre Absicht. Er drückte ihre Hand mit den Worten:

— Mutter, Du bist so gut! Ich verstehe schon, Du willst mir das ersparen, aber wirklich es thut mir nicht weh, gar nicht mehr Mutter! Ich kann an sie ganz kühl und gleichgültig denken.

Er wollte eigentlich Thinka sagen, doch es war ihm als habe er jetzt keine Berechtigung mehr sie beim Vornamen zu nennen. Da kam ihm die Frage: hatte er sie denn wirklich lieb gehabt? Wie zur Antwort fragte die Mutter:

— Du hast sie so schnell vergessen, Sylvester? Ich denke immer, die rechte Liebe, die müßte anders sein! Dierechte Liebe die müßte so sein, daß man von ihr nicht wieder loskäme. Nie wieder. Weißt Du mein Kindli

wie der Apostel Paulus sagt: „Und wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht,“ und dann alle die schönen Stellen aus der heiligen Schrift: „die Liebe währet ewiglich, sie höret nimmer auf, die Liebe ist langmütig und . . . geduldig, sie eifert nicht, die Liebe trägt alles, sie duldet alles, die Liebe glaubt alles“ . . . aber immer wieder das schönste, mein Kindli: „Die Liebe höret nimmer auf.“ Siehst Du, so war es doch mit meinem armen, lieben Hanns: ich habe ihn lieb gehabt vom ersten Augenblick an und ich bin nie wieder losgekommen. Ob es uns gut ging, oder ob es uns schlecht ging, immer gleichmäßig habe ich ihn geliebt. Ich habe nie eine Änderung darin gefühlt. Ich liebe ihn heute noch. Mein Kindli, wenn ich das nicht gehabt hätte, dann wäre ich eine unglückliche Frau gewesen, aber das hat mich über alles hinweggeführt. „Die Liebe währet ewiglich!“

Die Mutter blickte Sylvester mit glücklich leuchtenden Augen an. So lange hatte sie fast noch nie gesprochen und in diesem Augenblick fühlte und wußte Sylvester bestimmt, daß es die echte Liebe nicht gewesen, die in seinem Herzen den nun gelöschten Brand entzündet. Wie sie weiter gingen, immer am Strome hin, sprach Onkel Gottfried:

— Diese Thinka wäre auch nicht die rechte Frau für Dich gewesen. Eure Erziehung und eure Lebensgewohnheiten, eure Anschauungen, eure Verhältnisse, eure Familien, alles das ging zu weit auseinander. Dein seliger Vater würde zwar gesagt haben, die Geyers sind eine der ältesten sächsischen Familien und allen ebenbürtig, aber ich, Dein alter Onkel „freier Richtung“, gestatte mir sub-

missest hinzuzufügen: darum handelt es sich gar nicht, was Göttings sind oder nicht sind und was wir sind oder nicht sind und ob Gräfin Thinka Götting eine Gräfin Zaloiska zur Mutter hat, aus einem der ältesten polnischen Starostengeschlechter, wie mir Geheimrat a. D. Grimm erzählt, mit dem ich jetzt jeden Dienstag von sieben bis neun im Café König meine Partie Domino spiele. Donnerwetter die Periode. Bandwurmsatz! Wo war ich denn? Also kurz und gut, wenn Du sie geheiratet hättest, dann würde sie sich wohl am Ende einer Schwiegermutter geschämt haben, die ihre Strümpfe selber wäscht, wie Deine Mutter, und eines Onkels, der viereckige Sohlen an den Stiefeln trägt, Anknöpfmanschetten wegen des längeren Tragens und der Achtzehnhundertneunundvierzig auf der Schloßgassenbarrikade gestanden hat, weil er damals ein grüner Junge war und das deutsche Reich wollte, das wir jetzt haben, aber nach den letzten Reichstagsreden vergangenen Winter lieber wieder abschaffen sollten. Siehst Du mein Junge, und dann wäre auch wohl mal die Zeit gekommen, daß Du Dich unserer geschämt hättest .....

— Onkel, bitte sage das nicht! — unterbrach Sylvester den Redeschwall, doch Onkel Gottfried schloß unbeirrt:

— Zuerst geschämt für Deine Frau und dann für Dich selbst.

— Das würde ich nie gethan haben, Onkel!

— Na höre mal, das kann man nie wissen! Die Menschen verändern sich oft ganz sonderbar!

Sie lachten nun alle drei und die Mutter flüsterte Sylvester zu:

— Nicht wahr Kindli, Du schämst Dich Deiner alten Mutter nicht?

Er gab ihr zum Gegenbeweis auf offener Straße einen Kuß. Dann kehrten sie um und gingen denselben Weg wieder zurück. Die Mutter mußte Umschläge machen und die anderen würden nun wohl auch von der Kirche heimgekommen sein. Und wieder wurde von dem gleichen Thema gesprochen. Onkel Gottfried meinte, das müsse jeder durchmachen, daß ihn die Liebe einmal ordentlich packe und durchschüttele und das könne nur heilsam sein, damit dann der Boden vorbereitet sei, für die Liebe, die dann ihre Geltung behalten solle für das ganze Leben. Endlich fragte er:

— Bist Du denn wirklich völlig geheilt?

— Vollkommen.

— Du denkst nicht mehr an die ganze Geschichte?

— Nein!

— Siehst Du, mein Junge, so ist's gut. Vor der Kommißheirat habe ich Dich gewarnt, die große Geldheirat hast Du überwunden: nun wähle hübsch die goldene Mittelstraße!

Und die Mutter fügte hinzu:

— Aber es hat noch Zeit, mein Kindli. Erst kommt die Akademie.

Als sie heimkehrten, waren die anderen schon da. Die Mutter legte sich auf's Sofa, Fanny machte ihr Umschläge und Line las aus „Soll und Haben" vor, mit weicher ausdrucksvoller, etwas verschleierter Stimme. Sylvester setzte sich in einen Winkel und hörte zu. Das Organ der Vorlesenden berührte ihn wohlthuend und angenehm und nach Tisch bat er selbst, daß Line weiter lesen sollte.

92.

Nun wo es still geworden war in Sylvesters Herzen und er das Gleichgewicht seiner Seele wiedergefunden hatte, ergab er sich ernster Arbeit. Sobald sein Dienst beendet war, ging er auf sein Zimmer und schloß sich ein. Dann setzte er sich an seinen alten Schreibtisch und begann seine Kriegsschulbücher vorzunehmen. Und wie er so die Seiten durchblätterte, die er einst, den Vorträgen folgend, mit Randbemerkungen versehen, da tauchten Erinnerungen vor ihm auf aus Engers. Er dachte wieder an den Schloßhof, wo die bunten Uniformen alle durcheinander standen, wenn der Befehl verlesen und die Briefe vom Offizier du jour ausgegeben wurden. Das Leben auf der Stube stand ihm wieder vor Augen mit Eldenfleth und Hoicha und dem anderen, der so aus seinem Gedächtnis entschwunden war, daß er den Namen gar nicht mehr wußte. Er entsann sich der vielen langen Arbeitsstunden, wie sie scheinbar eifrig über den Büchern saßen und in Wirklichkeit doch nur schwatzten, des Blickes auf den Rhein hinab, den schönen, mächtigen, breiten Rhein, und das Lied klang ihm dann wieder in den Ohren, das sie sangen, wie sie dem Strom auf immer den Rücken gekehrt:

Nur am Rheine möcht' ich leben,
Nur am Rheine möcht' ich sein!
Denn nur am Rheine wachsen Reben,
Nur am Rheine giebt es Wein!

Wie waren sie damals, Eldenfleth und er, mit dem Kürassier befreundet gewesen! Er wollte sie ja in Meißen besuchen, dem „falschen Cölln“, die beiden „sächsischen

Bundesbrüder". Wo war er geblieben? Er hatte nicht wieder an sie gedacht. Andere Menschen waren in seinen Weg getreten. Ein ander Bild. Im ewigen Wechsel der Erscheinungen, des Neuen, war das Alte bald vergessen! Sylvester zürnte Hoicha nicht. Er begriff, daß es nicht böser Wille war, der ihn so handeln ließ. Das Leben hatte sie nun einmal auseinander geführt, wie es sie ebenso gut durch irgend einen Zufall wieder hätte zusammenbringen können.

War es ihm mit seinem Freunde Eldenfleth nicht ähnlich gegangen? War er nicht auch ein wenig auseinandergekommen mit ihm? Seine Liebe hatte ihn ganz gefangen genommen. Das war eben der Egoismus im Menschen, daß, wenn man einem bestimmten Ziele zusteuerte, alles andere darüber vergessen und bei Seite geschoben ward. Ohne einen großen Egoismus erreichte man ja nichts, alle, alle waren sie so, der eine mehr, der andere weniger, einer es frei und offen bekennend, ein anderer im Versteck, im Glauben, seine Nebenmenschen möchten es nicht gewahr werden.

Sylvester nahm seine Arbeit wieder auf. Es ward ihm nicht schwer. Beim Durchlesen erinnerte er sich sehr schnell fast alles dessen, was er einst beherrscht hatte. Es geschah ihm sogar, daß er nicht mehr begriff, wie ihm dieses und jenes vor vierundeinhalb Jahren hatte Schwierigkeiten bereiten können, das ihm jetzt augenblicklich ganz klar und leicht ward. Und doch hatte er sich die Jahre hindurch nie um diesen Stoff gekümmert. Das machte, er war älter, reifer geworden, das Leben war seine Lehrmeisterin gewesen.

Wenn er ein paar Stunden gearbeitet hatte und nun

die Feder aus der Hand legte, seine Bücher zuklappte, seine Papiere auf dem Schreibtisch zur Seite schob, dann überkam ihn ein großes Wohlbehagen. Er konnte sich nicht entschließen, zu Bett zu gehen, sondern blieb noch lange auf, ging in seinen beiden Zimmern auf und nieder und träumte und dachte an seine Vergangenheit und Zukunft.

Die gethane Arbeit erfüllte ihn mit kräftigendem Gefühl der Lebensfreude. Er brütete über seine Zukunft. Nun, wo ihm durch das Angebot des Examens zur Akademie Thatkraft und Mut wiedergegeben war, wußte er auch wieder, daß er etwas würde leisten können. Er freute sich auf die großen Anstrengungen, die ihm für den Winter bevorstanden, wenn er abends nach dem Dienst, statt in Gesellschaften zu gehen oder zu Biere, wie die anderen, erst sein Tagewerk beginnen müßte am Schreibtisch. Er freute sich in Gedanken daran, daß dann wohl Thinka, seine ehemalige Liebe, an die er nun leidenschaftslos, wie an einen gleichgültigen Dritten dachte, von einem Balle zum andern gehen würde, daß sie vielleicht bei Gesellschaften in ihrem väterlichen Hause in Meißen von ihrem Vater hören könnte:

— Es sind alle Herren des Regiments da, nur Herr von Geyer nicht, denn der hat Besseres zu thun als zu tanzen und zu schwatzen, der sitzt drüben in seinem Kasernenzimmer und arbeitet, denn er will etwas erreichen in der Welt.

Diese Genugthuung konnte sich Sylvester nicht versagen. Er hoffte noch weiter, daß er einmal seinen Weg machen würde, langsam steigend unter steter Arbeit, nur an Arbeit denkend, nur für die Arbeit lebend, um die

höchsten Ziele seines Berufes zu erreichen. Ein Märtyrergefühl überkam ihn wieder: er hatte kein Geld, er war von den Freuden dieser Welt ausgeschlossen, nun, so wollte er eben arbeiten.

Dieses Bewußtsein hielt ihn aufrecht. Wenn er auch manchmal bis ein Uhr — zwei Uhr in der Nacht gearbeitet hatte, so fühlte er doch keine Müdigkeit, wenn er um fünf Uhr früh hinaus mußte zum Dienst. Er wußte ja, warum er arbeitete: für seine Zukunft. Er sah nun sein Leben so genau vor sich liegen, abgegrenzt und bestimmt auf Jahre hinaus. Sein Arbeitsfeld war ihm gegeben es hieß nur thätig sein. Er fand in einem Übersetzungsbuch, dessen er sich zu seinen französischen Sprachstudien bediente, ein Wort Friedrich des Großen, das ihm besonderen Eindruck machte, gerade, weil es in seiner Bescheidenheit einer der Gewaltigen dieser Erde gesprochen: „Daß ich lebe, ist nicht notwendig, wohl aber, daß ich thätig bin.“

Das ward ihm, wenn er doch einmal müde und unlustig von der Arbeit aufstand, die ihm an diesem Tage nicht so geraten wie sonst, zum Sporn, zu stetem Trost und Antrieb.

93.

Das Manöver brachte in Sylvesters Arbeit eine Unterbrechung, es war heiß und anstrengend wie immer, aber es schien, als ob seine Kräfte noch gewachsen wären:

fast täglich machte er sein Kunststück, den schwachgewordenen Leuten das Gepäck oder das Gewehr wenigstens abzunehmen. Als er nach beendigten Herbstübungen bei Entlassung der Reservisten noch mit einem Manne seiner Kompagnie ein freundliches Wort über dessen Zukunft sprach, bedankte sich der Soldat mit den Worten:

— Herr Leutnant, es muß vom Herzen runter. Während ich sozusagen im Dienst war, konnt ich Herrn Leutnant nich sagen, aber jetzt, wo ich sozusagen im Civilverhältnis bin, kann ich's sagen: Herr Leutnant sein kolossal beliebt bei der Kompagnie!

Dieser einfache Ausdruck der Meinung der Leute freute Sylvester mehr als irgend ein Lob der Vorgesetzten und an dem Tage begann er seine Arbeit wieder mit gutem Mut und festem Vertrauen. Es lag alles jetzt so geglättet vor ihm, und da ihm Hauptmann Heinemann, weil kein Premierleutnant bei der Kompagnie war, die alten Mannschaften übergeben hatte und keine Rekruten, so würde er nun bloß ein paar Stunden am Tage Dienst haben und könnte alle andere Zeit auf seine Vorbereitung zum Examen verwenden. Nur eines machte ihm noch Sorge: er fand er sei nicht lieb genug gegen Eldenfleth. Da begann er allmählich mitten unter seiner Arbeit, das alte Leben, abends den Freund auf seinem Zimmer zu besuchen oder ihn zu sich rufen zu lassen.

— Warum bist Du eigentlich nie mehr gekommen, Eldenfleth? — fragte er ihn.

— Ich glaubte, Dir läge nichts daran!

— Weshalb?

— Es schien mir so!

Sylvester zögerte, ob er dem Freunde gestehen sollte,

wer zwischen ihnen gestanden. Aber endlich sagte er es ihm doch, denn er fand, er müsse Vertrauen zeigen, um das alte Verhältnis herzustellen. Er erzählte ihm die ganze Geschichte von Anfang an, verschwieg nichts und berichtete, als ob er von einem anderen spräche, nicht von sich selbst. Als er fertig war, fragte er:

— Was meinst Du dazu?

— Offen gestanden, Sylvester, ich hatte mir's gedacht!

— So?

— Ich bin doch auch nicht blind!

— Warum hast Du mir nie etwas gesagt?

— Du wärst mir nur grob geworden und ich dachte, wenn es ihm so um's Herz ist, wird er mir's schon mitteilen. Ich wollte mich nicht in Dein Vertrauen eindrängen, Sylvester.

— Das ist nicht recht von Dir! — warf Sylvester etwas zaghaft ein.

Eldenfleth fügte schnell hinzu:

— Dann hatte ich auch noch einen anderen Grund!

— Nun?

— Lache mich nicht aus! Ich war nämlich selbst in die Thinka verschossen!

— Du? Ach!

— Ja ich! Darf ich denn nicht auch?

— Doch, doch, es kommt mir nur so eigentümlich vor ... Du ... weil ich's von Dir gar nicht gedacht hätte!

Eldenfleth erzählte, er sei übrigens nur ganz kurze Zeit verliebt gewesen und wäre sehr bald zur Erkenntnis gekommen, daß sie ein ganz oberflächliches Ding sei. Nun

wußte er gar nicht Ausdrücke genug, sie zu kennzeichnen, sodaß Sylvester sie schließlich noch verteidigen mußte und ihnen darüber die ganze Sache selbst so komisch vorkam, daß sie lachten:

— Wenn wir sie auslachen, ist es ja bei uns allen beiden vorbei, Sylvester! Oder glüht bei Dir noch so'n kleiner Funken?

— Nein, nicht ein Funken, Eldenfleth!

Dann fingen sie an über die Ehe zu sprechen und daß es doch komisch gewesen wäre, wie sie beide zu gleicher Zeit den Gedanken gefaßt, zu heiraten. Sylvester meinte aufatmend, als sei er erlöst von einem schweren Verhängnis:

— Ich bin jetzt kuriert von Heiratsplänen!

— Ein für allemal?

— Das weiß ich nicht, nur jetzt. Jetzt habe ich weder Zeit mich zu verlieben noch gar zu heiraten, denn ich muß „schuften, was die Riemen halten". Wenn ich durchflöge beim Examen, das wäre doch zu scheußlich! Ich will jetzt nicht mehr rechts noch links sehen, bis ich mein Ziel erreicht habe. Dann drei Jahre in Berlin auf Akademie, da wird auch nichts daraus werden, denn da muß ich wieder arbeiten, damit es auch was hilft und ich eventuell in den Generalstab komme! Also Du siehst, es hat noch gute Weile!

Sie dachten ein jeder für sich nach und Eldenfleth zündete sich eine Cigarette an. Damit setzte er sich an's Klavier und klimperte leise zerstreut, während er sagte:

— Die ganze Heiraterei ist ja überhaupt das reine Lotteriespiel!

— Ja freilich! So heißt's ja immer!

— Was weiß man denn in Wirklichkeit von der die man zur Frau nehmen will! Gar nichts! 's ist wahr! Das ist man so! Wer nicht gerade sein Kousine heiratet, hat doch keine Ahnung, was er da kriegt, denn das beste können die Mädchen auf dem Ball und so weiter nicht herausstecken! Da war in Hannover eine Bekannte meiner Schwester, ein reizendes Ding. Immer nett, immer guter Laune, die Güte selbst. Die beste Frau, die man sich denken könnte. Und meine Schwester sagt, ich irre mich sehr, die wäre, wenn nicht Herren dabei wären, unausstehlich. Ihren alten Vater, der ein bißchen trottelig geworden war, den schand sie geradezu, wollte sich fortwährend amüsieren ... Meine Schwester, die gerade umgekehrt ist, war außer sich über den Balg! Ich kenne überhaupt nur ein Frauenzimmer, das innerlich alles hat, das ich heiraten möchte.

Sylvester lachte:

— Da thue es doch!

— Das geht leider nicht!

— Sie ist wohl schon verheiratet?

— Nee!

— Was hat sie denn sonst für einen Fehler!

— Es ist meine Schwester!

Und Eldenfleth fing an zu präludieren. Sylvester aber gingen die Worte im Kopfe herum. Von wem der Freund so etwas sagte, an dem mußte auch wirklich etwas Besonderes sein, umsomehr, da er ganz in Feuer geraten vielmehr als es sonst des ruhigen Mannes Art entsprach. Doch er war ja der Bruder, er war an sie gewöhnt von Jugend auf und so erschien sie ihm vielleicht in übertrieben günstigem Lichte. Sylvester lauschte dem Spiele,

das er so lange Zeit entbehrt hatte, aber nach zwei Stücken hörte Eldenfleth plötzlich auf:

— Du Sylvester, ich habe ja ganz vergessen, Dir etwas zu erzählen. Denke Dir, neulich, das heißt . . . wann war's: Montag, kommt plötzlich Gülsenhaus zu mir und bittet mich, ihm etwas vorzuspielen. Er liebe das so. Nun kam mir das eigentlich verdächtig vor, d . . .

— Der mag doch Musik sonst gar nicht . . . denke ich?

— Du wirst gleich sehen, Sylvester, hör mal ruhig zu. Also denke Dir . . . vielmehr ich denke mir, was muß denn da los sein, was will denn der eigentlich? Und was kommt heraus: er spricht über euch. Meine Schwester wäre doch jetzt bei euch. Da wüßte sie doch wohl etwas Bescheid, wie ihr so dächtet, ob ihr sehr „adelsstolz" wäret, wie er es nannte. Genug, ich bilde mir ein, Gülsenhaus will eine Deiner Schwestern heiraten.

Sylvester war wie aus den Wolken gefallen:

— Ach! Welche denn?

— Das hat er nicht gesagt . . . . .

Doch sie kamen überein, daß es Ida sein müsse. Einmal war Gülsenhaus ihr Tischnachbar bei Mariechens Hochzeit gewesen, und hatte damals von ihr geschwärmt, sie sei „charmant", dann hatte er sie jetzt bei Josefs gesehen und sie hatte der Mutter geschrieben, daß Hauptmann Gülsenhaus öfters gekommen wäre. Es konnte sich nur um Ida handeln. Sylvester fragte:

— Ob er denn weiß, daß Ida nichts hat?

— Das wird er wohl wissen! — antwortete Eldenfleth und fuhr fort, während er wieder Klavier zu spielen begann:

— Er ist ja ziemlich vermögend. Eine Kommiß-

heirat macht der nicht, Sylvester, da kannst Du Gift darauf nehmen!

Dann begann Elbenfleth die Lisztsche Transskription des Liedes an den Abendstern, die sie beide so besonders liebten. Er hatte sie nicht mehr im Gedächtnis und blieb ein paar Mal stecken:

— Meiner Schwester passiert das nicht. Du mußt Dirs lieber bei euch mal vorspielen lassen!

— So, spielt die so gut?

— Wundervoll! Und singt! Da kann ich mich mit allem man bloß verstecken!

— So, so! — antwortete Sylvester. Die Mutter hatte ihm davon geschrieben, bisher hatte er es nicht beachtet, jetzt fiel es ihm auf und er freute sich darüber. Er dachte, wenn er in Blasewitz zu Besuch wäre, könnte er sich vorspielen lassen, was er eigentlich so über alles gern mochte. Dann glitten seine Gedanken zu Gülsenhaus und Ida. Ob sie wohl ja sagen würde? Er vergegenwärtigte sich eine Liebesszene zwischen beiden und mußte laut auflachen, sodaß Elbenfleth fragte:

— Warum lachst Du?

— Ich dachte daran, wie Gülsenhaus meiner Schwester einen Heiratsantrag machen würde: „Charmant, mein gnädiges Fräulein, charmant!"

— Ob sie ihn „charmant" findet?

— Wer weiß! Spiele mir noch schnell den Beethovenschen Trauermarsch, ehe ich wieder arbeiten gehe!

94.

Am nächsten Tage überlegte sich Sylvester, ob er nicht zur Mutter nach Blasewitz fahren sollte, um ihr Gülsenhaus halbe Anfrage zu erzählen. Doch er scheute die Ausgabe, weil es ihm noch immer nicht gelungen war, soviel zu erübrigen, um Eldenfleth die vierzig Mark zurückzuerstatten, die er von ihm nach dem Rennen in Leipzig vor fast einem Jahre geliehen hatte. Aber wiederum empfand er den leisen Wunsch, sich von Fräulein von Eldenfleth vorspielen und vorsingen zu lassen. Einige Zeit schwankte er hin und her, bis er sich endlich doch entschloß, zu fahren, wie er meinte, weil er seit dem Manöver die Mutter noch nicht gesehen hatte, eigentlich jedoch nur um Line mit mehr Aufmerksamkeit zu betrachten. Sie hatte ja zuerst keinen günstigen Eindruck auf ihn gemacht, wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem Bruder, wegen ihrer hannöverischen Aussprache, die seinem sächsischen Ohre fremd klang. Aber doch erinnerte er sich angenehm des Vorlesens, das ihm noch lange Zeit wie leise Musik in den Ohren geklungen.

— Was Junge, Du bist da! rief ihm Onkel Gottfried schon auf der Treppe entgegen, im Begriff auszugehen. Sofort drehte er mit ihm um und legte Hut und Regenschirm fort, denn er verließ grundsätzlich nie ohne Regenschirm das Haus, auch wenn sich keine Wolke am Himmel zeigte, indem er meinte:

— Man kann nichts auf der Welt bestimmt wissen. Es könnte doch regnen!

Es herrschte große Freude in der ganzen Familie, weil Sylvester wegen des Manövers nun über sechs Wochen

nicht erschienen war. Die Mutter küßte ihren Sohn lange und zärtlich und weinte ein bißchen vor Rührung nach ihrer Weise, auch Fanny und Tante Gustel waren gerührt. Ida und Line kamen nicht zum Vorschein. Es hieß, es sei zu schade, aber die wären erst vor ein paar Minuten zusammen fortgegangen und würden wohl so bald nicht wiederkommen. Sylvester war etwas enttäuscht, doch er faßte sich schnell:

— Das ist gerade ganz gut, dann kann ich gleich etwas erzählen.

— Was denn? Was denn? — klang es neugierig und man setzte sich im Kreise um Sylvester, der, wie immer, neben der Mutter auf dem Sofa Platz nahm. Er begann zu fragen:

— Sind wir adelsstolz?

Sie sahen sich alle verwundert an und Onkel Gottfried polterte augenblicklich los:

— Adelsstolz ist überhaupt Dummheit. Eine kolossale Dummheit einfach, denn man kann doch nichts dafür in der Wahl seiner Eltern vorsichtig gewesen zu sein! Der Adel ist verliehen worden vor so und so viel Generationen für irgend eine besondere That. Davon können doch nicht alle Geschlechter bis zum jüngsten Tage zehren? Das langt nicht so lange, sondern, wer etwas darauf giebt, einen alten Namen zu tragen, der mag meinetwegen ... wie soll ich das nennen ... stolz darauf sein als Erinnerung an seine Väter, die so viel geleistet haben, aber er selbst muß sich erst seinen Adel für seine Person durch eigene Leistung verdienen. So verstehe ich das noblesse oblige. Und in diesem Sinne bin ich stolz, Herr von Geyer zu sein.

Alle hatten Onkel Gottfrieds Rede schweigend mit angehört und Sylvester fand, daß der gute Onkel doch immer dem armen Vater ähnlicher würde, und fragte sich, was er wohl im Leben geleistet, um seinen Adel zu verdienen. Aber das waren Altersschrullen und Schwächen, die er früher nicht gehabt und in die Sylvester vielleicht selbst später einmal verfallen würde, wenn er erst so alt wäre, wie Onkel Gottfried.

Sylvester fuhr fort:

— Jemand hat sich nämlich erkundigt, ob wir adelsstolz wären!

— Wer? — rief es von allen Seiten, und Sylvester machte es Spaß sie eine Weile zappeln zu lassen, bis er verriet:

— Mein Regimentskamerad Gülsenhaus. Hauptmann Gülsenhaus.

— Ida ihr Gülsenhaus? — meinte treuherzig die dicke Fanny.

— Warum denn „Ida ihr"?

— Sie spricht immer von ihm. Er war immer bei Josefs. Sie findet ihn so schön.

— Das finden alle Damen in Meißen! — antwortete lachend Sylvester. Aber nun sollte er erklären, warum denn Gülsenhaus das gefragt hätte, und als Sylvester seine Vermutung aussprach, machten alle erstaunte Gesichter. Aber niemand schien unzufrieden über diese Aussicht zu sein. Die Mutter und Tante Gustel waren gerührt, Fanny war verlegen geworden und Onkel Gottfried fragte endlich trocken:

— Ja geht's denn überhaupt? Sie hat nichts. Hat er denn wenigstens was?

— Er soll sehr vermögend sein.

— So .....

Der Onkel trommelte schweigend auf den Tisch. Er wollte die Entscheidung seiner Schwägerin überlassen. Die Mutter aber sagte weich:

— Hat er Dich denn schon gefragt, mein Kindli?

— Nein Mutter, aber ich möchte wissen, was ich ihm antworten soll, wenn er mich fragt. Josef kam ja auch zu mir, da wäre es doch möglich!

Sie war unschlüssig und Onkel Gottfried wollte ihr Mut machen:

— Ich habe zwar gar nichts zu sagen bei der ganzen Geschichte, aber wenn's nach mir ginge, würde ich antworten: ist er ein braver Kerl und das Mädel sagt ja, dann „man tau", wie's im Platt heißt.

Die Mutter, die nun ihre Rührung nicht mehr zurückhalten konnte, drückte Sylvesters Hand:

— Mein Kindli, sage dem ... Deinem Kameraden, wenn er zu Dir kommen sollte, was Gott geben möge, damit meine Ida versorgt wäre und ihr Glück fände ... sage ihm nur, wenn meine Ida will, da soll er sie bekommen, wenn ich's als Mutter verantworten kann.

Dann wurde eifrig nach Gülsenhaus gefragt, — den sie nur von Mariechens Hochzeit her kannten — wie er wäre, wie alt, wie er aussähe, welche Stellung er im Regiment hätte und wie er Sylvester gefiele. Er sagte alles der Wahrheit entsprechend. Das ewige „charmant, charmant" und sein etwas affektiert, schickes Wesen verschwieg er. Es war ja schließlich nur eine Schwäche, wie jeder Mensch deren hatte. Sie würden es selbst schon zeitig genug gewahr werden, und er wollte nicht schon vorher den Eindruck verderben.

Als Line und Ida von ihrem Spaziergange zurückkehrten, schwieg das Gespräch. Sylvester besah sich Fräulein von Eldenfleth genau und er fand sie sehr angenehm im Ausdruck, im Wesen und Benehmen. Gegen die Mutter war sie bescheiden, lieb und gut und immer, wenn etwas gesprochen wurde, was die Familie betraf, schwieg sie und hielt sich zurück. Nach dem Abendessen sollte wieder vorgelesen werden. Es ging reihum unter den Mädchen. Ida war an der Reihe, doch ehe sie anfing, bat Sylvester Fräulein von Eldenfleth:

— Gnädiges Fräulein, wollen Sie mir einen großen Gefallen thun?

— Wenn ich kann, gern!

— Spielen Sie etwas oder singen Sie etwas!

Zur Mutter gewandt sagte er:

— Mutter, ihr könnt ja ein ander Mal lesen, nicht wahr?

— Natürlich, mein armes Kindli! Du kämest ja auch mitten in ein Kapitel hinein!

Ida klappte glückselig den schmutzigen Leihbibliothekroman zu, denn sie las schlecht und wurde deswegen oft von Onkel Gottfried geneckt.

— So, nun kommt also morgen Line dran. Wenn ihr's nicht hören wollt, kann ich nichts dafür. Ich hatte mich für heute vorbereitet! — sagte sie, um ganz davon zu kommen. Onkel Gottfried gab ihr sofort etwas zu hören:

— Du bereitest Dich also vor zum Lesen? Das ist ja interessant! Übrigens kannst Du's brauchen, man merkt nur gewöhnlich nichts von Deinen Vorbereitungen!

Sie zog ein Mäulchen und wurde von der ganzen

Familie ausgelacht. Sylvester glaubte, Line wollte nicht spielen, denn sie machte keine Anstalten, zu beginnen. Darum bat er noch einmal. Sie zierte sich nicht, sondern setzte sich sofort an's Klavier. Erst jetzt bemerkte Sylvester, daß es nicht der alte Kasten war, den sie immer im Hause gehabt hatten, sondern ein neues Pianino:

— Das ist ja neu!

— Line hat es mitgebracht! — antwortete Ida, während Fräulein von Elbenfleth schon zu spielen begonnen. „Aufschwung“ war das erste, dann folgte in ununterbrochener Reihe ein Stück nach dem anderen, fast alle auswendig. Zum Schluß aber von Noten — aus dem Klavierauszuge — Wagner'sche Sachen, wobei sie lächelnd sagte:

— Das will man jetzt immer hören, obwohl ich finde, daß es nicht recht für Klavier paßt, das muß man eben vom Orchester hören, für das es geschrieben ist. Es verliert zuviel auf dem Klavier!

Zufällig wählte sie die Walküre. Das Liebeslied Siegmunds „Winterstürme wichen dem Wonnemond“ mußte sie auf allgemeinen Wunsch wiederholen. Es war Sylvester ganz seltsam dabei zu Mute: gerade das hatte er ja zum letzten Mal vor fast einem Jahre gehört, als er in die Oper gegangen war, um Thinka zu sehen. Es schien ihm nun so weit, so fern zu liegen. Während vom Klavier die Töne herüberklangen, blickte er die Spielende von der Seite an. Ihr einfaches Kleid gefiel ihm, das so nett saß, nach etwas aussah und doch nicht viel gekostet haben konnte. Fräulein von Elbenfleth trug das Haar nicht in die Stirn gekämmt, sondern ganz einfach und glatt gescheitelt. Ein „Madonnenscheitel“, wie man sagte. Er erinnerte sich, daß er das zuerst ein bißchen

hausbacken und nüchtern gefunden. Jetzt erschien es ihm sehr hübsch. Sie hatte volle Arme, wie man beim Heben und Senken auf den Tasten sehen konnte, und diese Arme blickte Sylvester immer wieder an. Nun hätte er sie auch gern singen hören, aber da klappte sie das Pianino zu:

— Ich bin heiser.

— Das sagt jeder, wer singen soll! — scherzte er, doch sie entgegnete ihm so einfach, als ob es etwas ganz Selbstverständliches sei:

— Ich singe sehr gern. Ich geniere mich auch gar nicht. Aber ich habe einen tüchtigen Schnupfen und habe es in der Kehle sitzen. Ich würde Ihnen sehr gern vorsingen, wenn es ginge!

Es war wiederum ein Sonnabend und Sylvester blieb über Nacht. Vor dem Schlafengehen, als sich die drei Mädchen und Tante Gustel schon zurückgezogen hatten, blieb er noch mit der Mutter und Onkel Gottfried eine Weile im Salon sitzen. Die Mutter war ganz still, sie schloß ihre Augen, die ihr ein wenig schmerzten und hörte den beiden Männern zu. Es wurde hauptsächlich von Sylvesters Arbeit, vom Examen, von der Kriegsakademie, von Berlin gesprochen. Die Mutter freute sich über des Sohnes Zukunft, nur bangte sie vor den Ausgaben, die seiner warten würden:

— Man hört doch immer, daß alles so teuer ist in Berlin! Wie wird es denn da gehen mit Dir, mein Kindli?

Er konnte sie trösten:

— Janssen von meinem Regiment hat mir gesagt, er wäre in Berlin besser ausgekommen, als in Meißen.

— Ist nicht möglich!

— Doch, Mutter. Janssen hat auch nur wenig Zulage. Aber in Berlin ist viel höheres Servis, und dann werde ich, wenn ich mich darum bewerbe, die ganzen Jahre aus dem Offizizier-Unterstützungsfonds des Regiments eine laufende Zulage bekommen. Janssen hat dreißig Mark monatlich gehabt. Die bekomme ich bestimmt auch!

Onkel Gottfried freute sich:

— Na, mein lieber Junge, dann fängt's ja an, Dir besser zu gehen!

— In Berlin bin ich fein 'raus!

— Aber die Wohnungen sind teuer!

— Ach was, keine Spur. Janssen wohnte in Moabit oder wie es heißt.

— Moabit, ja ...

— Also Moabit, ganz weit draußen, sagte er mir, in einem chambre garni, Hofwohnung, drei Treppen! Ganz furchtbar billig. Das machen viele so, sagt er. Ich mache es auch so!

Er lachte über das ganze Gesicht, rieb sich vergnügt die Hände und war so fröhlich, daß die beiden anderen ihn erstaunt anblickten:

— Du hast's auch wirklich verdient, daß Dir's mal in Deinem Leben gut geht. Ich kann Dir leider nicht dazu helfen, mein armer Sylvester. Ich thäte es so gern! — sagte beseligt die Mutter und drückte ihrem großen Sohne die Hand, doch Onkel Gottfried meinte:

— Freu Dich doch, Liesbeth, wenn er sich's selbst verdankt, das schmeckt am besten.

— Lange kann's auch nicht mehr dauern, dann werde ich Premierleutnant. In Berlin noch ganz bestimmt. Das

giebt nämlich einhundertachtzig Mark mehr Gehalt. Jährlich natürlich.

Nun war der Jubel groß und die Mutter zog ihn bewegt an sich und strich ihm nach lieber, alter Gewohnheit das Haar, indem sie mit unsicherer Stimme sagte:

— Dann wird mein Kindli ja ein Krösus sein!

Die Rührung übermannte die alte Frau. Es schien ihr zuviel Glück, daß ihr Sohn nun endlich von den Sorgen befreit würde, die ihn umgaben, seitdem er in das Leben getreten. Sie weinte, weinte heiß und krampfhaft. Aber als Sylvester sie beruhigen wollte und bat:

— Mutterchen, nicht weinen, denke doch an Deine Augen! Nicht weinen! — da wehrte sie ihn ab mit den Worten:

— Laß mich doch weinen, mein Kindli, es ist ja nur Freude!

Sie war müde geworden und ging zu Bett. Auch Onkel Gottfried und Sylvester dachten an das Schlafengehen. Ehe sie sich trennten, fragte noch der Onkel:

— Wie findest Du eigentlich ... wir Männer unter uns . . . den Gülsenhaus?

— Ein bißchen Fatzke, aber sehr nett sonst. Er ist ein guter Kerl und ich glaube, er würde sehr gut für Ida sein.

Onkel Gottfried nahm seinen Neffen beim Arm:

— Ich will's nicht so laut sagen, damit es Deine gute Mutter nicht hört. Dein Vater wäre wahrscheinlich nicht einverstanden gewesen. Oder möglicherweise hätte er sich mit der Wendung geholfen: der junge Herr ist zwar nicht aus „einer guten Familie“, aber immerhin, er ist Offizier. Du weißt ja, mein Bruder liebte es, sich so

künstlich ein bißchen zu rechtfertigen. Gute Nacht „Euer Hochwohlgeboren"! Pst! nicht so laut!

Sie schüttelten sich die Hand und Onkel Gottfried verschwand. Sylvester sah ihm lächelnd nach. Er dachte daran, daß der Onkel vielleicht ungehalten sein würde, einen Brief zu bekommen ohne „Hochwohlgeboren" und er erinnerte sich wieder seiner Rede von vorhin über den Adel und über Adelsstolz. Er war entschlossen, für seine Person das Wort von Verdienst und Leistung gelten zu lassen. Er wollte nicht seinen Namen tragen auf das Verdienst seiner Väter hin, er wollte sich durch angestrengte Thätigkeit, durch eiserne Arbeit, durch Leistung in der Welt seinen Adel verdienen.

95.

Sobald Sylvester wieder in Meißen war, ging er zu Josefs, um mit ihnen über Gülsenhaus und Ida zu sprechen. Es machte ihm förmlich Spaß, die beiden mit einander zu verheiraten. Er war in so rosiger Laune, daß er wünschte, so glücklich, wie er sich fühlte, sollten auch alle anderen sein, die er lieb hatte. Es war ihm wie ein freudiges Ereignis, das bevorstand, wie irgend etwas noch fernes Glückseliges, das in der Luft schwebte und nun bald eintreten mußte. Der Dienst war kurz, bequem und ohne Ärger, seine Arbeit ging ihm leicht von der Hand, weil er immer sein Ziel vor Augen sah, beim Essen im Kasino war er so aufgeräumt, daß die Kameraden ihn gar nicht erkannten und Szizerenowski, als er fort-

gegangen war, um Josefs aufzusuchen, zu Eldenfleth sagte:

— Geyer hatt woll geerrrbt?

Josefs waren noch beim Essen, als Sylvester erschien:

— Die Blasewitzer lassen schön grüßen! — rief er beim Eintreten.

— Warst Du da? — fragte Mariechen.

— Sonnabend und Sonntag!

— Wir haben Dich nämlich vergeblich zu Tisch eingeladen.

Und Josef rief:

— Dein Bursche war nicht zu finden. Wenn die Katze nicht zu Haus ist .....

Sylvester, der sonst dem Burschen nichts durchließ, lachte laut:

— Ach, der arme Kerl soll sich auch mal amüsieren!

Während des Restes der Mahlzeit konnte Sylvester von seinem Thema nicht beginnen, wegen des Burschen, der zum Servieren hin und her ging, so gab der kleine Erich die Unterhaltung ab, der munter auf seinem Stühlchen schon dabei saß, obwohl er erst neun Monate zählte. Aber sobald sie aufgestanden waren und sich drüben in Josefs Zimmer befanden, begann Sylvester von Gülsenhaus zu berichten. Während Mariechen den Kaffee einschenkte, gestand das Ehepaar abwechselnd, daß sie so eine Ahnung gehabt hätten, weil Gülsenhaus sich bei ihnen aus heiterem Himmel während der Anwesenheit des jungen Mädchens in Meißen zweimal angesagt. Sylvester hätten sie nichts erzählt von ihrer Vermutung, da sie Ida möglichst un-

befangen erhalten wollten. Das war hauptsächlich Josefs Absicht:

— Wenn alle Geschwister davon wissen, dann kommt es zu leicht, daß man so eine Sache stört, ehe sie in's rechte Gleis gekommen ist. Dann hat doch womöglich einer von beiden Teilen den Verdacht, daß die Sache gemacht werden sollte, und schnappt kurz vorher noch ab.

— Was meint ihr denn zu Gülsenhaus? — fragte Sylvester. Die Gatten zögerten einen Augenblick, sahen sich an, dann sprach Mariechen:

— Er ist zwar nicht ganz das, was wir uns so für Ida wünschten, aber er ist wirklich sehr nett. Abgesehen von seinen bißchen affigen Manieren glaube ich ein sehr guter Mensch, nicht wahr, Dicker?

Mit dem „Dicker" meinte sie ihren kleinen, schlanken, nervösen Mann, der, während er sich eine Cigarre anzündete, erwiderte:

— Gülsenhaus ist ein guter, braver Kerl! Man kann sich seine Schwäger auch nicht malen! Nicht wahr, Sylvester, Dir ist es bei mir doch auch so gegangen!

Sofort bekam Josef dafür von Mariechen einen Klaps, worauf eine Jagd um den Tisch begann, die damit endigte, daß der gestrenge Herr Hauptmann erster Klasse, der in zwei Jahren Major sein konnte, sich unter den Tisch verkroch wie ein Junge. Sylvester versteckte ihn unter der Tischdecke und Mariechen holte ihn kreischend, jubelnd, schreiend heraus, nahm ihn beim Ohr und setzte ihn in den Großvaterstuhl in der Ecke, indem sie ausrief:

— So, Dicker, hier bleibst Du hübsch sitzen, bis ich mit dem Kleinen wiederkomme.

Dann lief sie hinaus, um ihren Sohn zu holen. Josef aber sagte leise zu Sylvester:

— Sylvester weißt Du, ich bin der festen Ueberzeugung, daß Gülsenhaus in Ida verschossen ist, aber es ist noch etwas anderes dabei. Er ist nicht klug genug — so'n guter Offizier er sonst auch sein mag — oder er ist zu verblendet mit seinem bißchen äußeren „Charmant, Charmant"-Ton, als daß er nicht ein gewisses Gewicht darauf legen sollte, ein „Fräulein von" zu heiraten. Geld hat er, für beide genug. Na, und nun denkt er, ich habe die Moneten, da muß sie auch irgend was haben und das ist der Name. Jeder hat eben so seine Schwächen. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß im hintersten Grunde seiner Seele der gute Gülsenhaus doch denkt, einmal geadelt zu werden, wenn er Divisionär wird, Kriegsminister oder so was! Wir sind alle Menschen! Es wird überall mit Wasser gekocht!

— Aber Du meinst doch im Ernst, daß er Ida lieb hat?

— Das glaube ich bestimmt! Aber dieses kleine Zwiegespräch bleibt unter uns, wir wollen Mariechen nicht die Illusion nehmen, sie weiß nicht, wie's in der Welt ist und nimmt das vielleicht tragisch. Wenn die beiden erst mal Mann und Frau sind, werde ich ihr das auch erzählen!

Nach ein paar Minuten trat Mariechen ein, ihren Sohn auf dem Arm. Sie setzte sich mit dem Kinde zu den beiden Männern, und alle drei lachten über die possierlichen Bewegungen des kleinen Erich. Sylvester dachte plötzlich an Line. Er sah sie im Familienkreise, an seiner Seite, und er fragte:

— Ist Mutter nicht viel zu gut, nun auch noch Fräulein von Elbenfleth zu sich zu nehmen?

— Wie kommst Du darauf? — wollte Josef wissen.

— Nur so, es fiel mir gerade so ein!

— Ich glaube, Mama ist sehr froh, daß das junge Mädchen im Hause ist! Sie liest Mama vor, sie spielt ihr vor, singt ihr vor. Nun gar noch, wenn etwa Ida aus dem Hause kommen sollte! Fanny kann nicht so gar viel lesen, denn die hat's immer im Halse. Ewig hat sie mit Gurgeln und Pinseln und ich weiß nicht, was zu thun. Die Line ist einfach ein Glück für Mama! Findest Du nicht auch Mariechen?

— Ja, Dicker!

— Das ist wirklich ein famoses Mädel! Zuverlässig, immer guter Laune, praktisch, haushälterisch! So nett, bescheiden! Gescheut! Sieht auch gar nicht schlecht aus!

Da wurde Mariechen böse:

— Hör mal, Dicker, das klingt eigentlich, als ob Du sie heiraten wolltest! Nimm Dich in Acht! Vergiß nicht, daß Du schon verheiratet bist! Das rate ich Dir doch ernstlich!

Sie zog ihn bei den Ohren, daß er schrie. Sylvester aber war sehr nachdenklich geworden. Er dachte an Line. Seitdem er bei den Geschwistern war, empfand er etwas wie Heimweh: Er sah dieses Familienleben, der Geschwister so lieb, so unbefangen heiter, daß ihn unwillkürlich der Neid ergriff: wer das so haben könnte! Sein Junggesellenzimmer erschien ihm so öde und schrecklich. Wer auch sein eigenes Heim hätte, eine Frau, die einen häschelte und pflegte und die man verwöhnen dürfte mit all der Liebe! Immerfort brachte er Line damit in

Verbindung. Sie war nicht schön wie Thinka, sie war nicht mehr jung, sie war vielleicht sogar ein wenig älter als er selbst, aber doch kehrten immer wieder seine Gedanken zu ihr. Dennoch durfte er eigentlich nicht an sie denken, denn er hatte sein Ziel vor sich. Er mußte das Examen machen und dazu war es nötig, alle Kräfte anzuspannen. Er durfte sich nicht selbst untreu werden.

Doch, als sollten seine Gedanken bei ihr bleiben, fing Mariechen wieder an, von Line zu sprechen:

— Du mußt nicht denken, Sylvester, daß Line für die Mutter eine Last ist, auch nicht etwa pekuniär. Eine Fremde könnte sie nicht unterstützen, schon um ihrer Kinder willen, dies vielleicht nötiger haben. Line hat ja Vermögen. Wieviel war's, Dicker?

— Sechzigtausend Mark glaube ich, etwa!

— Und von ihrem Vermögen trägt sie einfach zum Haushalt bei. Sehr reichlich sogar.

Josef wollte sie necken und sprach dazwischen:

— Das ist unlogisch, Mariechen. Von ihrem Vermögen giebt sie nichts ab. Im Gegenteil vermehrt sie es jährlich ein bißchen aus den nicht verbrauchten Zinsen. Von den Zinsen giebt sie zum Haushalt!

— Ach, Dicker, das ist Wortklauberei. Immer ihr Männer mit eurem „Logisch“!

Da meldete der Bursche plötzlich:

— Herr Hauptmann Gülsenhaus!

— Aha! — riefen sie fast gleichzeitig. Mariechen fragte, in welches Zimmer der Besuch kommen sollte und Josef befahl dem wartenden Burschen:

— In das Zimmer meiner Frau!

Dann erklärte er:

— Wenn wir hier alle zusammenhocken, dann redet er doch natürlich nicht, falls er reden will.

So gingen denn Josef und Mariechen hinüber. Sylvester aber hatte den kleinen Erich auf den Schoß bekommen, um ihn zu bewachen, bis das Kindermädchen erschiene. Er hielt das Kind auf den Knieen und wiegte es ein bißchen, weil er fürchtete, es möchte ungeduldig werden, doch der kleine Kerl griff mit seinen dicken, ungeschickten Patschhänden dem Onkel lachend in's Gesicht und zauste ihm den Schnurrbart. Wie der den Knaben betrachtete, dachte er zurück an die eigene Kindheit, von der es immer hieß, sie sei die glücklichste Zeit im Menschenleben, und die Frage kam ihm, ob er wohl wieder zurückmöchte die Jahre und wieder ein Kind sein. Es war ihm, als ob ihm seine Kindheit nichts geboten, weshalb er sie noch einmal durchleben möchte. Er vergaß die glücklichen Zeiten seiner Knaben- und Jünglingsjahre, und dachte nur daran, daß ihm eigentlich viel Dunkel und wenig Sonne beschieden gewesen. Aber jetzt war er glücklich, jetzt endlich, endlich glücklich!

Und weshalb? Nun wußte er es, weil in seinem Herzen langsam, langsam aufgestiegen war: die Liebe! Keine heiße, sengende Glut! Kein Jauchzen und Jubilieren! Keine Leidenschaft, die verzehrte und im Fieber erregend ihn packte! Kein Rausch der verflog. Die Liebe, langsam und still. Die Liebe des Verstehens, des Mitfühlens. Eine heilige, ihn ganz durchströmende Liebe, die ihn nicht wild erfaßte, sondern still beseligte. Die ihm Kraft gab und Ruhe, Sicherheit und Selbstbewußtsein. Die Liebe bei der keine Gefahr bestand, sie möchte verlodern und verfliegen. Nicht die Liebe des Reichen,

die sich sprudelnd ausgeben wollte, sondern die Liebe des Armen, sich zu klammern an einen anderen, weil sie sich zu arm fühlte um allein zu gehen. Die Liebe, die dauern sollte, für ein ganzes, weites, langes Leben.

Die Liebe der Ehe.

96.

Nun hatte Sylvester bloß noch eine Befürchtung: was würde Line sagen? Er wollte nach Haus fahren um sie zu fragen, allein wegen des Eintreffens der Rekruten konnte er nicht fort und Gülsenhaus war in Blasewitz. Josefs hatten nicht lange mit dem jungen Hauptmann gesprochen, da war es auch schon klar was er wollte und sie hatten ihm geraten, am nächsten Tage zu Frau von Geyer zu fahren und anzuhalten. Heute vermochte Sylvester nicht zu arbeiten, er war in zu großer Unruhe. Aber er war glücklich. Sein Glück lachte ihm aus den Augen. Nachmittags ging er zu Josefs.

— Ich will auf das Telegramm warten! — sagte er ihnen. Sie berechneten, wann Gülsenhaus in Blasewitz sein könnte, setzten eine gewisse Zeit für die Unterredung fest, für den Weg bis zum Telegraphenamt und vom Postamt in Meißen bis zu ihnen, und während sie noch unter großer Heiterkeit und unter allen möglichen Zwischenrufen ihre Berechnung machten, klingelte es plötzlich:

— Telegramm! — rief Mariechen und klatschte in die Hände. Erwartungsvoll lauschten sie, aber es war nur ein Unteroffizier von Josefs Kompagnie gewesen, der den

Dienstzettel brachte. Enttäuscht fingen sie wieder an zu schwatzen.

— Sie küssen sich zu lange! — meinte scherzend Josef, und Mariechen fragte:

— Hast Du mich denn gleich geküßt, Dicker?

— Und ob!

— Na! Na! — antwortete sie und fragte voll Ungeduld:

— Ob sie am Ende erst ruhig zusammen Kaffee trinken und dann telegraphieren?

— Das sähe der dicken Fanny ähnlich! — sagte Sylvester. Mariechen beklagte sie:

— Das arme Ding wird nun ganz allein zu Haus bleiben!

Josef aber meinte:

— Line ist doch da!

Die Erwähnung traf Sylvester wie ein Schlag. Ob sie wohl noch lange da bleiben würde? Und dennoch, wenn sie sich auch für Sylvester entschied, sobald würden sie ja doch nicht heiraten können, denn ihr Vermögen reichte nicht aus, um die Kaution für einen Leutnant zu stellen. Die Zinsen entsprachen etwa mit Sylvesters Gehalt als Hauptmann, der Summe die als Einkommen für einen Hauptmann zweiter Klasse gefordert wurde. Sie mußten also noch warten. Gut, mochten sie warten, Jahre, viele Jahre! Er wußte, was er an ihr besaß. Er würde arbeiten, arbeiten, arbeiten, wie er sich vorgenommen, ehe ihm das klar geworden war, was in seinem Herzen langsam Blüte trieb. Sie würde ihn nicht abhalten, sie würde ihm ein Sporn zur Anspannung seiner Kräfte sein. Sie war der Siegespreis, der seiner wartete. Sylvester mußte

an sich halten, um nicht laut herauszujubeln vor Wonne und Glück.

— An was hast Du eben gedacht? fragte wie aus der Pistole geschossen lachend Mariechen, um den Zerstreuten zu erschrecken.

— An etwas sehr Schönes, das Schönste, was ich mir denken kann! — antwortete er mit leuchtenden Augen!

— Was ist das?

— Das werdet ihr später erfahren.

— Wann?

— Vielleicht schon sehr bald.

Da klingelte es wieder und Mariechen, die ganz aufgeregt geworden war vor Erwartung und rote Backen bekommen hatte wie sonst nie, lief nach der Thür. Triumphierend kam sie mit einem Telegramm zurück.

— An wen? — fragte Josef. Sie las die Adresse:

— Leutnant Geyer. Meißen.

Jubelnd griff Sylvester nach der Depesche, brach sie hastig auf und verkündete, nachdem er die Unterschrift gesehen, sofort den Inhalt:

— Alles in schönster Ordnung. Kommen nach berühmten Mustern alle Meißen. Ankunft drei Uhr dreißig. Zimmer bestellen Burgkeller. Gottfried.

— Die berühmten Muster sind wir! — sagte Mariechen freudestrahlend zu ihrem Manne und Sylvester ging sofort nach der Albrechtsburg hinauf, um das Zimmer zurückhalten zu lassen, da heute am zwölften Oktober schon Weinlese war und der frische Most Gäste hinaufführte.

Es war für den Herbst ein heißer Tag, die Sonne schien hell, und es war Sonne auch in Sylvesters Herzen.

97.

Auf dem Bahnhofe warteten Josefs, Sylvester und Elbenfleth, der sofort auch benachrichtigt worden war. Als der Zug ankam, sprang zuerst Gülsenhaus herab, um den Damen herauszuhelfen. Er war tadellos gekleidet und trug im zweiten Knopfloch seines Ueberrockes ein kleines Sträußchen. Ida wurde purpurrot beim Aussteigen und umarmte eilig alle Geschwister, wobei sie vor lauter Verlegenheit um ein Haar Elbenfleth für Sylvester gehalten hätte. Die Mutter küßte ihren Sohn und sprach, ihr kleines, schwarzes Shawlchen, das sie noch immer trug, wieder um die etwas müde gewordenen, gebeugten Schultern ziehend:

— Daß ich das noch habe erleben dürfen, dafür bin ich Gott doch zu dankbar!

Dann bot ihr Josef den Arm und der ganze Zug setzte sich in Bewegung. Das neue Brautpaar ging zusammen, Onkel Gottfried mit Mariechen, Elbenfleth mit Fanny. So fügte es sich ganz von selbst, daß Sylvester neben Line schritt. Er fragte sie:

— Was haben Sie denn zu der Verlobung gesagt?

Sie machte ein schalkhaftes Gesicht:

— Ich habe es geahnt.

— Weshalb?

— Das war nicht schwer. Ich merkte es Ida an.

Er wollte sie prüfen:

— Und Sie haben nichts verraten?

— Natürlich nicht.

Dann schritten sie nebeneinander her, über die Brücke, durch die Straßen Meißens, der Albrechtsburg zu. Sie

wählten den Weg über den Markt und kurz vorher fragte Sylvester ob sie schon einmal in der Stadt gewesen sei. Sie verneinte, aber zeigte sich ganz genau über alles unterrichtet. Ida besäße einen kleinen Führer durch Meißen, aus dem habe sie ihre Weisheit geschöpft. Als sie am Hause des Obersten vorüberkamen und der Posten Ehrenerweisung machte, fragte sie:

— Nicht wahr, hier wohnt Graf Götting?

— Woher wissen Sie das?

— Weil die Schildwache hier steht.

Sylvester schielte zu den Fenstern hinauf. Er hatte den Wunsch, Thinka möchte oben erscheinen und ihn sehen, damit sie an seinem strahlenden Gesicht sein Glück erriete, aber niemand zeigte sich. Darauf ging es durch die altertümlichen Straßen, wo der Schritt auf dem mählich zum Schloßberge steigenden Pflaster schallte. Line betrachtete jede Kleinigkeit, jedes Haus, jeden Giebel, jede alte Thür, die Läden und die Leute die herumstanden. Nun begannen sie die Schloßstufen zu ersteigen, immer enger zwischen den Häusern. Und plötzlich hielt Sylvester einen Augenblick inne, er hatte einen ziehenden Schmerz im rechten Oberschenkel empfunden und ein Stechen in der Seite. Es war ihm als ob er sich irgend etwas verdehnt hätte. Er nahm sich möglichst zusammen, um sich nicht zu verraten und ging weiter. Doch nach ein paar Schritten wiederholte es sich. Sylvester merkte, daß er sich nicht genügend beherrscht hatte. Line wurde aufmerksam:

— Das ist doch zu dumm! — brummte er mißvergnügt und sie sah ihn plötzlich, als er auf einer Stufe innehielt, so ängstlich, so besorgt an, wie man nur einen

Menschen betrachtet, an dem man besonderen Anteil nimmt.

— Um Gottes Willen, was fehlt Ihnen denn? — fragte sie mit hohler Stimme, doch Sylvester sprach:

— Ach, gar nichts, ich muß mir was verknaxt haben. Ich habe irgend eine dumme, unrechte Bewegung gemacht wahrscheinlich. Es wird gleich vorbei sein. Sind Sie denn besorgt um mich?

— Ich habe Angst! — sagte sie einfach. Aber es ging schon besser, der Schmerz ließ nach. Vor ihnen blieb die Mutter mit Josef halten, um sich einen Augenblick auszuruhen. Sie drehte sich, die heraufsteigende Gasse zu übersehen und winkte Line und Sylvester freundlich mit der Hand.

— Die gute Mutter! Das Steigen wird ihr sauer! — sagte er. Als sie den Weg fortsetzten, waren die Schmerzen vorüber. Line fragte besorgt, ob es ihm besser ginge und er erklärte, nun über die ganze Sache wieder lachend, daß er auch nicht die geringste Empfindung mehr habe. Sie traten von dem Stufenwege auf die Schloßbrücke hinauf und als sie sich halb zur Seite wendeten, lag nun das ganze Landschaftsbild von Stadt und Elbthal vor ihnen.

— O, ist das schön! Nein, ist das schön! — rief Line und blickte in die Weite hinaus. Sylvester freute sich:

— Gefällt Ihnen Meißen?

— Das ist ja wunderschön! So schön hätte ich mir's doch nicht gedacht!

— Passen Sie mal auf, wie schön es aber erst auf dem Burgkeller ist! Der Blick!

Weiter schreitend sah sich Line immer wieder nach allen Seiten um, sie schaute über die Zinnen der Burg-

mauern den grünen Hang in's Meisathal nach links hinab, lugte nach der Elbe, die wie ein breiter, blauer Streifen auftauchte, dort, wo die Mauern und Türme der Albrechtsburg nach rechts den Blick hemmten, sie blickte in die Weite über das Land, wo einzelne Gehöfte, Dörfer in den Feldern und Weinbergen auftauchten, und dann gewahrte sie vor sich den Dom, die Innenfront des Schlosses, den altertümlichen Hof mit den hohen Dächern rundum, über die in klarer, reiner Bläue der Herbsthimmel hereinlachte.

Die kleine Kolonne blieb vor dem Burgkeller halten, um das weitere zu beratschlagen. Onkel Gottfried, der es sich früher nicht hätte nehmen lassen, noch zu Mariechens Verlobung den Führer zu spielen, alles zu erklären und zu bestimmen, wie die Feier abgehalten werden sollte, überließ das heute Josef. Sylvester wunderte sich darüber, er sah den guten, lieben Onkel an mit dem nun fast weißen Bart: wie alt er doch geworden war! Statt seiner nahm Josef mit seiner Nervosität und Energie die Leitung in die Hand:

— Kinder, das eigentliche Verlobungsprogramm — siehe unsere Verlobung — schreibt den Schloßbesuch vor, aber Mama erklärt mir eben, daß sie zu müde dazu sei. Nicht wahr, Mama?

Die Mutter, deren Arm er noch immer in dem seinen hatte, sagte:

— Ich möchte mich gern ein bißchen setzen! Aber seht euch doch das Schloß an, das macht euch Spaß. Ich erwarte euch, Kinder.

Sie dachte im stillen dabei, daß sie ihr Eintrittsgeld sparen würde. Josef machte einen Vorschlag:

— Wir kennen ja alle das Schloß. Wie wäre es, wenn wir's überhaupt schwimmen lassen!

Doch Sylvester war dagegen und rief eifrig:

— Wir? Fräulein von Eldenfleth zum Beispiel hat es überhaupt noch nie gesehen!

So schlug Josef vor:

— Da geh Du doch mit dem gnädigen Fräulein, Sylvester!

— Das geht aber doch nicht! — meinte schüchtern Tante Gustel und die ganze Gesellschaft lachte. Gülsenhaus, der neue Bräutigam, fand sofort den Ausweg:

— Charmant! Dann gehen Ida und ich mit!

Nun fing erst das Lachen an und Onkel Gottfried rief dröhnend:

— Das schickt sich doch ebensowenig! Wenn ihr mal damit so genau seid, was übrigens ganz unnötig ist, denn diese ganze Schicklichkeit und Nichtschicklichkeit ist ja Blech einfach!

Aber Tante Gustel war gar nicht der Ansicht und sie, die sonst immer nur zustimmte, wurde plötzlich heute zu allgemeiner Belustigung erregt und verteidigte ihre Meinung:

— Das ist doch gefährlich zu behaupten, die Schicklichkeit wäre Blech ... Das muß ich doch sagen.

Sylvester beruhigte sie, und um endlich in's Reine zu kommen schlug Josef vor, wer für die Besichtigung der Albrechtsburg sei, möchte auf die linke, wer dagegen sei auf die rechte Seite treten. Es fand sich, daß Line, Sylvester Ida, Gülsenhaus und Onkel Gottfried links standen. So trennten sie sich denn. Die Mutter, Josefs, Fanny, Tante Gustel und Eldenfleth gingen in den Burgkeller und die fünf traten den Weg zur Wohnung des Schloßverwalters an.

Die Wanderung durch die herrlichen Säle begann. Überall machte Sylvester Line noch auf irgend etwas Besonderes aufmerksam, was der Führer, wie er meinte, nicht genug hervorgehoben hätte. Sie betrachtete sich alles mit glühendem Interesse. Zusammen standen sie immer vor den Wandbildern und machten sich gegenseitig auf besondere Schönheiten aufmerksam. Gülsenhaus ging mit seiner Braut. Onkel Gottfried trottete für sich einher.

Sylvester betrachtete verstohlen die schlanke Gestalt neben sich mit dem aus der Stirn gekämmten Haar, das ihr so gut stand. Sein Blick glitt an ihr immer mit dem gleichen Wohlgefallen hinab. Von Zeit zu Zeit einmal sah auch sie zu ihm hinüber und eine Sekunde trafen sich ihre Augen.

Gülsenhaus kannte den Schloßverwalter, denn er hatte die Albrechtsburg jedes Jahr mehrere Mal besucht, wenn Bekannte nach Meißen gekommen waren, die zu führen er sich nicht nehmen ließ. Ihm zu Ehren erklärte der Führer auch mehr als sonst.

— Können wir nicht das Gefängnis sehen? — fragte Gülsenhaus, doch Ida meinte ein bißchen gemacht:

— Huh, das gruselt mich!

Aber die allgemeine Stimmung war dafür und während sie in den vierten Stock hinaufgingen, der sonst nicht gezeigt wurde, weil die Säle dort nicht ausgemalt waren wie in den übrigen Stockwerken und nur prachtvolle Decken trugen mit schön gekehlten Balken, erzählte Onkel Gottfried von verschiedenen Burgverließen, die er gesehen, wo, wie er behauptete, Schlangen und Molche nur so herumwimmelten. Sie stiegen von oben in ein enges Gefängnis hinab, das jedoch wenig Absonderliches und nichts

Schreckliches hatte. Dennoch klammerte sich Ida an ihren Verlobten und rief mehrmals:

— Puh! Ist das gräßlich!

Line sagte nichts. Sylvester fragte sie:

— Sie fürchten sich wohl nicht?

— Warum? — gab sie einfach zurück.

— Nun, mit dem Namen Gefängnis oder gar Burgverließ verbindet man doch gewöhnlich allerlei Schreckliches!

— Ich bedaure nur die armen Leute, die hier geschmachtet haben.

— Da steht ja was! — sagte Ida, auf die Wand deutend. Gülsenhaus erklärte im Tone dessen, der ganz genau Bescheid weiß:

— Die Wände sind alle mit Inschriften von Gefangenen bedeckt!

Line, die vor der rechten Wand stand, dicht neben Sylvester, las mit ihrer weichen, tief verschleierten Stimme sehr einfach mit durch das Stocken beim Entziffern bedingter Langsamkeit, sodaß es feierlich klang:

Der Todt is gewis
ungewis der Dag
Die Stunde auch
Niemand wissen
mag drumb fürchde
Gott und denk
daby das jede
Stun die ledzt
sey   D K

— Das ist traurig! — meinte Sylvester und blickte voll Lebensfreude das Mädchen an seiner Seite an, die er sich gewinnen wollte für immer. Als sie über den Burghof schritten, sagte Line:

— Das war zu schön. Ach Gott, was giebt es für schöne Sachen in der Welt! Und ich kenne so wenig.

Er fragte:

— Sind Sie nicht gereist?

— Nie!

— Ich auch nicht.

— Oh, Sie müssen reisen. Einmal wird es schon gehen. Ein Mann muß die Welt kennen!

— Wenn ich mal Geld habe! — antwortete er fröhlich. Er wollte hinzufügen, daß er mit ihr gern reisen würde, doch er wagte es nicht. Nur eins sagte er noch:

— Aber allein möchte ich nicht reisen!

Sie antwortete nicht.

Im Burgkeller war schon alles zu einem kleinen Verlobungsschmause bereitet. Das Brautpaar saß in der Mitte. Ihm gegenüber die Mutter und Onkel Gottfried. Die übrigen waren verteilt. Sylvester setzte sich neben Line. Sie waren alle so heiter, froh und voll Behagen, daß sich die Stimmung allen mitteilte, förmlich ansteckend von einem zum anderen.

Onkel Gottfried hatte zum kleinen Diner „Schloß Sprudel (Schieler Mousseux)" kommen lassen, die Flasche zu drei Mark fünfzig. Als die Mutter ihm leise einen Vorwurf darüber machte, sagte er trocken:

— Ich nehm's auf meine Kappe, Liesbeth. Es giebt glückliche Momente, wo mir alles wurscht ist. Ich will auch mal fühlen, daß ich kein Hund bin!

Beim Kalbsbraten, den die Kellnerin keuchend hereinschleppte, klopfte Onkel Gottfried ans Glas:

— Meine Damen und Herren, verehrte Brüder und Festgenossen! So heißt es ja wohl in den offiziellen

Trinksprüchen auf den Verbrüderungsfesten. Ihr wißt, ich bin grundsätzlicher Gegner aller Festessen wie heute, und ich bin Feind aller Festreden, darum rede ich. Ich wollte mich eigentlich ganz kurz fassen, aber ich sehe schon der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Womit ich übrigens auf den Kalbsbraten anspielen möchte. Vielleicht werdet ihr sagen: der Geist war schwach, wenn ich erst meine Rede geredet haben werde. Aber sobald werdet ihr noch keine Gelegenheit finden zu dieser sonst vielleicht sehr treffenden Bemerkung, denn ich werde noch eine ganze Weile sprechen. Wir sind hier versammelt nicht wegen des Schieler Mousseux, genannt „Schloß Sprudel“, sondern wegen unserer Ida. Das Frauenzimmer ist an diesem schönen Tage schuld. Es hat sich nun mal in den Kopf gesetzt einen gewissen . . . gewissen . . . . . Donnerwetter . . . .

Onkel Gottfried stockte, er hatte den Vornamen des Bräutigams vergessen und suchte vergeblich danach, bis er, da niemand ihm half, weil niemand verstand, was er sagen wollte, einfach Gülsenhaus halblaut über den Tisch fragte:

— Wie ist doch Dein Vorname, mein lieber Neffe?

Unter allgemeiner Fröhlichkeit antwortete der Gefragte:

— Heinrich!

Onkel Gottfried fuhr fort:

— Nachdem wir nun also den Namen unseres lieben Neffen und freundwilligen Vetters erfahren haben, thun wir zu wissen und kund, daß die ehrsame Jungfrau Ida von Geyer Ururururenkelin eines wahrhaftigen Feldmarschalls geneigt ist, dem Herrn Hauptmann und Kompagniechef im vierzehnten Königlich Sächsischen Infanterieregiment Nummer

zweihundertsechzehn Heinrich Gülsenhaus eingedenk ihrer militärischen Vergangenheit natürlich einem Offizier, die Hand zu reichen. So bleibt uns denn weiter nichts übrig, als zu rufen — bitte die Gläser in die rechte Hand zu nehmen — gefüllt Mariechen, Deins ist halbleer — und zu rufen, daß die Albrechtsburg zittert: Heinrich und Ida, sie leben hoch! Nochmals hoch! Abermals hoch!

Die Gläser klirrten, zitterten an einander dumpf, hell oder dröhnend und alles stand auf, um mit der Serviette in der Hand herumzulaufen und anzustoßen, wo man sich begegnete. Sylvester und Line hatten sich nach verschiedenen Seiten von ihren Plätzen entfernt, nun trafen sie sich am Fenster und hoben die Gläser gegeneinander. Sie blickten sich an, ließen die Kelche klirren und Sylvester wollte eigentlich etwas sagen. Es kam ihm auf die Lippen, sie zu fragen ganz schnell, ob sie dem Beispiel Idas folgen wollte, allein, was er sich zurechtgelegt, erschien ihm zu banal. Er sagte nichts und sie senkte die Augen.

Man setzte sich wieder und aß weiter. Man besprach und belachte Onkel Gottfrieds Rede. Gülsenhaus wurde schon ganz nachdenklich, weil er meinte, antworten zu müssen. Allein Josef erriet seine Absicht und sie stießen noch einmal untereinander alle an, sodaß der junge Verlobte des Sprechens enthoben ward.

Nach Tisch ging Sylvester zu seinem neuen Schwager. Gülsenhaus erzählte, daß er keinen Vater mehr habe und daß seine Mutter in München verheiratet sei in zweiter Ehe. Er hätte ihr die Verlobung telegraphiert und zu seiner Hochzeit würde sie bestimmt erscheinen. Im allgemeinen nehme sie jedoch nicht mehr sehr viel Anteil an

ihm, weil sie aus ihrer neuen Ehe Kinder besäße, die ihr mehr ans Herz gewachsen seien als er:

— Wir sind auch so weit auseinander, Mama und ich, da ists nicht sonderbar so was. Aber ich wollte Dir nur etwas sagen, lieber Sylvester: ich bin zu glücklich in Deiner Familie. Ihr seid alle so charmante Leute wirklich! Ich bin heute zu glücklich!

Sie drückten sich die Hand und Sylvester sprach:

— Ich bin auch so glücklich heute!

Dann blieben sie zusammen vor der Mutter stehen und Sylvester streichelte ihr die Wange, denn sie hatte Thränen in den Augen:

— Warum weinst Du, Mutter?

— Ich denke an meinen armen Hanns.

— Ach Mutter, Mutter! Du mußt glücklich sein heute!

Sie umarmte ihren neuen Schwiegersohn, küßte Sylvester, wischte sich die Augen und versprach, „ganz vernünftig zu sein". Dann blickte sich Sylvester um; da er allein stand und Line zum Fenster hinausschauen sah, trat er zu ihr und fragte, ob sie denn die Aussicht kenne von der Terrasse des Burgkellers. Sie verneinte. Er schlug ihr vor, hinaus zu treten, und sie gingen die Treppe hinab durch den Flur in den Garten und auf die Terrasse.

Ganz vorn saß kein Mensch. Der Abend war prachtvoll: jetzt nachdem die Sonne schon im Sinken, ein wenig frisch. Aber die kühlere Luft that den beiden wohl, weil es im Zimmer übermäßig heiß gewesen. Sie traten dicht an die niedere Mauer, die nach dem Steilabfall des Schloßberges zu, die Terrasse abschloß und blieben lange stumm in das Bild versunken, das sich

ihnen bot. Dort unter ihnen lag die Stadt, mit ihrem Gewirr von Straßen, Gassen und Gäßchen, die sich durch kleine Striche und Fugen in dem Dächermeer abzeichneten. Gerade aus konnte man eine Straße, schmal als Kanal sehen, die zu einer alten Kirche führte. Die Häuser machten den Eindruck, als stünden sie mit den Dächern näher aneinander wie mit den Grundmauern. Unten auf dem Pflaster bewegten sich kleine Menschlein hin und her. Ein Bauernwagen rollte langsam hin. Vom Kutscher sah man nur einen runden Punkt von hier oben: den Hut. Aus den Essen wirbelten leichte, flockige Rauchringel, die sich verbreiterten und wie ein Höhenrauch über den Dächern stehen bleiben. Wenn sich der Blick dann weiter in die Ferne verlor, so erschien dort, nur von vorspringenden Häusermassen unterbrochen die Elbe. Ein Dampfschiff-Schlot rauchte von irgendwo. Über die Eisenbahnbrücke glitt langsam mit leisem Rasseln, das heraufdrang, ein Zug. Weiter oben auf dem Strom schwamm eine große Elbzille zu Thal. Deutlich hoben sich die Häuser von Cölln ab, dort drüben. Die langgestreckte Kaserne war genau zu erkennen.

Sylvester deutete mit dem Finger hinüber.

— Sehen Sie dort den langen, weißen Streifen?

— Ja!

— Das ist unsere Kaserne.

— Wohnen Sie rechts oder links?

— Rechts, dort geht es zu mir, das zweite Fenster von der Ecke aus rechts!

Line blickte lange hinüber. Nach einer Weile fragte sie:

— Was ist das für ein Gebäude dahinten?

— Das ist das Exerzierhaus und die große, graue Fläche dort der Exerzierplatz.

Dann zeigte er ihr die „Nassau“, die zwischen dem Bahnhof und den Spaarbergen sich in breiter Ebene hinausstreckte, und die Eisenbahn nach Dresden, die sie durchlief:

— Dort sind Sie gekommen!

Er hatte plötzlich Mut und wagte hinzuzufügen:

— Die Bahn stimmt mich traurig!

— Warum?

— Weil die Bahn Sie mir heute Abend wieder entführen wird!

Sie antwortete nicht, sondern schien weiter die Weinberge auf dem Spaargebirge drüben zu betrachten. Dann sah sie auf die Elbe und über die Höhe von Siebeneichen mit ihrem dunkeln Wald hinweg auf die Rebenhügel drüben an der Stadt im Triebischthal:

— Es ist Lese ... — meinte sie, um etwas zu sagen.

— Ja, es ist Lese ... — antwortete Sylvester ganz mechanisch. Beide wußten, was bevorstand, beide konnten das Wort nicht finden. Lines Brust hob und senkte sich in tiefen Atemzügen. Seine Hand zitterte, er knöpfte nervös sich die Knöpfe des Überrockes auf und zu, er wollte sprechen und er konnte nicht. Immer bloß sahen sie in das glänzende, farbenvolle Herbstbild hinaus vor ihnen, mit dem Graublau des Stromes, den gelben Weinbergen, dem herbstlich braunen Wald, den dunkeln Dächern der Stadt und dem Himmel darüber, der sich matt rot gefärbt hatte, bei den Brechungsstrahlen der sinkenden Sonne.

Wie sie so in vollen Zügen die Schönheit des Abends

genossen, wie ihre Herzen klopften, und große Stille war, da sah er sie plötzlich an und fragte leise:

— Könnten Sie glücklich mit mir sein?

Sie wandte den Kopf, blickte ohne Scheu zu ihm auf, ihm gerade in die Augen und sprach einfach:

— Ja!

Da ergriff er ihre Hand von der Seite, während sie beide stehen blieben und in die Ferne hinaussahen, als wäre gar nichts geschehen und als gingen sie sich nichts an. So blieben sie unbeweglich. Und Sylvester war überwältigt von Glück. Reden konnte er jetzt nicht, reden durfte er nicht, reden wollte er nicht. Es war ihm, als müsse er schreien, brüllen mit irgend einem Naturlaut, oder als müßte er weinen. Seine Stimmung erschien ihm selbst unerklärlich. Er dachte daran, er suchte sich Rechenschaft zu geben, denn er wollte ihr etwas sagen. Aber vor Glück war seine Zunge wie gelähmt. Es war ihm, als könnte er sich nicht einmal bewegen. Sein ganzes bisheriges Leben erschien ihm wie ein Wegwurf, wie eine Nutzlosigkeit, vor diesem Moment. Nur für diesen Augenblick war ihm das Dasein wert. Jetzt hatte es einen Zweck, jetzt wußte er wozu. O Gott, o Gott, war er glücklich!

Line wandte sich zu ihm:

— Sie werden uns vermissen drin!

Da fand er die Sprache zurück:

— Wir wollen gehen.

Und nebeneinander schritten sie wieder dem Hause zu. Im Flur aber, kurz vor der Thür zum Zimmer, nahm er sie bei den Armen, zog sie heftig an sich und sie bot ihm die Lippen.

98.

Sofort hatte Sylvester allen Lieben sein Glück verkünden wollen, doch Onkel Gottfried, den er zuerst ins Vertrauen zog, meinte, sie sollten doch lieber an dem Abend noch schweigen. Den nächsten Tag möchte Sylvester nach Dresden kommen und bis dahin würde es sich schon finden, daß er die pekuniäre Seite und alles was sonst drum und dran hing, geordnet hätte, denn das müßte doch erst Mal im Reinen sein.

— Du kannst mit ihr doch nicht selbst über den Geldpunkt sprechen, mein Junge! Daran denkt so'n Verliebter eben nicht! — hatte Onkel Gottfried gesagt. Sylvester gab ihm Recht. So mußte er sich denn noch vierundzwanzig Stunden gedulden. Die Zeit strich ihm unerträglich langsam dahin. Der Dienst kam ihm heute vor, als wollte er nicht enden. Endlich war er soweit, daß er im Zuge saß. Wie er einstieg, bekam er beim Heben des rechten Beines auf das Trittbrett plötzlich Schmerzen in der Seite, und als er Dresden zufuhr, empfand er ein taubes, dumpfes Gefühl im Schenkel, als ob er eingeschlafen sei. Er stellte sich im Wagenabteil, und ging auf und nieder, denn er war allein. Doch das unangenehme Gefühl wollte und wollte nicht weichen, und er sagte sich, er müsse sich eben doch gestern durch einen Fehltritt Schaden gethan haben. Aber das verdarb ihm nicht seine gute Laune. Ein paar Minuten war er ärgerlich darüber, daß ihm gerade heute dieser unangehme Zwischenfall gekommen, aber als nach einiger Zeit der Schmerz aufhörte, dachte er nicht mehr daran. Seine Gedanken waren nur bei der, die seine Braut werden sollte in wenigen Stunden.

Sylvester war so selig über die Maßen! Es war so schnell gekommen, so unerwartet, daß er es nicht begriff. Er hatte sich noch in aller Vernunft gesagt, daß er jetzt an nichts dergleichen denken dürfe, um sich nicht abziehen zu lassen und bei seiner Arbeit zu bleiben, die ihn für Jahre hinaus ganz in Anspruch nehmen sollte. Und nun war es doch so gekommen, ganz von selbst. „Es mußte sein,“ sagte er sich. Er glaubte an das alte Wort, daß die Mutter ihm immer gesagt, wenn sie davon sprach, wie sie und der arme Vater sich einst gefunden hatten:

— Wir waren für einander bestimmt!

Auf dem Bahnhof in Neustadt stieg Sylvester aus. Zum ersten Mal legte er den Weg in einer Droschke zurück. Er wollte nur um jeden Preis so zeitig als möglich ankommen. Heute durfte er schon ausgeben. Er überließ sich seinen Träumen und vergaß auf der Brücke fast einen Major von der Infanterie zu grüßen, so war er in Gedanken. Er stellte sich Line wieder vor, wie sie auf der Terrasse oben gestern neben ihm gestanden, und ein süßer Schauer lief ihm über den Leib.

Plötzlich empfand er wieder den Schmerz, aber dieses Mal meldete er sich kräftiger an. Sylvester kämpfte dagegen mannhaft, nur ein paar Mal meinte er es nicht mehr ertragen zu können. Er nahm sein Taschentuch und tupfte sich die Stirn, auf der ihm der Schweiß stand. Immer stärker wurden die Schmerzen, immer deutlicher kamen sie von der rechten Seite von einer Stelle und strahlten unerträglich in den Schenkel aus. Er wußte kaum mehr wie er in der Droschke sitzen sollte, die ihren faulen, langsamen Trab unerschütterlich weiterging. Sylvester meinte, alle Leute müßten es ihm anmerken, wie er

auf den Kissen hin- und herrückte, wie er sich dehnte und zusammenzog, wie er sich krümmte. Ein paar Mal wollte er den Kutscher anrufen. Endlich hielt die Droschke vor dem Hause der Mutter in Blasewitz.

Sylvester schleppte sich die Treppe hinauf so gut er es vermochte. Onkel Gottfried hatte ihn von seinem Fenster aus gesehen und machte auf:

— Um Gottes Willen, Junge was hast Du denn?

Sylvester setzte sich auf einen Stuhl im Flur und flüsterte nur dem Onkel zu:

— Lasse die Droschke ... bezahlen ... ich kann nicht ... Sage ihnen nichts ... ich weiß was mir fehlt ... die alte Geschichte ... Sage nichts ... Line und Mutter .....

Sofort öffnete Onkel Gottfried die Thür seines Zimmers und schob Sylvester hinein, der sich ohne Widerrede auf das Bett helfen ließ.

— Nur ganz ruhig liegen ... ganz ruhig ... Niemand soll herein ... — stöhnte der Kranke.

— Was hast Du denn Sylvester ... so sage's doch ... wenigstens ... Du machst mir Angst .....

— Bitte, den Doktor ... schnell ... dann geht alles vorbei ... es ist morgen wieder vorüber ... nur schnell den Doktor. Ja! Ich kenne mich ja ... meine alte Geschichte .....

Und Onkel Gottfried stürzte hinaus um den Arzt holen zu lassen.

99.

Der Arzt, Doktor Wehler, ein kleiner, bebrillter Mann, der mit seinem Backenbart und durchrasiertem Kinn eher wie ein Beamter aussah, wollte Sylvester lieber ins Krankenhaus nach Dresden gebracht haben, aber da dem Leidenden jede Bewegung unerträgliche Schmerzen verursachte, so durfte er bleiben. Onkel Gottfried hatte ihm sein Bett überlassen. Nun lag er unbeweglich auf dem Rücken da. Ein leichtes Fieber hatte sich eingestellt und mehrmaliges heftiges Erbrechen.

Es schien dem Arzt kein Zweifel, um was es sich handelte, doch da die Schmerzen so heftig waren, wie sie ihm noch nie vorgekommen und Onkel Gottfried erklärte, Sylvester könne sich beherrschen, und wenn er jetzt so litte, so dürfe man nicht glauben, er übertriebe, so wollte Doktor Wehler einen Kollegen zuziehen. Und er fuhr gleich fort, um ihn zu holen.

Währenddessen stöhnte der Kranke zu Zeiten, manchmal war er wieder ruhiger, und sobald es ihm etwas besser ging, ergriff er die Hand der Mutter, die mit Thränen in den Augen an seinem Bette saß, und versuchte sie zu trösten:

— Mutter, Mutter, so weine doch nicht. Es ist ja gar nichts weiter. Ich kenne die Geschichte zu genau. Ich habe mit dem Doktor in Engers soviel darüber gesprochen. Der sagte immer, nur in ganz besonderen Fällen liefe es schlecht ab. Aber fast immer würde die Typhlitis geheilt... Ich hab's doch schon zwei Mal überstanden, Mutter. Ich weiß ja ganz genau, wie es ist.

Dann fragte er unausgesetzt nach Line, die sich im

Salon befand mit Tante Gustel und Fanny. Immerfort mußte Onkel Gottfried hinüberlaufen und etwas ausrichten, es ginge viel besser, es wäre fast schon gut, Sylvester wüßte ganz bestimmt, daß er schon in ein paar Tagen würde aufstehen können. Seine Sicherheit ging endlich auf die Mutter und alle übrigen über, so daß sie wieder Mut faßten. Jedoch der Kranke sollte mehr Ruhe haben. Das gelinde Fieber, das ihn befallen, erregte ihn nicht stark und er blieb bei voller Besinnung, aber er wurde doch so matt, daß etwas wie Gleichgültigkeit über ihn kam.

Der Arzt hatte eine Krankenpflegerin bestellt, die nach einer Stunde eintraf und die Sorge um den Kranken übernahm. Nach abermals kurzer Zeit erschien Doktor Wehler wieder mit einem älteren Kollegen, Professor Keibel vom Krankenhaus. Der untersuchte Sylvester genau und bestätigte, was der Hausarzt gefunden. Er legte die Hand auf die schmerzende Stelle und Sylvester stöhnte laut auf. Dann fragte er ihn, wann er schon früher daran erkrankt gewesen, und der Leidende, bei dem gerade die Schmerzen heftiger wurden, sprach in abgerissenen Sätzen sehr scharf und genau:

— Als Kadett, Herr Professor ... dann nochmals auf Kriegs ... schule ... ja ... wann ... wann war das ... ach, thut das weh ... ach ... oh ... oh ... vor fünf Jahren ... war's ... Herr Professor .....

Der Professor verabschiedete sich von Sylvester mit ein paar tröstenden Worten und zog sich dann in's Eßzimmer zu einer Beratung mit dem Hausarzt zurück.

Die Familie blieb im Salon. Die Mutter konnte sich nicht fassen und weinte wieder, während Fanny und

Tante Gustel an der Thür standen, um zu lauschen, wann die Ärzte gehen würden. Onkel Gottfried saß stumm und ernst da, ohne sich zu rühren, die Stirn auf die Hände gestützt. Da war es Line, die allein stark blieb. Sie ging zur Mutter, kniete vor ihr hin und tröstete sie mit leisen, beredten Worten:

— Es wird besser werden! Es wird besser werden! Gott wird schon helfen! Gott hat noch immer geholfen. Er wird schon das thun, was für ihn gut ist. Gnädige Frau, wirklich, Sie müssen stark sein. Mich trifft es doch auch, aber man darf nicht verzweifeln! Bitte, nicht, es wird wieder gut werden. Er wird schon wieder ganz gesund werden .....

Während sie noch vor der Mutter kniete, die sich allmählich zu beruhigen begann, öffnete sich leise die Thür. Doktor Wehler schaute herein:

— Herr von Geyer, darf ich vielleicht einen Augenblick bitten?

Onkel Gottfried stand auf und folgte in's Eßzimmer, wo ihm der Professor ein paar Andeutungen gab:

— Mein Herr Kollege wird es Ihnen schon gesagt haben, daß es ungemein schwierig ist, bei diesem Leiden eine Prognose zu stellen. Fast unmöglich. Diesesmal kann ich nur sagen: Gelingt es, den natürlichen Entleerungsprozeß wieder herzustellen, so ist alles gut. Ob das gelingt, das kann man hoffen, wissen aber nicht. Ich fürchte ... aus äußeren Anzeichen ... daß das Leiden tief liegt. Eine Eiterbildung wird vorhanden sein. Ein Eingriff ist jedoch in diesem Falle nutzlos. Vielleicht steigt das Fieber noch. Jedenfalls wegen der großen Schmerzen wollen wir Opium geben ... Ich komme morgen früh wieder ...

Der Professor ging und der Hausarzt folgte ihm, nachdem er versprochen, um elf Uhr noch einmal vorzugehen. Es war neuneinhalb Uhr abends.

Onkel Gottfried wurde von allen Seiten bestürmt um das, was der Professor gesagt, und er teilte es abgeschwächt mit, indem er der Hoffnung großen Raum ließ, erklärte, Professor Keibel sehe den Fall nicht kritisch an und habe versprochen, am anderen Morgen wiederzukommen. Erleichtert atmeten die Frauen auf und die Mutter lächelte wieder, als ob ihr Sohn schon gerettet wäre. Nur Line blieb sehr ernst. Sie stellte sich an's Fenster und sah unbeweglich, die Stirn an die Scheibe gelehnt, in die Nacht hinaus.

Sylvester fühlte sich sehr matt. Seine Gedanken gingen träge. Er dachte nur an die Mutter und an seine Braut. Der gestrige Abend war ihm in seliger Erinnerung, er träumte davon. Er träumte, Line stünde an seiner Seite und sie schauten hinaus auf die Stadt zu ihren Füßen und er war so glücklich, so unaussprechlich glücklich. Es war ihm, als wäre das alles, was er auf der Welt erreichen wollte, als habe er keinen Ehrgeiz mehr, als begehre er nichts anderes, als nur neben ihr zu stehen, immer neben ihr zu stehen. Es schien ihm, als hätte er nun alles erreicht, weshalb er sich abgemüht die Jahre, als hätte er nun, wo er ein festes, tiefes Glück empfunden, nicht mehr nötig zu kämpfen, zu streben, zu arbeiten, auf dieser Erde zu bleiben.

Da sprach er laut und feierlich, als sich das Fieber ein wenig gehoben, die Worte mit wundersamen Gedächtnis, die an der Wand der Albrechtsburg gestanden, und die ihm Line vorgelesen:

Der Tod ist gewiß,
Ungewiß der Tag!
Die Stunde auch
Niemand wissen mag
Drum fürchte Gott
Und denke dabei
Daß jede Stunde
Die letzte sei!

Als sich im Fieber seine Gedanken ein wenig zu verwirren begannen, rief er die Wärterin, die neben seinem Lager saß, an:

— Mutter! Es ist aus! Ich werde die Reise antreten .... wie ist das Wort .... von deß Bezirk kein Wanderer wiederkehrt.

Er versuchte sich aufzurichten, sodaß ihn die Wärterin mit Gewalt niederdrücken mußte:

— Herr Leutnant, liegen Sie doch still. Sie müssen still liegen.

Onkel Gottfried, der im Nebenzimmer geblieben war, trat leise in die Thür. Sylvester erkannte ihn:

— Onkel, sage Line, sie soll kommen. Ich will ihr Gute-Nacht sagen .....

Onkel Gottfried suchte ihn zu beruhigen und Ausflüchte zu machen, aber der Kranke erregte sich dadurch so, daß er hinausging, um zu thun, als ob er Line holen wollte. Da war Sylvester wieder ruhig. Er hatte plötzlich das ganz bestimmte Gefühl, daß er sterben würde und er freute sich darüber, es machte ihn glücklich. Es war ihm, als habe er sein Teil geleistet und könne nun die Arbeit niederlegen. Und als, da es schon elf Uhr vorbei war, Doktor Wehler eintrat und sein Fieber maß, sprach er zu ihm:

— Lassen Sie augenblicklich Line kommen und die Mutter, alle ....

Der Arzt nickte. Als er das Fieberthermometer herausnahm, stellte er eine plötzliche, hohe Temperatursteigerung fest und in diesem Augenblick packte ein Schüttelfrost den Kranken. Sylvester fragte wieder nach seinen Lieben und diesmal blickte er Doktor Wehler mit wildem Ausdruck an, und rief drohend:

— Ich will meine Braut und meine Mutter sprechen! Ich befehle es Ihnen!

Da ließ der Hausarzt Line und die Mutter herüberkommen, um den Kranken nicht aufzuregen. Sobald Sylvester sie sah, wurde er ganz ruhig. Er schien sie zu erkennen. Onkel Gottfried hatte den beiden gesagt, Sylvester wollte ihnen einfach Gute-Nacht sagen und Line hatte er zugeredet, ruhig zu kommen, es sei ja nichts dabei. Dabei hatte er sie Du genannt und ihr zu verstehen gegeben, daß sie hierdurch die Braut Sylvesters wäre. Der Kranke war ganz vernünftig, sodaß die biden von der Verschlechterung in seinem Befinden nichts ebemerkten. Er lag ruhig in den Kissen, nur manchmal verzog er im Schmerze den Mund. Nachdem er ihnen die Hand gereicht und beider Hände geküßt, sagte er ganz leise:

— Mutter, liebe Mutter, nimm Line als Deine Tochter an! Du, küsse Deine neue Mutter. Nenne sie Du! Bitte .... Du!

— Du bist meine liebe Mutter! — sagte Line und umarmte die Mutter, der die Thränen über das Gesicht perlten ..... Dann schob der Arzt die beiden Frauen hinaus und Sylvester schien ihre Abwesenheit gar nicht zu bemerken. Ein Schüttelfrost packte ihn wieder und er sagte:

— Mich friert. Gut zudecken!

Dann war ihm wieder zu heiß und bald fror ihn wieder. Während er immer für sich weiter redete und sich seine Gedanken mehr und mehr verwirrten, sprach im Nebenzimmer Doktor Wehler zu Onkel Gottfried:

— Sagen Sie den Damen, daß alles gut ginge und schicken Sie sie zu Bett. Ich bleibe hier. Falls es ...... Zeit sein sollte, werde ich Sie rufen .....

Onkel Gottfried blickte den Arzt mißtrauisch an:

— Falls es Zeit?

Doktor Wehler zuckte die Achseln. —

Sylvesters Fieber stieg. Er war im Delirium. Schüttelfröste wechselten mit Hitze. Seine Haut war matt und verlor ihre gesunde Farbe. Traumbilder mußten sein Hirn bewegen, denn er rief und murmelte fortwährend. Onkel Gottfried setzte sich mit dem Arzt in das Krankenzimmer und wartete, während ihm die Thränen in den weißen Bart rollten. Er lauschte, wie Sylvester fantasierte:

— Gabler ... Alter Kerl ... Jawohl ... Wir kommen ... Es schadet nichts, schadet nichts ... Gabler ... Vergeßt nicht, daß ich Eldenfleth vierzig Mark schuldig bin ... Line ... Lines Schwester ... vierzig Mark ... Gott so müde bin ich ... Onkel ... Onkel ... Gottfried ... Sylvester ist kein schöner Name ... Das Buch liegt rechts ... rechts ... Liebe Mutter hilf mir doch ... Hilfe ... ja ... ja ... ja ... Line ... Caroline von Eldenfleth und Sylvester verlobt ... rechts liegt es, rechts ... das Buch ... mein Gott wie weh das thut ... es ist nur eine Kommißheirat .....

Da schien es, als ob sein Verstand für einen Augen-

blick wiedergekommen wäre, und er sagte ganz zusammenhängend:

— Jeder Geyer macht eine Kommißheirat. Bis zum Hauptmann mußt Du warten .....

Dann kam aber wieder unzusammenhängendes Zeug.

Onkel Gottfried war so erregt, daß er die Qual kaum mehr mit anhören konnte und den Arzt wieder in das Nebenzimmer zog:

— Herr Doktor, kann man denn nicht operieren?

Doktor Wehler schüttelte den Kopf:

— Der Eiterherd wird wohl doch nach innen durchbrechen!

Wie ein Rasender lief Onkel Gottfried im Zimmer auf und ab, und flüsterte verzweifelt, mit Thränen in den Augen, dem Hausarzte in's Ohr:

— Und der arme Schelm wollte sich eben verloben! Daß es auch gerade jetzt kommen muß! Das Schicksal ist unbarmherzig.

Doktor Wehler sprach sehr ernst:

— Das Leben ist eben kein Lustspiel! Das wissen wir Ärzte am besten!

100.

Gegen vier Uhr Morgens sagte der Arzt, sich erhebend, zu Onkel Gottfried:

— Ich wäre dafür, die Damen jetzt zu wecken. Es ist Zeit!

Es dauerte eine Weile bis Fanny und Tante Gustel

erschienen, die geschlafen hatten. Line und die Mutter hatten sich nur angekleidet auf das Bett gelegt, der Schlaf floh ihre Augen.

Sylvester war nicht mehr bei Besinnung als sie eintraten, sein Atem ging schon stöhnend und ängstlich, er schluckte schwer und sein Gesicht hatte etwas starres und verfallenes. Bald röchelte er leise, warf unstäte Blicke umher und sein Körper schien in sich zusammen zu sinken. Die Hände tasteten langsam auf der Decke herum, die Lippen öffneten sich und ein leiser Seufzer entglitt seinem Munde.

Der Kranke schien sich zu strecken. Seine Züge nahmen einen ganz ruhigen, ernsten Ausdruck an.

Alles weinte rundum. Die Mutter saß dicht am Lager des Sohnes, und als er den letzten Atemzug that, sank ihr Kopf vom Schmerz überwältigt in die Kissen des Bettes, auf dem der Tote lag.

Line hatte keine Thränen. Ihr Gesicht war ganz starr und regungslos. Langsam trat sie an das Lager heran, blickte lange, lange Sylvester an, dann beugte sie sich nieder zu ihm und gab ihm einen Kuß auf die Stirn.

Onkel Gottfried ging hinaus. Er setzte sich im Nebenzimmer auf einen Stuhl und weinte. Der Arzt, der die Verhältnisse der Familie kannte, kam zu ihm, legte ihm seine Hand auf die Schulter und sprach leise und ernst:

— Fassen Sie Mut! Kann man mehr vom Leben verlangen als einmal glücklich sein? Und er war doch glücklich jetzt. Das ist nun einmal so mit dem Glücke der Menschen: wenn man den Becher hat, fehlt einem der Wein, und wenn man den Wein erhält, so mangelt der Becher!

Die Wärterin hatte die Vorhänge zurückgeschlagen, daß das Licht des jungen Tages voll zum Fenster herein fiel, auf das einfache, schmale, eiserne Bett und das Gesicht des Toten.

Er lag sehr still da und sehr friedlich.

Am vierzehnten Oktober 1884 hatte Sylvester von Geyer den Lebenskampf seiner kurzen vierundzwanzig Jahre beendet.

Ende.

Buchdruckerei Roitzsch, G. m. b. H., Roitzsch.